Verlag von **Leo Woerl**, K. u. K. Hofbuchhandlung in **Würzburg**.


Die
Völker der Erde
von
Dr. Bonif. Platz.
Würzburg
Verlag von Leo Woerl.
HEINR. WEBER X.A. STUTTGART.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

# Europa.

# Vorwort.

Hiermit schließen wir unsere Rundreise um die Welt. Der letzte Blick ist Europa gewidmet, diesem leitenden Welttheil, welcher im Verlaufe von zwei Jahrtausenden aus dem Schatten der Unbekanntheit zur höchsten Bedeutung sich emporgeschwungen hat. Staunend betrachten wir hier die erhabenen Höhen der Civilisation, auf welchen der europäische Rest der Menschheit steht; und vergleichen wir diese Kultur mit der Unkultur der nicht europäischen Bevölkerung der übrigen Welttheile, so müssen wir durch die großen Abstände beider unwillkürlich betroffen sein. Gewiß sind diese Unterschiede ganz enorm. Wenn wir aber von der äußeren Hülle dieser Civilisation absehen, wenn wir ihre geistigen und materiellen Errungenschaften auf einen Augenblick nicht in Betracht nehmen, sondern im Menschen einzig und allein den Menschen suchen, so finden wir, daß alle wesentlichen Merkmale des Menschen nicht nur in Europa, sondern auch im letzten Erdenwinkel anzutreffen sind. Familie, Behausung, Eigenthum, Hausgeräthe, Waffen, irgend eine Art der Regierung, Schmucksachen, Sprache, religiöse Ideen und Handlungen finden sich überall, auch beim ärmsten Australier, Hottentotten, Feuerländer oder Eskimo. Der Mensch trägt überall das Wesen des Menschen in sich; nirgends in keinem Welttheile fanden wir Erdenbewohner ohne jene gemeisamen Charaktere.

Auch ist zu bemerken, daß wir in Europa durch den Glanz unserer Kultur all zu sehr geblendet werden und häufig an Kulturstufen vorübergehen, deren Niedrigkeit an jene der wilden Völker stößt. Die Behausung des deutschen Torfbauern im Meppenschen Moor oder des rumänischen Landbewohners ist sicher elendiger und schmutziger, als der Kraal eines Kaffers oder das Zelt eines Indianers der Felsengebirge; die geistigen Fähigkeiten eines Auvergnaten sind sicher geringer und beschränkter als dieselben unzähliger wilder Völkerstämme. Wir laben uns an den Wohlthaten der christlichen Kultur und bewundern die majestätischen Dome der Gothik, die glänzenden Paläste der Renaissence; vergeßen aber sehr häufig dabei, daß sowohl im Norden als auch im Südosten Europas Heidenvölker leben, die in

Zelten wohnen und ein Nomadenleben führen. Mit einem Worte, überall finden wir wesentlich denselben Menschen; der Unterschied ist nur ein mehr oder weniger in der Kultur. Und namentlich verdankt unser Welttheil sein Übergewicht den Ideen des Christentums, die befruchtend und hebend auf die hochbegabte Rasse der Arier wirkten. Europa führt den Reigen; aber seine Bewohner sind doch nur Menschen.

Stift Zircz, im November 1893.

Dr. Bonifarius Platz
Cistercienser-Ordens-Priester.

# Inhalts-Verzeichnis.

# 1. Europa.

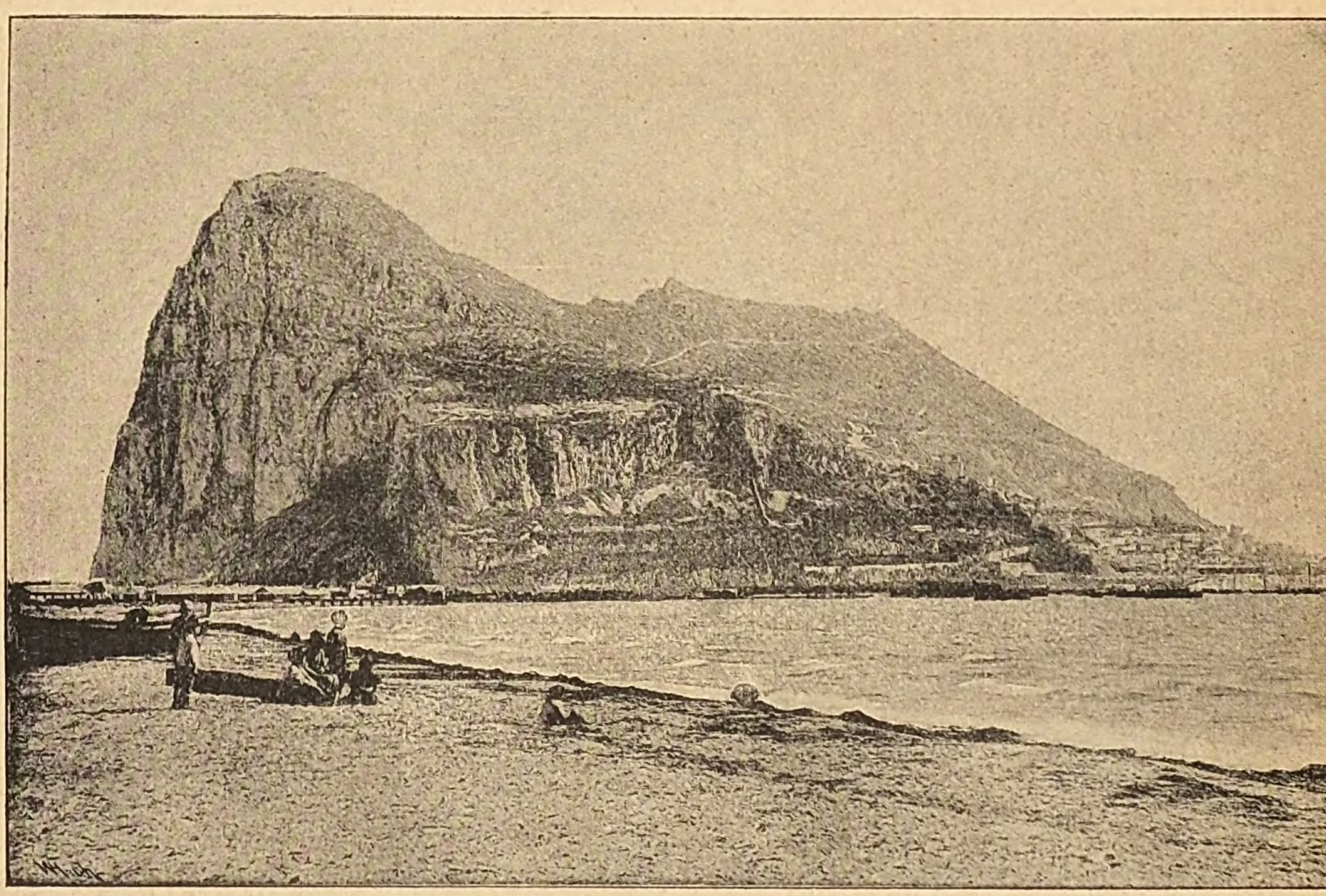
Ein Theil der Alten Welt, aber der kleinste unter allen.*) An Größe wird Europa von Afrika dreimal, von Asien vier und ein halbmal übertroffen und scheint einigermaßen nur eine weit nach Westen vorgestreckte Halbinsel dieses mächtigen Erdtheiles zu sein, mit dem es im Osten seiner ganzen Breite nach zusammenhängt. Unter den drei Kontinenten der Alten Welt gelangte Europa an letzter Stelle zur Entwicklung und Bedeutung. Die Kultur Aegyptens zählte schon mehrere tausend Jahre im Nordosten Afrikas; das mächtige Reich der Chinesen bestand gleichfalls schon einige Jahrtausende im fernen Osten Asiens; schon längst war die Macht Assyriens und Babyloniens in den ehedem reichen Marschländern Mesopotamiens großgewachsen; auch gelangte das Pantheon der Arja-Völker am Hochplateau Irans schon längst zum Abschluß: als Europa noch immer im tiefen Dunkel der Barbarei lag. Die großen Kulturcentren des Orients, diese Lehrmeister des Menschengeschlechtes, erreichten schon längst die höchste Stufe ihrer Gesittung; und Westeuropa war noch immer ein Tummelplatz von wilden, kannibalischen Höhlenbewohnern, die Seen der Schweiz, Bayerns und Oesterreichs das Heim von halbwilden Pfahlbauern. Erst an der Schwelle des Christenthums wird der verhüllende Schleier Europas gelüftet. Die Dämmerung begann im Orient, d. h. in jenen Theilen, welche den Kulturcentren des Ostens am nächsten lagen, in Griechenland und auf der italischen Halbinsel. Den alten Griechen bedeutete der Name „Europa" nur einen kleinen Theil des westlich von Kleinasien gelegenen Festlandes; das mittlere und westliche Europa war noch immer eine unbekannte Region und wurde erst durch die Eroberungszüge der Römer aufgeschlossen, zuvörderst Spanien und dann Pannonien. Die Züge Cäsars nach Gallien und Britannien (58—51 v. Chr.) verbreiteten über diese Region einiges Licht; unter Augustus wurden die deutschen Gebiete erobert, und als Vindelicien (Schwäbisch-Bayrische Hochebene), Rhätien (Mittelalpen) und Noricum (Ostalpen) dem Römerreich einverleibt. Das östliche mittlere Europa wurde erst durch die Völkerwanderung bekannt; den Norden erschloß die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche, welche bei einigen Völkern, wie bei den Altpreußen, nicht vor dem 13. Jahrhundert erfolgte.

Einmal dem Dunkel entrissen, ging die Entwicklung Europas raschen Schrittes von Statten. Seine äußerst günstige geographische Lage, die nicht minder günstige Gestaltung seiner Oberfläche, die hohe, durch das Christenthum bereicherte und gehobene Intelligenz seiner Bevölkerung waren die Hebel der raschen Entwicklung. Und so gelangte bald dieser zweitkleinste Welttheil, welcher Australien an Größe nur um wenig übertrifft, zur größten Bedeutung und hält gegenwärtig sowohl in kultureller als auch in politischer, geistiger und

*) Siehe Karte Europa.

materieller Beziehung die Oberherrschaft der Welt in den Händen.

Zwar bildet Asien den mächtigen Knotenpunkt, um welchen sich sämmtliche Kontinente lagern, Amerika im Nordosten, Australien im Südosten, Afrika im Südwesten, Europa im Westen, doch bildet Europa bezüglich des Weltverkehrs das eigentliche Centrum, welches von allen Seiten her am leichtesten erreicht werden kann. In unmittelbarem Zusammenhang mit Asien, liegt es in der nächsten Nähe von Afrika und ist von Amerika nur durch ein wenig breites und leicht befahrbares Meer geschieden. Seine weit ausgedehnten und vorzüglich gegliederten Küstenumrisse bieten überall einen leichten Zugang, während die strahlenförmige Vertheilung seiner Ströme den Eintritt in das Innere überall gestatten. Europa besitzt nur eine sehr ungleiche Vertheilung des Tief- und Hochlandes, doch birgt sein Inneres keinerlei Hindernisse für den Verkehr, wie es in den übrigen Kontinenten der Fall ist. Eine ins Unendliche gezogene Kette der Gebirge, wie die Kordilleren Amerikas; ein massenhaftes Hochland, welches, einem unüberwindlichen Bollwerk ähnlich, die den Rändern vorgelagerten Gebiete von einander scharf trennt, wie der Himalaya im Centrum Asiens; endlose Pampas, Llanos und dürre Prairien, wie in Amerika; wasserlose Sand- und Wüstenstrecken, wie in Afrika und Australien, giebt es in Europa nicht. Nirgends bietet das Gebirgsland oder das Tiefland ein Hemmniß für den Verkehr. Somit ist unser Kontinent nicht nur der am günstigsten gelegene Welttheil, sondern er ist auch durch seine äußere und innere Gliederung, ferner durch seine glücklichen klimatischen Verhältnisse dazu berufen, ein Centrum der gesitteten Welt zu sein.



Gibraltar. *)

Im Norden wird Europa vom Eismeer, im Westen vom Atlantischen Ocean, im Süden vom Mittelmeer und dem Schwarzen Meer, im Osten von Asien begrenzt. Da in Rußland die augenblickliche politische Grenze beträchtlich über den Uralrücken hinausgreift, herrscht bezüglich der Ostgrenze Europas mehr-

*) Nach Spanische Bilder von Hauser y Menet in Madrid.

facher Streit. Gewöhnlich wird aber als Grenzscheide gegen Asien das Uralgebirge und das Land zwischen Wolga und Uralfluß angegeben. Der nördlichste Punkt Europas ist das Nordkap bei Magerö 71° n. Br., der südlichste das Kap Tarifa in der Straße von Gibraltar 36° n. Br., der westlichste das Kap da Roca bei Lissabon 38° n. Br. Der Flächeninhalt Europas beträgt (ohne die Kanarischen Inseln und Madeira) 9,729,861 Quadratkilometer.

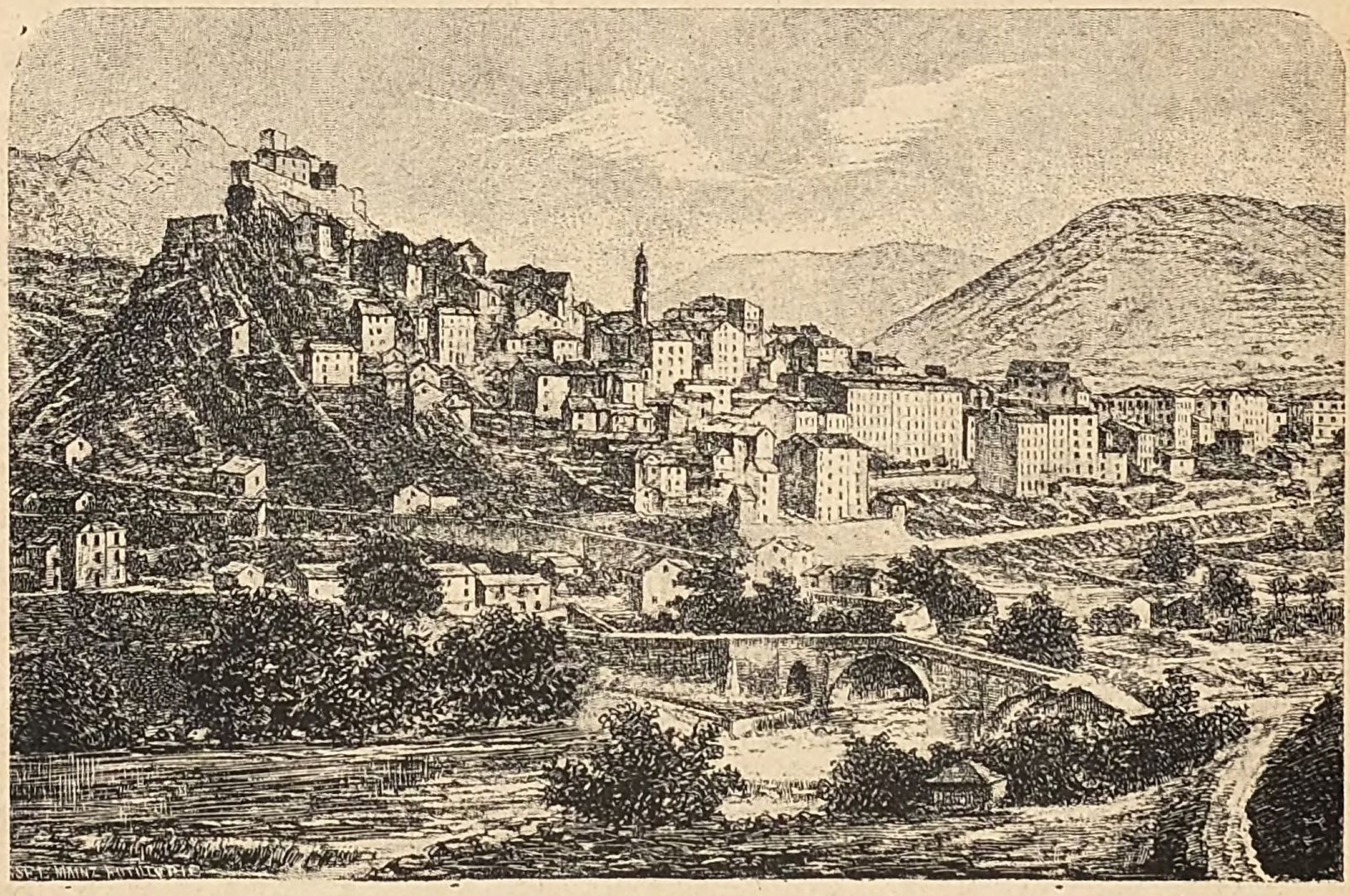
Kein Welttheil hat im Verhältniß zu seiner Größe eine so günstige und reiche Gliederung seiner Küsten aufzuweisen, wie Europa. Auf drei Seiten von Meeren umschlossen, bilden dieselben weit in das Land einschneidende Buchten, ja selbst weit ausgedehnte Binnenmeere, die eine so vielfältige Berührung zwischen Land und Meer bedingen, daß die Küstenentwicklung Europas 32,000 Kilometer beträgt. Das nördliche Eismeer entsendet als Theile das Karische Meer und das Weiße Meer weit in das Land hinein. Vom Atlantischen Ocean erstrecken sich zwei mächtige Binnenmeere weit in den Kontinent, die Nord- und die buchtenreiche Ostsee, und das Mittelmeer im Süden, welches mit seinen Gliedern, dem Marmara, Schwarzen und dem Asowschen Meer den ganzen Süden Europas einschließt. Die Ost- und die Nordsee stehen durch den Sund und die beiden Belte, das Kattegat und Skager Rak, in Verbindung; die Nordsee tritt nach Südwesten durch die Straße von Calais und den Kanal in das offene Meer, welches nach Norden zwischen England und Irland die irische See entsendet, im Süden zwischen Frankreich und Spanien den weit ausgedehnten Meerbusen von Biscaya bildet. Die Straße von Gibraltar verbindet den Atlantischen Ocean mit dem Mittelmeer. Dieses wird durch die langgestreckte italische Halbinsel in zwei Theile getrennt; der westliche Theil umfaßt: den Golf von Lyon und von Genua und das Tyrrhenische Meer; der östliche Theil wird durch das tief einschneidende Adriatische Meer, das Jonische Meer und das Aegäische Meer gebildet. Aus diesem führt die Straße der Dardanellen (Hellespont) in das Marmara Meer; dieses wird mittels des Bosporus mit dem Schwarzen Meere verbunden, in dessen Norden die Straße von Kertsch in das Asowsche Meer führt.

Die große Landmasse Europas besitzt die Form eines beinahe rechtwinkeligen Dreiecks, dessen Spitzen sich auf das nördliche Ende des Uralgebirges, die Kaspische See und den Meerbusen von Biscaya stützen. Alle außerhalb dieses Dreiecks liegenden Theile sind Halbinseln, welche, den weit in das Land einschneidenden Busen und Meerestheilen entsprechend, die reiche Gliederung unseres Kontinents ausmachen. Dem unwirthlichen Norden sind nur zwei Halbinseln, Kanin und Kola, eigen. Die große skandinavische Halbinsel ragt zwar im Norden in das Eismeer hinein, aber im Süden gehört sie schon dem Westen Europas an. Von ihr ist durch das Kattegat und Skager Rak die jütische Halbinsel geschieden; im Norden Frankreichs finden wir die normannische Halbinsel und die Bretagne, zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Mittelmeer die pyrenäische Halbinsel, zwischen dem westlichen und östlichen Becken des Mittelmeeres die italische, zwischen dem adriatischen und jonischen Meer einerseits und dem Schwarzen und Aegäischen Meer andrerseits die Balkanhalbinsel, endlich zwischen dem Schwarzen und Asowschen Meer die Krim oder die taurische Halbinsel. Die Gesammtfläche der Halbinseln beträgt etwa 2,700,000 Quadratkilometer.

Um den so reich gegliederten Körper Europas ist eine beträchtliche Anzahl von Inseln sehr günstig gelagert. Sie sind nicht nur gleichmäßiger vertheilt als die Inseln Asiens und Amerikas, sondern liegen auch zumeist in der unmittelbaren Nähe des Kontinents, von dem sie nur durch schmale Meerestheile getrennt sind und so als dessen Glieder erscheinen. Die Inseln des nördlichen Eismeeres, Nowaja Semlja, Waigatsch, Kolgujew und die Spitzbergen sind öde und ohne Bedeutung; das weit im Nordwesten entlegene Island wird durch die Faröer mit England

und Irland, diesen größten und wichtigsten Inseln des ganzen Kontinents, verbunden. Zu den größeren Inseln des Westens gehören noch die dänischen zwischen der Ost- und Nordsee. Kleinere Eilande giebt es ohne Zahl. Zahllos sind sie den Küsten Skandinaviens, Irlands, Englands und Frankreichs vorgelagert, wie denn auch die Ostsee einen sehr großen Schwarm schwedischer und russischer Inseln besitzt. Im Mittelmeer ragen an Größe die Schwesterinseln Corsica und Sardinien, ferner

mit der fast durchgängigen Ebenflächigkeit seines Bodens. Den Norden Afrikas füllen Wüsten aus, die Südhälfte ist zu einem Hochplateau angeschwollen, welches der Völkerberührung so sehr hinderlich ist. Amerika kennt nur ein östliches und westliches Gebirgsland, welches namentlich im Westen zur schwer übersteigbaren Hochgebirgsmasse gehäuft ist. Die centralen Theile füllen endlose und ermüdend einförmige Tiefländer aus, welche dem Verkehr nicht geringere Hemmnisse bereiten, als die Hochländer.



Corsica.

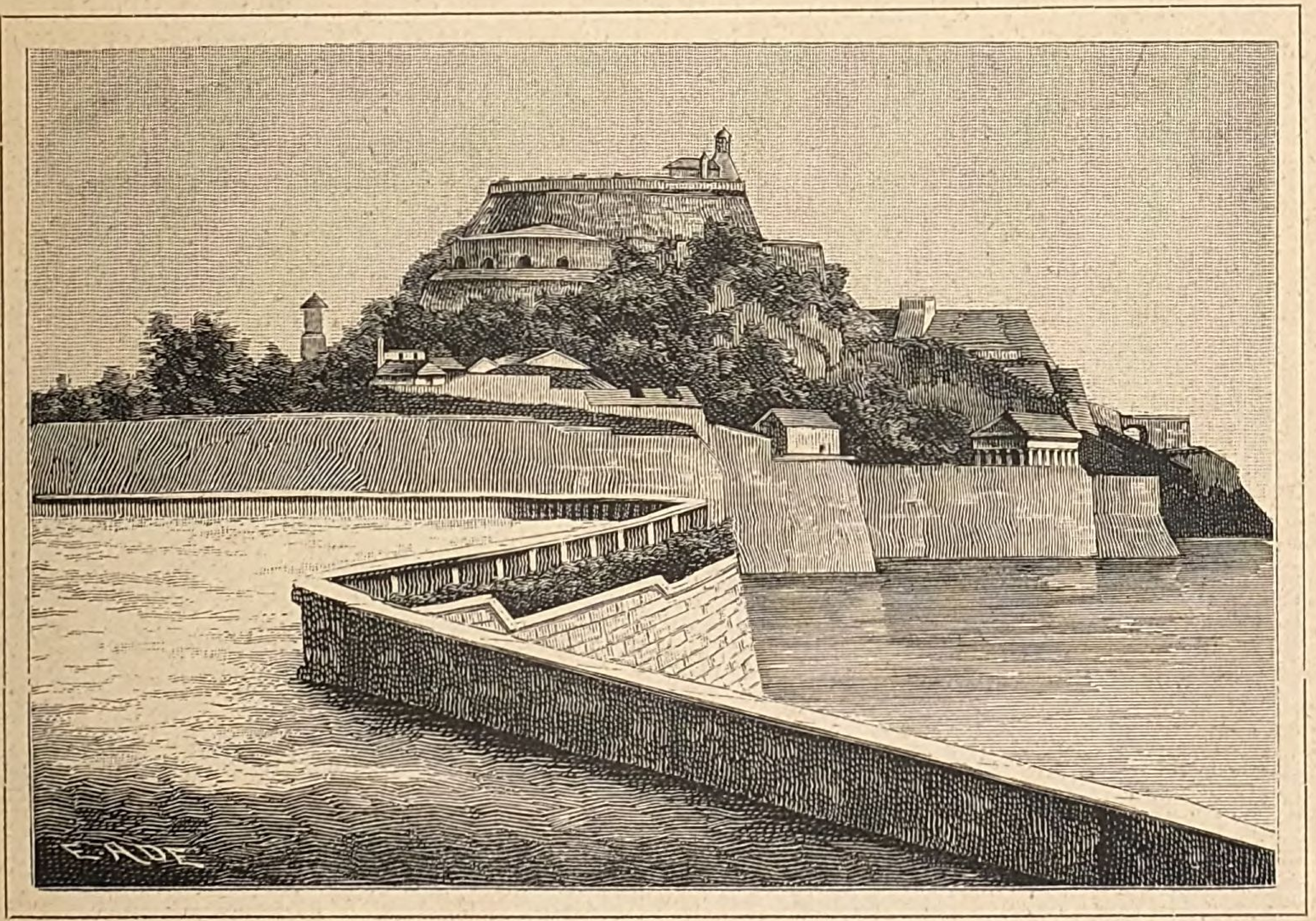
Sicilien hervor, das nur durch die schmale Straße von Messina von Italien geschieden ist. Ueberaus reich sind die Archipele des Adriatischen Meeres und Griechenlands, von denen die östlichen die Brücke nach Asien bilden. Sämmtliche Inseln besitzen einen Flächenraum von etwa 740,000 Quadratkilometer.

Einheit in der Mannigfaltigkeit, das Ineinandergreifen der verschiedensten Theile charakterisiren die Bodengestaltung Europas. In dieser Beziehung steht unser Kontinent einzig da. Wie armselig sieht Australien aus mit seinen peripherisch geordneten Gebirgen und

In der nördlichen Hälfte hat es volle drei Jahrhunderte gedauert, ehe die beiden Seiten des Kontinents sich in regere Verkehrsverbindung setzten. In Asien ist das Hochland gerade in den centralen Theilen zu einem verkehrsfeindlichen „Kontinent im Kontinente" geeint, dessen Hochebenen zumeist mit unzugänglichen Randgebirgen ummauert sind.

Nichts Aehnliches findet sich in Europa. Zwar zerfällt der Kontinent im Allgemeinen in zwei sehr ungleiche Hälften, in ein nordöstliches Tiefland und ein südwestliches Hochland, die durch eine Linie von der Rhein-

mündung bis zur Mündung des Dnjepr geschieden sind, doch bietet seine Oberflächengestaltung ein Durcheinandergreifen, ein harmonisches Ineinandergehen aller Hauptformen der Bodenbildungen dar. Das Tiefland zieht vom Ural nach Westen über Rußland, durch Rumänien, Ungarn, durch Norddeutschland, Nord- und Westfrankreich bis an den Nordfuß der Pyrenäen, um die Cevennen herum ans Mittelländische Meer und ins Rhonethal hinauf; ja, es erstreckt sich über den Atlantischen Ocean bis nach Ost- und Südschweden, Großbritannien und Irland. Das Tiefland zieht also gerade mitten durch Europa und begünstigt dadurch die Wanderungen der Völker in ostwestlicher Richtung. Die Gebirge des Südwestens sind zwar genügend hoch und zusammenhängend, um die Länder, welche sie bedecken, zu trennen und zu individualisiren; doch richten sie sich nirgends dem Kaukasus, dem Himalaya oder den Kordilleren ähnlich mauerartig auf, sondern sind allenthalben von Stromthälern und Niederungen durchbrochen, mittels welcher sie leicht zugänglich sind und mit den übrigen Theilen des Kontinents in Verbindung stehen. Selbst das höchste Gebirge, die Alpen, kann man überschreiten, ohne den Gürtel der Wälder, ja oft ohne den des Getreidebaues zu verlassen. Die dem Verkehr so sehr hinderlichen Hochplateaus finden sich in Europa nur in sehr beschränktem Maße, in großer Ausdehnung nur auf der pyrenäischen Halbinsel; wie denn auch echte Steppen nur auf der asiatischen Grenze, in der Umgebung der Kaspischen See vorkommen, wo das ganze Land schon einen mehr asiatischen als europäischen Charakter trägt.



Corfu.

Das große nordöstliche Tiefland umfaßt $^2/_3$ des ganzen europäischen Kontinents. Es ist eine langweilig einförmige Ebene, die nur hie und da durch niedrige Landrücken in ein wellenförmig hügeliges Land umgestaltet wird. Die in älteren Karten sich noch immer vorfindenden beiden Höhenzüge, der uralo-karpatische und uralo-baltische Rücken, welche in ostwestlicher Richtung über das ganze Tiefland ziehen und dasselbe in Landschaften mannigfaltiger Art absondern sollen, existiren

in der Wirklichkeit nicht. Vielmehr ist für das Flachland ein centrales Plateau charakteristisch, welches von mehreren Tieflandsbecken umgeben ist. Das centrale Plateau, in dessen Mitte Moskau liegt, erstreckt sich zwischen dem Dnjepr, der Wolga und dem unteren Don. Es besitzt nur eine mittlere Höhe von 200—250 m; sein höchster Theil, die nach Nordwesten vorgeschobene Waldaihöhe, überragt dasselbe kaum um 100 m. Dieses Hügelland ist besonders wichtig als Quellgebiet großer Flüsse. Um das centrale Plateau liegen folgende Becken: das arktische Tiefland mit dem Flußgebiete der Petschora, Dwina und Newa; das Tiefland der Wolga, dieses größten Stromes unseres Kontinents; das pontische Tiefland an der Nordküste des Schwarzen Meeres; das Tiefland des Dnjepr, mit der größten Sumpflandschaft Europas, den Rokitnosümpfen; das Tiefland der Ostseeprovinzen und das Tiefland der Weichsel. Gebirge fehlen dem großen Flachlande ganz; nur an der äußersten Südgrenze erhebt sich in der Krim das Jailagebirge bis zu 1540 m; ferner im Nordosten die nach dem Aequator zu gerichtete Kette des Ural, dessen höchste Erhebung 1687 m erreicht. Im Osten und Westen des Tieflandes taucht der Boden unter das Meeresniveau; im Osten in der Kaspischen Senke (24 m), im Westen in der niederländischen Senke (stellenweise 4—5 m), wo der Boden mittels der Dünen und Dämme gegen Ueberschwemmung geschützt wird.

Das südwestliche Gebirgsland zerfällt in ein Hoch- und ein Mittelgebirge. Den Kern des Hochlandes bilden die Alpen. Diese ziehen vom Meerbusen von Genua in einem Bogen zuerst nördlich, dann gegen Osten breiter, aber auch niedriger werdend, bis gegen die Donau; ein Ast streckt sich nach Südosten über die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie und die Türkei, und erhält in dem 3050 m hohen Schar Dagh in Albanien einen Abschluß. Nach Norden ist der Abfall der Alpen sanfter, nach Süden steiler, am steilsten gegen die lombardische Ebene, welche sie halbkreisförmig umsäumen. Zwar sind die Alpen in ihren centralen Theilen gewaltige Hochgebirge, dennoch aber bilden sie keine geschlossene Masse, sondern sind infolge der reichen Gliederung ihrer Seitenketten, der Hochebenen, der Stromthäler und Niederungen, die sie einschließen, eines der formenreichsten Gebirgssysteme der Erde, welches an landschaftlichen Schönheiten die viel höheren Gebirge der anderen Erdtheile übertrifft. Die erhabensten Gipfel (Montblanc 4810 m) ragen weit über die Baumregion, ja weit über die Grenzen des ewigen Schnees und sind in ihren höchsten Thälern mit Gletschern bedeckt; die mittleren Theile sind mit schönen Waldungen und frischen Wiesenmatten bestanden, die tieferen Thäler bergen feenhafte Seen und bieten Raum einer verhältnißmäßig üppigen Vegetation.

Im Westen, Norden und Osten lagert sich um die Alpen der große Gürtel der Mittelgebirge, die von den ersteren durch ein die Schweiz, Südschwaben und Bayern durchziehendes Plateau, die Oberdeutsche Hochebene, getrennt werden. Den westlichen Flügel bilden die französischen Mittelgebirge. Diese breiten sich im centralen Frankreich zu einem Plateau aus, fallen steil gegen die Rhoneebene ab, senden nach Westen zahlreiche Ausläufer in die französische Tiefebene, welche den ganzen Westen Frankreichs einnimmt. Im Norden der Alpen liegen die deutschen Mittelgebirge, die bald als Ketten-, bald als Gruppengebirge in regelloser Mannigfaltigkeit nach allen Himmelsrichtungen streichen und durch den Main in ein süd- und norddeutsches Bergland geschieden werden. Im Osten folgt der Gürtel der Karpaten, welcher, von den nordöstlichen Ausläufern der Alpen ausgehend, in einem weiten Gebirgsbogen Ungarn und das Hochland von Siebenbürgen umschließt und sich bis zum Mündungslande der Donau erstreckt. Das Mittelgebirge erreicht nirgends die Höhe der Alpen. Die höchsten Gipfel finden sich in den Karpaten, der Gerlsdorfer Spitz 2663 m, der Kriván 2496 m, aber auch diese erreichen nicht die Grenzen des ewigen Schnees.

Die Glieder Europas, die Halbinseln und



Teufelsbrücke in den Schweizer Alpen.

Inseln, sind durchaus gebirgig. Die iberische Halbinsel im Südwesten besitzt zwei selbständige Gebirgssysteme, die Pyrenäen im Norden, deren Fortsetzung nach Westen das kantabrische Gebirge ist, und die Sierra Nevada im Süden. Beide ragen weit über 3000 m, führen ewigen Schnee und in ihren nördlichen Abhängen auch Gletscher. Das Innere der Halbinsel ist ein Hochplateau, die ausgedehnteste Hochebene Europas. Auf der italischen Halbinsel entfalten sich die Apenninen. Sie beginnen im Meerbusen von Genua als ein Ausläufer der Alpen, ziehen der ganzen italischen Halbinsel entlang bis zur Straße von Messina, jenseits welcher sie in den Gebirgen Siciliens eine Fortsetzung haben. Ihr höchster Gipfel ist der Gran Sasso 2921 m. Die Apenninen zeichnen sich durch vulkanische Thätigkeit aus, die sich durch wiederholte Ausbrüche zweier Kegelberge, des Vesuv bei Neapel (1289 m) und des Aetna in Sicilien (3313 m) kundgiebt. Die griechische oder Balkanhalbinsel ist ein viel verzweigtes Gebirgsland, dessen Rücken sich nach allen Richtungen zerstreuen und kleinere Tiefebenen einschließen. Am schärfsten ausgeprägt ist der in ostwestlicher Richtung streichende Hämus oder Balkan, an dessen Nordfuß die bulgarische Hochebene bis zur Donau sich erstreckt. Unter allen Halbinseln trägt Skandinavien das mächtigste Gebirge. Es ist ein Massengebirge, das sich in nordsüdlicher Richtung in einer Länge von 1800 Kilometer ausdehnt. Seine höchsten Gipfel ragen nur wenig über 2600 m, doch sind sie infolge der nördlichen Lage mit ewigem Schnee und mächtigen Gletschern bedeckt. Gegen Osten fällt das Gebirge sanft ab, gegen Westen steil und in wild zerrissenen Gehängen, tief einschneidende Fjorde bildend.

Die Schwesterinseln Corsica und Sardinien sind gleichfalls von stattlichen Gebirgen erfüllt. Auf der ersteren mißt der Monte Cinto 2710 m. Großbritannien gehört in seinen östlichen und südlichen Theilen dem großen Tieflande an; im Norden (Schottland) und Westen ist es gebirgig, mit zerrissenen, buchtenreichen Küsten. In Irland herrscht das Flachland vor. Es giebt zwar überall isolirte Felshöhen, besonders im Norden und im Westen, aber nirgends bilden sie geschlossene Gebirgsabschnitte. Endlich ist das weitentlegene Island ein Heim vulkanischer Massengebirge.

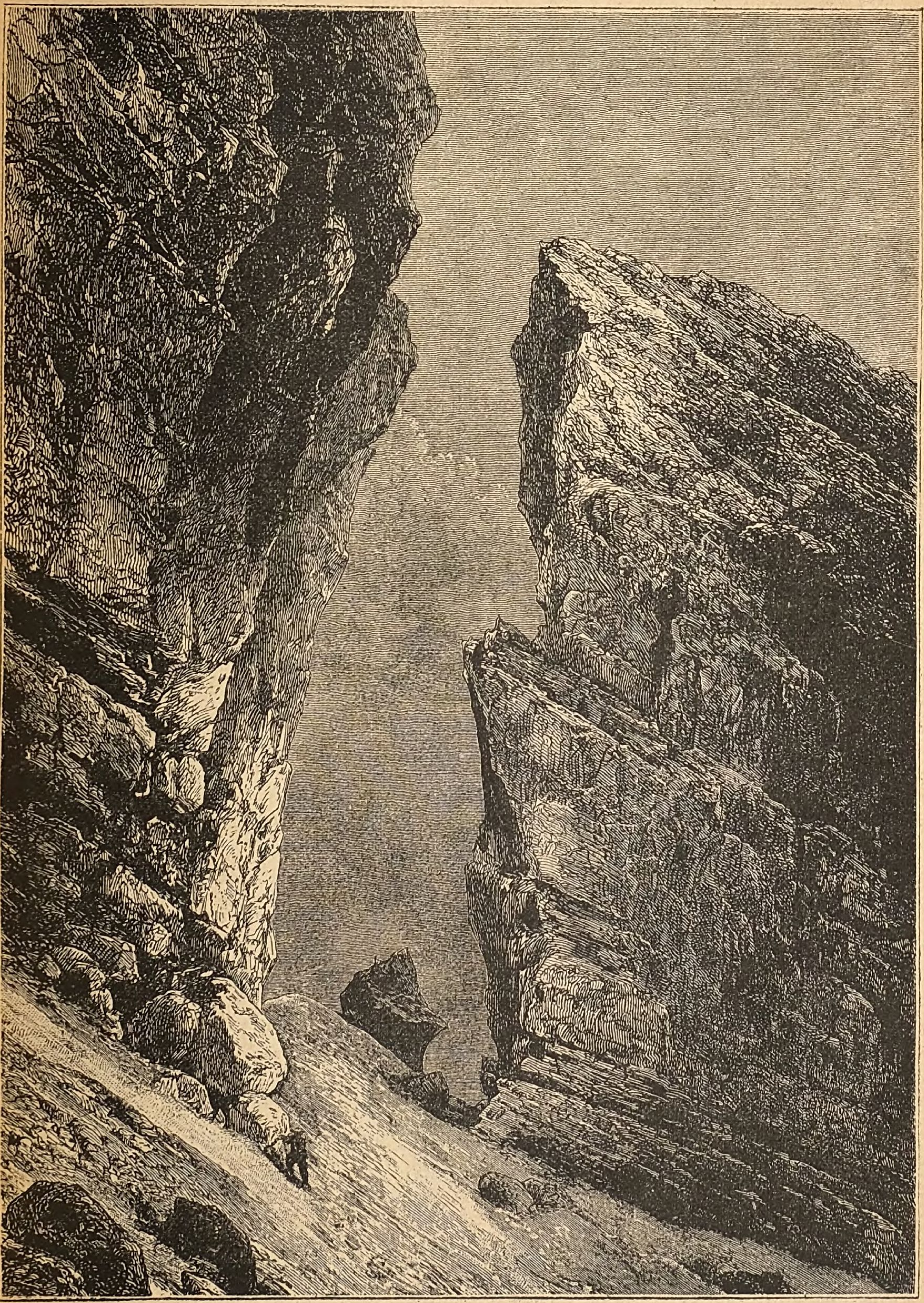
Zwar stehen die Flüsse Europas sowohl an Länge als auch an Wasserfülle den Riesenströmen der Alten und Neuen Welt sehr nach, doch sind sie ihrer durchgängigen Befahrbarkeit und ihrer äußerst günstigen geographischen Vertheilung halber für die Menschheit von ungleich größerer Wichtigkeit als die ersteren. Schon ein Blick auf die Karte genügt, um zu sehen, wie die großen Flüsse Europas von einem gemeinsamen Quellgebiet ausstrahlen und sternenförmig sich vertheilen. Loire, Seine, Rhône, Rhein, Po, Donau, Elbe, alle entquellen dem südwestlichen Gebirgslande und alle streben nach entgegengesetzten Himmelsrichtungen hin. Dasselbe wiederholt sich im nordöstlichen Tieflande, wo die wichtigsten Ströme, die Düna, der Dnjepr, die Dwina und die Wolga um die Waldaihöhe sich gruppiren und nach Westen, Süden, Norden und Osten sich zerstreuen. Die Wichtigkeit der Flüsse als Verkehrsadern wird noch durch zahlreiche Kanalbauten gesteigert, mittels welcher die entlegensten Meere in Verbindung gebracht werden. Aus der Kaspischen See kann man ungehindert auf der Wolga mittels Kanäle in die Dwina (Eismeer) und in die Newa (Ostsee) gelangen; das Schwarze Meer steht mittels der Donau, des Mainkanals und des Rheins mit der Nordsee in Verbindung, auch ist der Dnjepr (Schwarzes Meer) durch Kanäle mit den Zuflüssen der Ostsee verbunden; aus dem Mittelmeer führt im Süden Frankreichs der Kanal du Midi in den Atlantischen Ocean, wie denn auch die östlichen und westlichen Küsten Englands durch Kanäle mit einander verbunden sind.

Die Ströme Europas fließen, ihrer strahlenförmigen Vertheilung entsprechend, den verschiedensten Meeresbecken zu. Der größte Strom, die Wolga, mit einer Länge von 3183 km

und einem Flußgebiet von 1,459,000 qkm, ist ein Tributär der Kaspischen See. Am reichsten ist an Zuflüssen das Schwarze Meer. Dieses empfängt den Don, Dnjepr, Dnjestr und die Donau, diesen zweitgrößten und wichtigsten Strom des Kontinents. Die Donau ist 2780 km lang und besitzt ein Flußgebiet von 817,000 qkm. Ihre Wichtigkeit liegt darin, daß sie mitten im Herzen Europas ihrer ganzen Länge nach eine fahrbare Wasserstraße bildet und die Verbindnug zwischen Ost und West vermittelt. Sehr zahlreich sind die Zuflüsse der Ost- und Nordsee. Hierher münden die Düna, Weichsel, Oder, Elbe und der Rhein (1225 km). Das Mittelmeer empfängt nur Flüsse zweiten Ranges, unter anderen die Rhône. Unter den Zuflüssen des nördlichen Eismeeres ist die Dwina (1220 km) der wichtigste, als die Hauptverkehrsader der nördlichen Gebiete mit dem Innern Rußlands.

Sehr beträchtlich ist die Anzahl der Landseen in Europa. Wie in Amerika liegen auch hier nicht nur die größten, sondern auch weitaus die meisten im Norden, in der Umgebung der Ostsee, namentlich aber in Finnland, welches eines der seenreichsten Erdräume ist. An Größe überragen alle der Ladoga- und der Onegasee, der erste mit 18,130, der zweite mit 9750 qkm Flächeninhalt. Irland, Schottland, die Alpen besitzen gleichfalls zahlreiche Seen. Im ungarischen Tieflande dehnt sich der seichte, aber mit Kegelbergen wunderbar schön umsäumte Plattensee (635 qkm) aus; an der asiatischen Grenze, in der kaspischen Steppenebene, treffen wir wieder auf eine Schaarung von Seespiegeln, die aber meist nur ganz klein, ausnahmslos flach und von salzigem Inhalte sind. Die Größe des ganzen Seeareals von Europa beträgt nicht weniger als 167,698 qkm.

Unter allen Erdtheilen besitzt Europa die günstigsten klimatischen Verhältnisse. Mit Ausnahme eines kleinen nördlichen Striches hat es keinen Antheil an der Polarzone, auch ist ihm die sengende Hitze der Tropensonne ganz fremd. Im Gegentheil herrscht in Europa die goldene Mittelmäßigkeit, so daß unser Kontinent unter allen Erdtheilen der gemäßigteste ist. Die furchtbaren Gegensätze und die heftigen Schwankungen der Temperatur, unter denen Asien und Nordamerika zu leiden haben, kennt Europa nicht; infolge einer gleichmäßigeren Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge fehlt unserem Erdtheil auch die Form der Wüste mit den Hemmnissen, welche sie dem Verkehr und der Kultur der Menschheit bereitet, gänzlich. Diese günstige Gestaltung der klimatischen Verhältnisse ist eine Wirkung der warmen Meere, welche die Küsten Europas bespülen, und der günstigen Windrichtung, welche laue Seeluft weit über den feingegliederten Erdtheil dahinträgt. Im Westen ist der Atlantische Ocean der Wärmespender und noch mehr der durch seine Wärme ausgezeichnete Golfstrom, welcher, aus dem Meerbusen von Mexiko kommend, seinen erwärmenden Einfluß bis nach Island, ja bis zur Westküste von Nowaja Semlja und bis zur West- und Südseite von Spitzbergen verspüren läßt. Im Süden ist das Mittelmeer eine vorzügliche Wärmequelle, denn es gehört zu den wenigen landumschlossenen Meeresbecken, welche die örtlich empfangene Sonnenwärme, fast ungestört durch Zufluß kälteren Gewässers von außen, in sich aufspeichern und den umliegenden kontinentalen Massen ausspenden. Hierzu kommen noch die vorherrschenden West- und Südwestwinde, welche ihre Heimath in den warmen Meeren haben. Während in Amerika diesen Winden den Eintritt in den Kontinent die hohe Mauer der Kordilleren verwehrt, strömen sie in Europa ungehindert in die inneren Theile des Kontinents, führen ihm Wärme zu, spenden Regen und befördern das Gedeihen. Der Einfluß dieser wärmespendenden Faktoren ist in Europa sehr merklich. Noch im höchsten Norden unseres Erdtheiles zieht der Pflug Ackerbaufurchen, wo in gleicher Breite Asien und Amerika nur ein kümmerliches Nomadenleben fristen. In Nordamerika bedecken sich noch die Flüsse Pennsylvaniens auf gleicher Breite von Rom jährlich mit eisiger Decke; Südlabrador und Südkamtschatka besitzen, obgleich über 15° südlicher



Rolandsbresche in den Pyrenäen.*)

*) Nach Reclus, la terre à vol d'oiseau, Paris Hachette.

gelegen, doch gleiche mittlere Temperatur mit dem nördlichsten Norwegen.

Vergleichen wir die einzelnen Theile Europas mit einander, so bemerken wir allerdings erhebliche klimatische Unterschiede. Je mehr wir uns von den Wärmequellen nach dem Innern des Erdtheiles entfernen, um so geringer sind deren Wirkungen, und so finden wir gegen Osten und Nordosten eine immer geringere mittlere Jahrestemperatur. Selbst in dem äußersten Norden Norwegens friert an der offenen Seeküste noch kein Hafen zu, aber die Ostseehäfen leiden schon an Eisverschluß. Je mehr nach Osten, um so mehr



**Leuchtthurm und Klippen an der Westküste Englands.**

werden die kalten Nord- und Nordostwinde geltend, und so besitzt zwar Osteuropa heiße Sommer, aber auch sehr kalte Winter, während im Westen mäßig warme Sommer mit ziemlich milden Wintern sich paaren. Dasselbe gilt von den Niederschlägen. Am reichsten sind sie an der Westküste, wo sie namentlich an einigen Punkten der Westküste Nordenglands und Schottlands die echt tropische Höhe von mehr als 3 m erreichen. Nach Osten Europas vorschreitend nimmt die Regenfülle ab und ist in der kaspischen Steppe so gering, daß die Vegetation im Sommer der Gluth erliegt, wie sie im Winter der Kälte nicht widersteht. Daher hier das Auftreten nomadischer Bevölkerung wie in den Steppen Asiens.

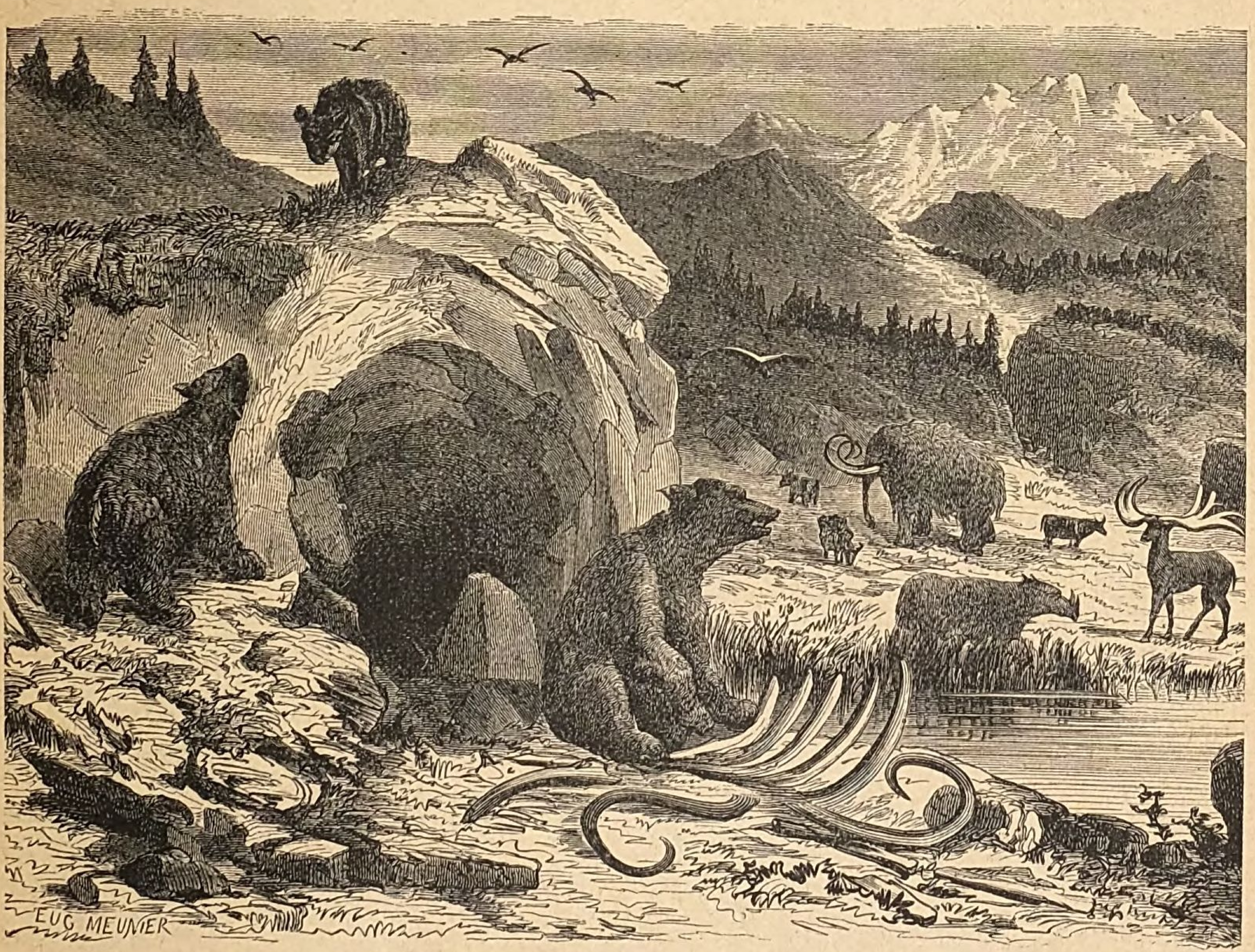
Dem im Großen und Ganzen gleichmäßigen Klima Europas entspricht eine Gleichartigkeit der Pflanzen- und Thierwelt. Nur die südlichsten und die nördlichsten Gebiete machen eine Ausnahme und sind durch eine eigenartige Fauna und Flora gekennzeichnet. Die große centrale Landmasse, der Rumpf des Kontinents, ist durch Laubhölzer, mit sommergrünem fallendem Laube, charakterisirt; er ist zugleich die Region des Getreide-, Wein- und Obstbaues und das Heim einer sehr ausgedehnten Viehzucht. An wilden Thieren sind in den dichtbewohnten westlichen Landschaften nur noch wenige vorhanden, so der Hirsch, das Reh. Dagegen sind im Osten Bären, Wölfe, Luchse, wilde Schweine noch in größerer Anzahl zu treffen. In den Alpen finden sich Gemsen, Murmelthiere und der immer seltener werdende Steinbock. Den südlichen Gebieten sind manche subtropische und tropische Gewächse eigen. Vor allem die immergrünen Laubbäume, wie die Orangen- und Citronenbäume, ferner Lorbeer, immergrüne Eiche, an Nadelbäumen die Pinie und Cypresse. Ganz im Süden erscheinen bereits tropische Pflanzen: Dattelpalme, Baumwollstaude und Zuckerrohr. An charakteristischen Thieren finden wir hier die Pardel- und Genetkatze in Spanien, den Schakal in der Türkei, das Stachelschwein in Mittelitalien, das wilde Bergschaf (Muflon) auf den Gebirgen Spaniens, sowie in Corsica und Sardinien. Von großer Wichtigkeit ist die Seidenraupe, welche besonders in Südfrankreich und Italien gezüchtet wird. Im hohen Norden verschwindet der Baumwuchs allmählich, und zwar in Norwegen zuerst die Fichte, dann die Kiefer, zuletzt die Birke. Jenseits des Polarkreises folgt die Tundra theils mit Moosen, theils mit Flechten bedeckt, welche den Renthieren Nahrung gewähren. Unter den Thieren sind die Pelzthiere von einiger Wichtigkeit; um so bedeutender ist aber das Renthier, welches die Existenz der nordischen Bevölkerung bedingt.

Nebst all diesen Vorzügen, mit welchen Mutter Natur unsern Kontinent in jeder Beziehung ausgestattet hat, kann sich Europa in Betreff der edlen Metalle und der Edelsteine mit den übrigen Erdtheilen nicht messen. Gold und Silber kommen in nennenswerther Menge nur in Rußland und in den Karpaten vor. Um so größer ist aber der Reichthum an Eisen und Kohlen, diesen echten Kulturmineralien der Neuzeit, welche unseren Kontinent befähigen, sich das Gold und die Edelsteine der übrigen Welttheile leicht zu verschaffen.

Die Bevölkerung Europas stammt aus Asien, dieser gemeinsamen Wiege des Menschengeschlechtes. Die erste Einwanderung fand in den Urzeiten statt, wo unser Kontinent ein von dem heutigen ganz verschiedenes Bild besaß. Es herrschte die Eiszeit über ihm, eine mächtige Vergletscherung, welche mit ihren eisigen Massen ganz Skandinavien, England, Schottland und das große Alpenland bedeckte, im Südosten bis zu den Karpaten reichte, ihre Spuren noch bei Moskau erkennen läßt. In diese Welt zog der Mensch von Nordosten ein, den großen sibirischen Säugethieren folgend, die durch die Kälte nach mehr südlich gelegenen Ländern verdrängt wurden. Mammuth, Nashorn, Renthier, Höhlenbär und andere schon längst ausgestorbene Thiere waren die Gefährten des Menschen in Westeuropa. Sie dienten ihm als Jagdthiere und lieferten nebst Stein das nöthige Material zu seinen Waffen und Geräthschaften. Seine Wohnung

fand der Mensch in Höhlenhorsten, die er den wilden Thieren entriß; Jagd und Fischerei spendeten ihm die Hauptnahrung. Es giebt aber auch Spuren, die zu beweisen scheinen, daß der Mensch in diesen Urzeiten schon Hausthiere hatte. Toussaint hat die Natur und die Eigenschaften der Pferdeknochen von Solutré untersucht und daraus die Ueberzeugung geschöpft, daß diese Pferde zahm gewesen sein konnten. Virchow sagt von den Renthieren von La Madelaine, daß manche Zeichen beweisen, daß der Mensch sie häuslich behandelt hat. Schaf- und Ziegengebeine — untermischt mit Renthierknochen in den belgischen Höhlen — beweisen dasselbe. Und Steenstrup behauptet von denselben Thieren, daß deren Reste bis zum Mammuthalter hinaufreichen. Es steht ferner außer Zweifel, daß diese Urmenschen kannibalischen Gelüsten fröhnten. In mehreren Höhlen fand man neben den Kohlen des Herdfeuers Ueberreste des Mahles, darunter außer thierischen auch Menschenknochen, die von den Kannibalen aufgespalten wurden, um das Mark zu verzehren.

Die urzeitlichen Menschen lassen einen zweifachen körperlichen Typus erkennen, einen langköpfigen, die Canstatt- und die Cro-Magnon-Rasse, und einen kurzköpfigen, die Furfooz-, Grenelle- und die Truchère-Rasse, wie sie nach ihren Fundstätten benannt werden. Das Ausbreitungsgebiet beider Typen dehnte sich von Skandinavien bis zu den Pyrenäen, nach Centralitalien und Böhmen aus. Obwohl von der Vergangenheit dieser Menschen uns sehr wenig bekannt ist, sind sie doch spurlos nicht verschwunden. Dadurch, daß auch jetzt noch einzelne Individuen den Stempel dieser Rassen zur Schau tragen, haben wir nach de Quatrefages und Hamy den Beweis, daß jene Urmenschen sich mit später entstandenen Rassen



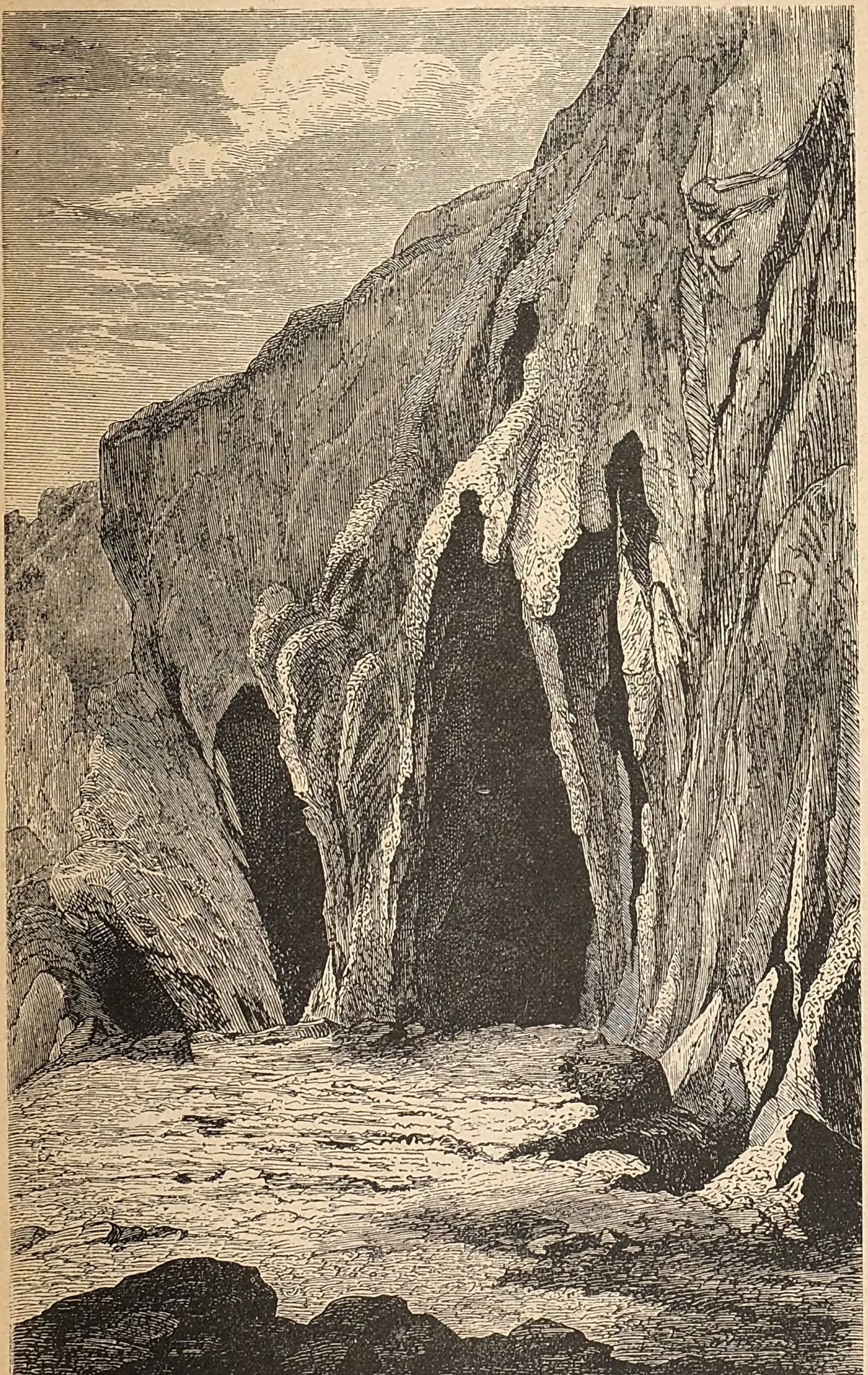

**Gefährten der Urmenschen.**

verschmolzen und sich an der Bildung der gegenwärtigen Menschenrassen betheiligt haben.

Während im Westen die allgemeine Vereisung abnahm, die Gletscher verschwanden oder sich zurückzogen und der Mensch den Urthieren den Untergang bereitete, siedelten sich an den Alpenseen neue Einwanderer an, die, weil sie ihre Wohnungen über die Fluthen der Seen auf Pfähle errichteten, Pfahlbauer genannt werden. Die Pfahlbauer vertreten schon eine höhere Kulturstufe. Sie hatten feste Wohnsitze und betrieben Ackerbau und Viehzucht. An Geräthen hatten sie solche von Stein und Horn, doch scheinen im größeren Theile der Niederlassungen die Bronzegegenstände überwiegend zu sein, auch kommen Geräthe von Eisen häufig vor. Alle Kulturreste der Pfahlbauer weisen auf eine Verbindung mit dem Orient hin und bezeugen so den Weg, welchen diese Ankömmlinge gezogen sind. Ihre Hausthiere, das Pferd, der Esel, der Ochs, die Ziege, das Schaf sind asiatischen Ursprungs; an Getreide zogen sie die sechszeilige Gerste und den ägyptischen Weizen, welche auch von den alten Römern, Griechen und Aegyptern gebaut wurden. Die kleinen bei Wauwyl in der Schweiz gefundenen Glasgegenstände stammen nach Cotta aus Phönicien, nach Le Hon aus Aegypten. Die gefundenen Bronzeschwerter zeigen nach Keller, diesem gründlichsten Kenner der Pfahlbauten, eine auffallende Aehnlichkeit mit den etruskischen Erzeugnissen. Die im Pfahlbau bei La Tône am Neuenburgersee gefundenen barbarischen Nachahmungen der macedonischen Münzen deuten nicht nur auf eine Verbindung mit dem Orient hin, sondern lassen auch das Alter dieser Niederlassungen erkennen. Allem Anschein nach zogen die Pfahlbauer aus dem Orient den Gestaden des Mittelländischen Meeres entlang nach Westen, und ihre Niederlassungen ragen vielfach in die gallische und römische Zeit hinein. Die bei La Tône gefundenen eisernen Schwerter sind nach Ratzel gallischen Ursprungs, weil auf ihnen öfters die Gestalt des Einhorns wiederkehrt, die man auf echt gallischen Erzeugnissen, besonders auf Münzen, häufig findet. Haßler und Fraas sehen sich durch ihre Erfahrungen veranlaßt, der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß die Pfahlbauer germanische Stämme waren.

Hiermit gelangen wir aus dem Dunkel der Urzeit zur heutigen Bevölkerung Europas. Unter allen Erdtheilen ist Europa am dichtesten bevölkert. Auf einem Areal von 9,729,861 qkm beträgt die Zahl der Bevölkerung 357,379,000 Seelen, so daß auf den Quadratkilometer 33 Bewohner kommen, während in Asien nur 18, in Afrika 7, in Amerika sogar nur 2,6. Mit Ausnahme eines kleinen mongolischen Bruchtheiles gehört die Hauptmasse der Bevölkerung, 93 %, der kaukasischen Menschenrasse an, obwohl viele Angehörige der erstgenannten Rasse sich mit den Kaukasiern so vielfach vermischt haben, daß sie trotz ihrer Sprache den letzteren beigezählt werden müssen. Die Kaukasier bilden sprachlich den großen arischen oder indoeuropäischen Stamm, welcher, in drei mächtige Glieder geschieden, in unbekannten Urzeiten vom Hochplateau Irans dem Westen zuströmte. Die griechisch-italische Familie zog wahrscheinlich über Kleinasien ein und umfaßt gegenwärtig die Völker im Süden und Südwesten Europas. Die germanische und slavische Familie drang durch die Völkerpforte nördlich vom Kaukasus ein. Die Germanen nehmen die Mitte und den Nordwesten, die Slaven die östlichen und nordöstlichen Gebiete unseres Kontinents ein und sind beide in sehr zahlreiche Völker geschieden. Zu den Ariern zählen noch die Kelten oder Gallier, die ehedem ganz Mittel- und Westeuropa innehatten, gegenwärtig aber nur noch in der Bretagne, in Wales, in einem Theil von Schottland und Irland rein erhalten sind; ferner die Albanesen auf der Balkanhalbinsel, endlich die Zigeuner, dieses indische Wandervolk, das seit dem 14. Jahrhundert sich über ganz Europa verbreitet hat. Nicht arische Kaukasier sind die Juden, deren 6 Mill. Europa bewohnen.

Zur mongolischen Rasse gehören die finnischen Völker im Norden, die Magyaren im großen mitteleuropäischen Tieflande, die



Wohnung der Urmenschen.*)

*) Nach Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch. Spamer.

türkischen Osmanen, die Kalmücken an der Wolga und die sogenannten turko-tatarischen Völker, Nogaier, Baschkiren u. a. in dem Steppenland am Kaspischen und Schwarzen Meer. Eine Sonderstellung nehmen die Basken in einigen Pyrenäengegenden Frankreichs und Spaniens ein. Sie werden als Nachkommen der alten Iberer angesehen.

Unter seinen 357 Mill. Einwohnern zählt Europa nur 1 Mill. Nomaden. Diese leben theils in den unwirthlichen nordischen Gebieten, theils ziehen sie in den südöstlichen Steppen herum, wo sie ein schon mehr asiatisches Leben führen. Die große Masse hat feste Wohnsitze und fristet ein thätiges Dasein, dessen Beschäftigungen nicht nur die physischen, sondern auch die geistigen Kräfte in Anspruch nehmen und sie zugleich vervollkommnen. Ackerbau, die damit verbundene Viehzucht, Bergbau, Handel und Gewerbe bilden die Haupterwerbsquellen; durch Künste und Wissenschaften feiert der Geist seine Triumphe. Hierdurch ist unser Kontinent nicht nur der Herr und Meister, sondern auch der Lehrmeister der übrigen Welttheile geworden. Seinen Einfluß läßt er auch in dem entlegensten Winkel der Erde verspüren, und spendet zugleich den übrigen Kontinenten Bevölkerung und Gesittung und ist bestrebt, die Eingeborenen der fremden Erdtheile zu sich zu erheben. Diese kulturelle Höhe der Bevölkerung Europas ist nicht allein der günstigen physischen Gestaltung des Kontinents, den ursprünglichen geistigen Anlagen seiner Völker, sondern vielmehr der allgemeinen Verbreitung des Christenthums zuzuschreiben. Diese höchste und vollkommenste aller Religionen verbindet mit geringer Ausnahme sämmtliche Völker Europas. Seine hehren und göttlichen Ideen haben die barbarischen oder halb civilisirten Arier auf neue Bahnen gelenkt. Das Gesetz der individuellen Freiheit, welches den Alten unbekannt war, die Achtung der Menschenwürde waren nebst anderen die mächtigen Grundsteine und Hebel der hohen Gesittung und geistigen Entwicklung Europas. Die Christen zählen 343 Millionen, Nichtchristen 14 Millionen, und zwar 6 Millionen Juden, 6,4 Mill. Mohammedaner, 0,4 Mill. Heiden. Die letzteren bestehen aus schamanistischen Samojeden im Norden und aus buddhistischen Kalmücken im Südosten.

---

## 2. Großbritannien.

Dieses große Inselreich der Erde,*) dessen Machtsphäre über alle Erdtheile und Meere ausgebreitet ist und dessen Scepter in allen fünf Kontinenten über 21 Millionen Quadratkilometer, also fast $^1/_6$ der gesammten Landfläche und über 269 Millionen Einwohner, also fast $^1/_5$ des ganzen Menschengeschlechtes waltet, liegt westlich vom europäischen Kontinent und besteht aus zwei großen Inseln, Großbritannien (England, Schottland, Wales) und Irland, zahlreichen Küsteninseln und drei kleineren Inselgruppen im Norden: den Hebriden-, Orkney- und Shetlandinseln, welche wie abgerissene Trümmer der größeren Landmassen erscheinen. Auf allen Seiten von Meeren umschlossen, wird das Inselreich im Osten durch die Nordsee, im Süden durch den Kanal vom Kontinente getrennt; zwischen beiden großen Inseln liegt die irische See nebst ihren Ausgängen, den Nord- und S. Georgs-Kanal; der Norden und Westen wird von den Fluthen des Atlantischen Oceans bespült. Die Gesammtfläche der britischen Inseln sammt den kleinen normännischen Inseln an der Nordwestküste Frankreichs beträgt 314,628 Quadratkilometer mit 37,888,152 Einwohner.

Das britische Inselmeer stand vor Zeiten in Verbindung mit dem europäischen Konti-

*) Siehe Karte Europa.

nent. Das große nordöstliche Tiefland Europas erstreckt sich über die Nordsee und den Kanal und findet eine Fortsetzung in Großbritannien und Irland. Eine Erhebung des Meeresbodens um nur 31 Meter würde eine Landenge zwischen England und den Niederlanden entstehen lassen; und eine Erhebung um weitere 24 Meter würde die ganze Südhälfte der Nordsee und einen Theil des britischen Kanals in trockenes Land verwandeln. Nebst Griechenland und Skandinavien besitzen unter allen Gliedern Europas die britischen Inseln die reichste Küstenentwicklung. Weite Einbuchtungen, schmale, tief ins Land einschneidende Fjorde wechseln besonders an den westlichen Gestaden beider Inseln mit lang vorgestreckten Halbinseln und bieten den vorzüglichsten Häfen Platz. Im Süden und Osten Englands sind die Küsten meist flach, die Häfen häufig, selbst die Mündung der Themse, durch Sandbarren verschlossen; dagegen ist der Küstensaum im Nordosten, ferner in Cornwall und Wales, wie auch in Schottland größtentheils schroff, zerrissen und durch steile Felsen gebildet. Wie in Großbritannien ist auch in Irland die Ostküste flach und einförmig, die Westküste steil und gegliedert.

Die Bodengestaltung Großbritanniens besitzt eine große Mannigfaltigkeit. Im Großen und Ganzen dürfen wir ein Flachland und ein Hochland unterscheiden. Das erstere nimmt die Südhälfte Englands ein. Es ist aber mit Ausnahme des im Osten gelegenen Fen-Distrikts, welcher aus Schwemmland besteht, keine eigentliche Ebene, sondern ein wellenförmiges Hügelland, dessen Erhebungen jedoch nur ausnahmsweise 350 m übersteigen. Dieses englische Flachland trägt im Allgemeinen keinen heiteren und nur strichweise einen üppigen Charakter. Darf man es auch nicht einförmig nennen, wie eine russische Steppe, so weist das Land doch oft eine träumerische Physiognomie auf. Weite Flächen werden überall durch grüne Hecken, vereinzelte Baumgruppen, Farmen und Herrenhöfe mit weit ausgedehntem Parke unterbrochen. Aber der schwere Nebelhimmel, sagt Brennecke, welcher oft über der Landschaft hängt, dämpft jeden lebhaften Reiz. Trotz ausreichender Durchschnittswärme wird das Obst vielfach wegen Sonnenmangels nicht reif; desto üppiger stehen die Eichen und Buchen im Laube, desto sammetweicher und saftiggrüner gedeiht der Rasen.

Das Hochland füllt Cornwall, Wales, Nordengland und mit geringer Ausnahme ganz Schottland aus und bildet durch seine mineralischen Schätze den Grundstein der unübertroffenen Industrie Großbritanniens. Die Gebirge sind meist äußerst kahl und waldlos, nur mit Heidekräutern und Torfmooren bedeckt, durch tiefe Thäler und Schluchten zerklüftet, auch erreichen sie nirgends die Grenzen des ewigen Schnees. In Cornwall, dessen reiche Lagen von Zinn, Kupfer und Blei seit Jahrtausenden abgebaut werden, bildet der Dartmoor Forest (621 m) den höchsten Gipfel. Es ist dies kein Wald, sondern ein trostloses Sumpf- und Heideland. Die Gebirge von Wales, die Cambrian Mountains, sind im Süden äußerst unwirthlich, bieten nur eine spärliche Schafweide, sind aber reich an Steinkohlen. Ihre mächtigste Erhebung ist der im Norden gelegene Snowdon (1094 m), dessen Umgebung mit Ruinen aus der Druiden- und Römerzeit förmlich besäet ist. Im Norden Englands zieht in nordsüdlicher Richtung das Penninische Gebirge (Croß Fell 892 m), dessen südliche Hälfte von mächtigen Steinkohlengebirgen umschlossen wird, welche dieses Gebiet zu dem größten und dichtbevölkertsten Industriebezirk der Erde machten. Westlich von der Penninischen Kette erheben sich die Cumbrian Mountains. Diese bilden ein unregelmäßiges Haufengebirge mit steil anstrebenden Gipfeln (Scaw Fell 942 m), theilweise zwar mit Heide bedeckt, aber reich an fetten Weiden, schattigen Wäldern und malerischen Seen, welchen dieser von Touristen vielbesuchte Theil Englands den Namen des „Seebezirks" verdankt.

Im Norden des Penninischen Gebirges zieht der Piktenwall, den der römische Feldherr Agricola unter Vespasian an der Grenze zwischen England und Schottland aufführen ließ,



St. Michael in Cornwall.

um die Provinz Britannia gegen die Einfälle der Pikten zu schützen. Jenseit desselben breiten sich die Cheviot Hills aus, ein kahles durch Schluchten arg zerklüftetes Felsengebirge, das seit Jahrhunderten die Grenze zwischen England und Schottland bildet. Die nördlichen Ausläufer desselben bilden das südschottische Hügelland, dessen Gipfel nur selten 800 m übersteigen. Es wird dasselbe von dem nordischen Hochland, Highlands, durch ein Tiefland, Lowlands, die schottische Centralebene, getrennt, welche sich vom Firth of Clyde bis zum Firth of Forth erstreckt. Das Tiefland ist reich an mächtigen Steinkohlenlagern und Eisensteinflötzen, es ist der Mittelpunkt einer großartigen Eisenindustrie und zugleich der dichtbevölkertste Theil Schottlands, indem auf einer Fläche von 6500 qkm. die Hälfte der gesammten Bevölkerung wohnt.

Das nordische Hochland wird durch das lange, enge Thal Flenmore in zwei Theile geschieden. Die südliche Hälfte umfaßt die Grampians, dieses mächtigste Bergland Großbritanniens. Die Grampians bilden das Rückgrat Schottlands, welches sie in mehrfacher Reihe durchstreifen, vom Saume des Atlantischen Oceans bis zur Küste der Nordsee. Wie in ganz Schottland, ja selbst in England und Irland die Westseite sich schroffer und wilder darstellt, als das Ostende, so bauen auch die Grampians ihre wildesten Gruppen an den Buchten der West- und Nordwestküste auf. In ihnen erheben sich die mächtigsten Gipfel Großbritanniens, der Ben Nevis (1343 m) und der Ben Macdui (1309 m). Nebst den pittoresken Formen gehört die Fülle des Wassers zu den anziehendsten Schönheiten der Grampiankette. Feenhafte Seen füllen die schmalen und engen Thäler aus. Hunderte von Wasseradern, schwächeren und volleren, rieseln, rinnen und schießen an den Gebirgsflanken aus dem Schoße der Thäler, durch enge Klüfte nach rechts und links hernieder. Überall tosen jähe Bäche über tausende von Felsblöcken dahin, Gesteine und Bäume mitfortreißend in ihrem nimmerruhenden Wirbeltanze. Der nördlich von Glenmore gelegene Abschnitt des Hochlandes bildet eine kahle Hochebene mit zahlreichen Torfmooren und Hochgipfeln (Ben Attow 1219 m). Es ist dies der unwirthlichste und am dünnsten bevölkerte Theil des Landes, fast unbewohnbar wegen seines armen Bodens und des stürmischen und nebelreichen Klimas.

Das dicht umnebelte grüne Erin, Irland, bildet in seinen centralen Theilen eine wellige Tiefebene, besäet mit Seen, Sümpfen und Torfmooren. Das Bergland liegt auf den Küsten zerstreut; es ist kein Ketten-, sondern ein Gruppengebirge, kahl, waldlos und wild, aber nicht ohne malerische Schönheiten. Im hohen Norden auf der Küste der Grafschaft Antrim ist der Giant's Causeway, Riesendamm, zu nennen, bestehend aus etwa 40,000 Basaltsäulen, deren fünf- und sechseckige Formen die Täuschung eines künstlerischen Baues hervorrufen.

Großbritannien besitzt ein sehr mässiges Insel-Klima. Die Westwinde und der Golfstrom bilden für das Land den Wärmespender und bedingen eine Temperatur, die an einigen Punkten, wie in Cornwall, Myrten, Lorbeeren und Fuchsien selbst im Winter im Freien gedeihen läßt. Die Folge der oceanischen Lage ist aber auch der stets trübe Himmel, die düstere Nebelhülle und der große Reichthum an Niederschlägen, in welcher Beziehung kein Land Europas mit Großbritannien verglichen werden kann. Während der sonnenarme Himmel in einem großen Theile Englands viele der edlen Früchte nicht reift, erzeugt das feuchte Klima die saftigen, smaragdgrünen Rasenflächen, die den englischen Landschaften ihren anmuthigen Grundzug verleihen. Auch hängt mit dem Regenreichthum die große Fülle der fließenden Gewässer zusammen, die das Land nach allen Richtungen hin durchziehen und höchst wichtige Verkehrsstraßen bilden, deren Zahl noch durch eine Menge von künstlichen Wasserstraßen, Kanälen erhöht wird. Unter den Flüssen Großbritanniens steht die Themse (325 km.), dieser König der Flüsse, wie ihn die Engländer mit Rücksicht auf seine kommerzielle Bedeutung nennen, oben an; dann der Humber und der nach Westen mündende Se-

vern. Der längste Fluß der britischen Inseln gehört dem trüben Irland; es ist dies der Shannon mit einem Lauf von 350 km.

Wir haben schon gedacht der reichen mineralischen Schätze Großbritanniens, die in Vereinigung mit dem Thätigkeitstrieb und Unternehmungsgeist der Nation jene Industrie schufen, welche an der höchsten Spitze der menschlichen Leistungsfähigkeit steht. Die Hälfte der Bevölkerung findet sein Fortkommen durch Fabrikarbeit. Der überaus große Reichthum an Kohle und Eisen, die große Mannigfaltigkeit der Maschinen, die dadurch entstandene Arbeitstheilung, die leichten Verkehrsverhältnisse, die mächtigen Besitzungen in allen Theilen der Welt, haben England den Stempel einer Gewerbsthätigkeit aufgedrückt, die außer Landes unbekannt ist. Großbritannien ist der erste Handelsstaat der Erde. Seine Häfen sehen jährlich mehr als 100,000 Fahrzeuge einschiffen aus allen Meeren der Welt, wovon etwa 60,000 Segler und Dampfer die britische Flagge tragen, mit 33 Mill. Tonnengehalt.

## 3. Die Bevölkerung Großbritanniens.

Die Urbewohner der britischen Inseln waren die Kelten oder Gaelen, ein Volk des indogermanischen Stammes, die als Briten, Skoten und Iren beide Inseln innehatten. Zwar standen die Briten mit den Phöniciern in einiger Verbindung, doch blieb diese ohne nachhaltigen Einfluß; dagegen nahmen dieselben von den römischen Siegern manche Sitten an, namentlich die römische Ueppigkeit und das Wohlleben. Die ewigen Fehden, mit welchen sich die Kelten gegenseitig bedrängten, veranlaßten im 5. Jahrhundert eine Einwanderung germanischer Stämme von den Küsten der Nordsee, namentlich der Sachsen und Angeln, die, sich des Landes nach und nach bemächtigend, die Kelten theils in die Gebirge von Wales, theils nach Norden verdrängten. Diesen folgten Dänen und Skandinavier, im 11. Jahrhundert französische Normannen, die mit Schwert das Land und Volk sich unterwarfen. Aus diesen keltischen, germanischen und normannischen Elementen entstand der Herr der drei Königreiche, die englische Nation, deren Kopfzahl etwa 35 Mill. ausmacht. Die keltischen Urbewohner sind im raschen Abnehmen begriffen; der einschmelzenden Macht des englischen Volkes vermögen sie keinen Widerstand zu leisten. Heute sind sie auf Wales (Kymren oder Walliser), auf das schottische Hochland und auf den äußersten Westen Irlands (Gaelen) verdrängt. Ihre Gesammtzahl mag etwa $2^1/_2$ Mill. ausmachen.

Die Engländer sind im Durchschnitt kräftige, meist gedrungene Gestalten mit röthlicher Gesichtsfarbe und eckigen, scharf geschnittenen Gesichtern. Im Allgemeinen hat die englische Gesichtsbildung etwas so bestimmt Ausgeprägtes, daß man nicht leicht einen Augenblick darüber in Zweifel sein kann. Unter den arbeitenden Klassen sieht man viele herkulische Gestalten, wie dies auch unter den höheren Ständen häufig ist. Reist man länger durch das Land, so machen sich diese zwei Typen sehr bemerkbar. Der sächsische Typus tritt auf in kurzen, stämmigen Figuren, mit breiten Gesichtszügen; der andere scheint aus normännisch-sächsisch-irischer Mischung hervorgegangen; der Körper ist schlanker, die Gesichtsfarbe reiner, die Umrisse des Kopfes ovaler, Haar und Augen haben dunkleren Glanz, die Stirn ist leicht gewölbt, die Wangen langrund. Diese feinere Gesichtsbildung ist vorzugsweise ein Erbtheil des Adels. Die Engländerin ist ähnlich gebaut. Unter zehn Mädchen ist eine nach Taine gewiß wunderschön, nach O'Rell ein Engel an Schönheit. Ihre Hauptzierde ist die unver-

gleichlich weiße Hautfarbe und die reichen, blonden Locken. Zu oft aber hat die Engländerin ein ausdrucksloses Gesicht, Augen ohne Glanz, große, hervorstehende Zähne und starke Kinnladen. Sie ist selten noch schön nach dreißig. Die Frauen der unteren Klassen sind mager oder aufgedunsen, sie sehen erschrecklich blaß aus. Man sieht Röthe nur auf ihren Nasenspitzen.



Ein Engländer.*)

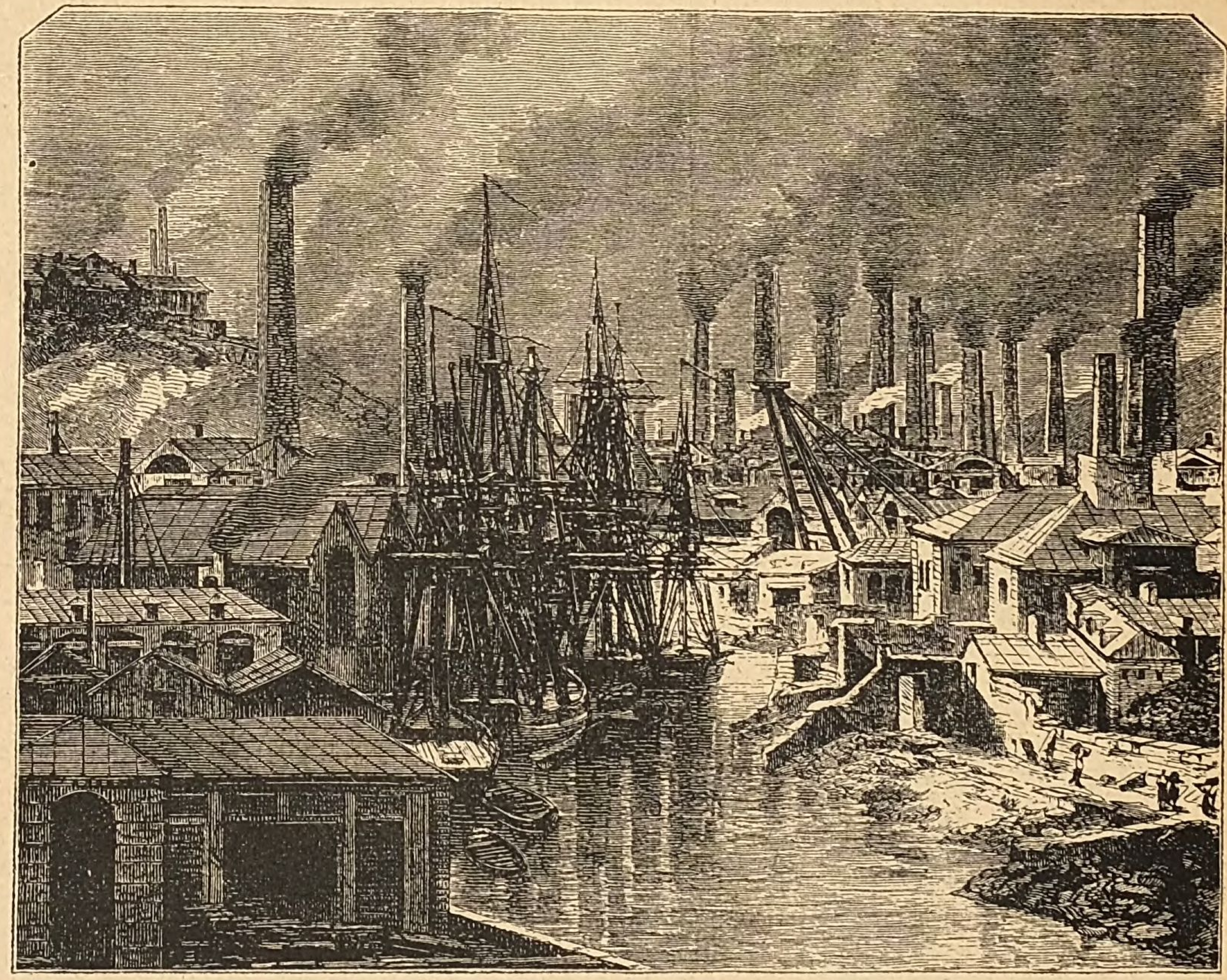
Der Engländer ist ein praktischer, freier Mensch, mit einem selbständigen Charakter und großer Willenskraft begabt. Er ist stolz, tapfer, ruhig und zäh. In keinem Lande giebt es so wenig unbeschäftigte Menschen, die Arbeit nimmt hier den ganzen Menschen in Anspruch. Der Engländer geht mit Ueberlegung zu Werke; er bringt zur Verhandlung einer wichtigen Maßregel eine Aufmerksamkeit, einen Ernst, eine Klugheit, welche man sonst nirgends in gleichem Grade findet. Er besitzt Kaltblütigkeit, eine große Ruhe des Geistes. Sein Stolz läßt ihn nie an dem Erfolg eines Unternehmens zweifeln; seine Ruhe und sein Gleichmuth zeigen ihm die praktischen Vortheile desselben und seine Zähigkeit weiß Früchte daraus zu ziehen. Eine der besten Seiten des englischen Charakters ist das Streben nach praktischer Wissenschaft, die große Achtung vor dem Gesetz, das von allen als der Grundpfeiler des öffentlichen Lebens betrachtet wird. Im Verkehr, namentlich im geschäftlichen, ist der Engländer eisig kalt und verschlossen; seinem persönlichen Interesse steht ihm nichts vor; er ist egoistisch. Aber unter einem frostigen Aeußeren besitzt er häufig eine für tiefe und zarte Empfindungen empfängliches Herz; er überrascht durch seinen Humor, durch die wohlthuende Frische seines Gemüths. Doch kontrastiren mit den obersten Klassen in dieser Beziehung auf das Grellste die niederen, die Dockarbeiter, Matrosen, Soldaten u. s. w.; diese sind von einer ganz ungewöhnlichen Roheit, die sich nicht scheut, ihre brutale Kraft und die thierische Wildheit, die ihr eigen ist, zur Geltung zu bringen. Der Vater ist in England der unbestrittene Herr im Hause. Die Frau besitzt bei weitem nicht den Einfluß, als eine Mutter bei uns; selbst der Sohn hat einen größeren. Der Sohn einer Wittwe ist der Herr des Hauses, besonders unter dem Adel, dessen Titel und die damit verbundenen unveräußerlichen Güter nur dem ältesten Sohne zufallen. Diese geringe Achtung der Frau tritt bei den niederen Klassen noch mehr in den Vordergrund.

---

*) Nach Figuiier les Races humaines, Paris Hachette.

Hier arbeitet sie, so lange es ihr die Kräfte erlauben; ist sie der Arbeit unfähig geworden, so wirft sie der rohe Sohn häufig aus dem Hause und sie kann in das Armenhaus gehen, um dort ihr Ende zu erwarten.

Der Eintritt in das Heim eines Engländers ist nicht nur dem Fremden, sondern auch dem Patrioten schwer zu erreichen. Die Erstehendes Mahl. Während der Mahlzeit herrscht ernste Stille und die Mutter ist häufig gehalten, die störenden Kleinen zurechtzuweisen. Ist das Mahl zu Ende, so entfernen sich Mutter und Kinder und es bleiben nur die Männer zurück. Nun werden ihnen starke Getränke, Sherry, Porto, Whisky, Brandy aufgetragen, deren Genuß häufig die Maßen über-



**Eine Fabrik in England.***)

kundigung nach dem Befinden der Frau ist nur im Falle einer engeren Bekanntschaft gestattet. Der Vater verbringt nur geringe Zeit in seinem Hause. Schon frühmorgens eilt er seinen Geschäften nach, nimmt den Imbiß in der ersten besten Schenkstube ein; kehrt erst abends in sein Heim zurück und genießt hier ein kräftiges, zumeist aus Fleischspeisen beschreitet. Die vornehme Engländerin verbringt ihre Zeit nach Belieben. Die häuslichen Sorgen überläßt sie einer korrekten und geschickten Dienerschaft, die Kleinen verbleiben in der Kinderstube; sie spielt Piano, obwohl sie dazu gewöhnlich wenig Talent besitzt, oder liest Zeitungen und schreibt Briefe mit ziemlicher Uebertriebenheit, macht Besuche, geht in die Kirche, nimmt Theil an wohlthätigen Vereinen, deren eine Unzahl in England vorhanden ist. Die Dienerschaft eines großen englischen Hauses

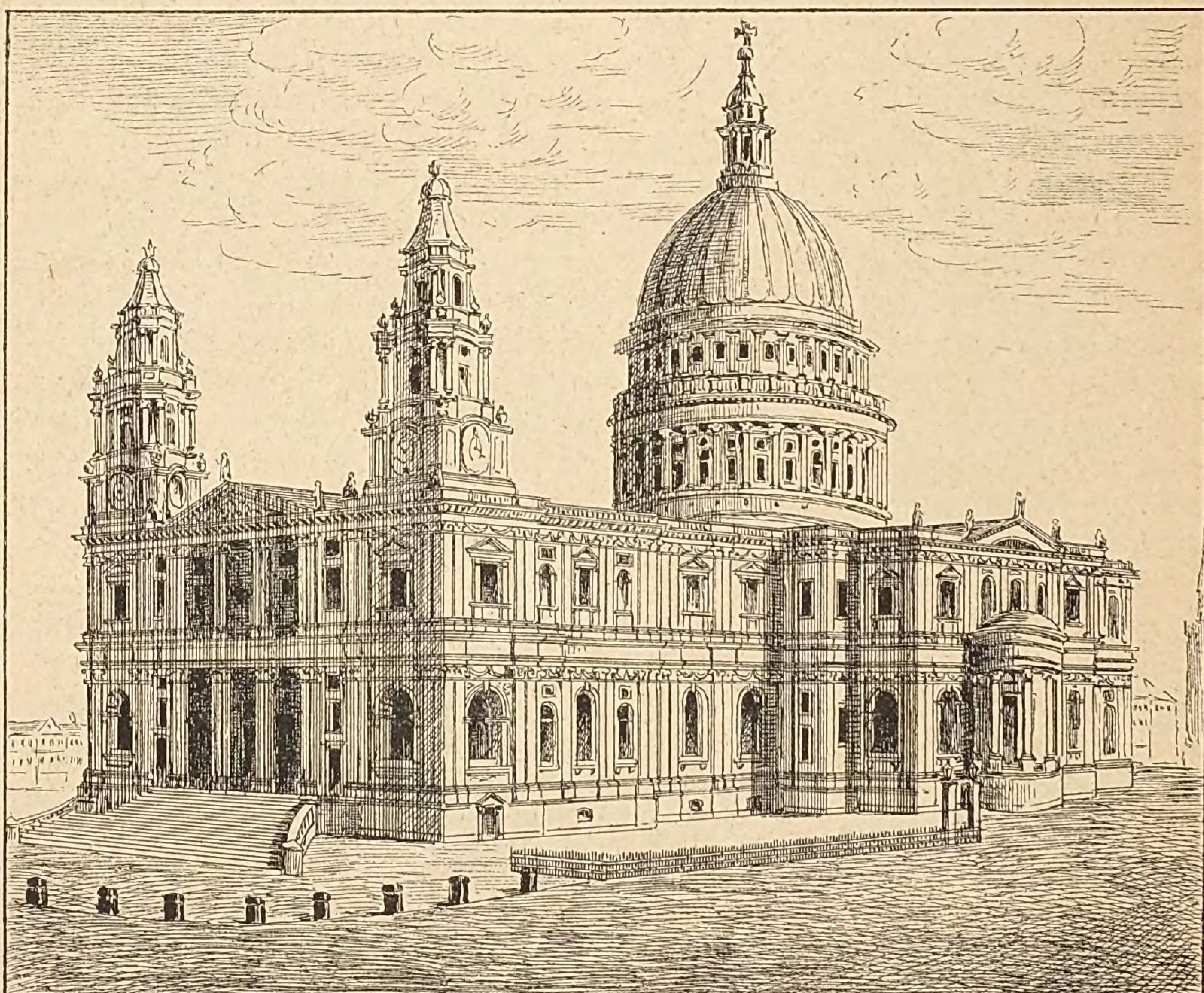
*) Nach Reclus, la terre à vol d'oiseau. Paris Hachette.

ist ein ganz sonderbares Ding. Jeder Diener hat sein bestimmtes Amt, und er würde sich in keinem Falle herbeilassen, die Arbeit eines anderen zu verrichten. Es ist fast lächerlich, mit welcher Wichtigkeit und mit welchem Ernst, sie ihren Pflichten obliegen. Es besteht unter ihnen eine wirkliche Hierarchie und sie versäumen es nie, einander mit den gebührenden Titeln zu begegnen. Der englische Diener erweist großen Respekt demjenigen, der seiner Dienste sich gut zu gebrauchen weiß; er geringschätzt aber und verschmäht jeden, der ihm gegenüber zu freundlich ist oder sich bezüglich seines Charakters täuscht.

Der Engländer liebt das Städteleben nicht. Die Stadt ist ihm der Tummelplatz der Geschäftsleute, der Gastwirthe und der Schauspieler, aber auf dem Lande genießt er Freiheit und Behagen. Auch der Kaufmann und Beamte, der draußen kein Gütchen hat, sucht wenigstens sein Wohnhaus in den Gärten, welche meilenweit jede größere Stadt umgeben. In all diesen Wohnungen ist es so nett und reinlich, es ist für jede Behaglichkeit so ausreichend gesorgt, daß selbst im Vergleich mit den gesegnetsten Gegenden des Festlandes das englische Volk immer noch etwas vornehmer und reicher erscheint. Die einfachste Wohnung wird unter den Händen eines Engländers, der Geschmack besitzt, ein kleines Paradies. Die vornehmen Privatwohnungen in den Städten haben nichts Bemerkenswerthes in ihrem Aeußeren. Aber welche Pracht, welche Reichthümer sind hinter diesen hohen, düsteren Mauern aufgespeichert! Und doch ist das noch nichts im Vergleich zu den großartigen Schlössern, die auf den weit ausgedehnten Landgütern des hohen Adels in jedem erdenklichen Styl gebaut sind, Bergschlösser, gothische Hallen und Burgen, griechische Tempel und mittelalterliche Abteien. Es sind wirkliche Königsschlösser, die mit ihren meilenweit sich erstreckenden, baum- und wildreichen Parks, ihren mit Schnitzwerk und Gobelins geschmückten Sälen, Gemälde-Gallerien und Bibliotheken, ihren Treibhäusern und Wintergärten alles übertreffen, was unser Kontinent in dieser Beziehung aufzuweisen hat, und zugleich einen Einblick gewähren in den unendlichen Reichthum der hohen Familien. Einen erschütternden Kontrast bieten hierzu die Wohnungen der arbeitenden Klassen. Wer einmal die schmutzigen Gassen der Vorstädte Londons, die von St. Giles, Lambeth, Seven, Dials, Whitechapel durchwandert, wird mit Erschrecken in das Elend blicken, das hier vor seinen Augen sich entfaltet. Zu Tausenden leben hier die Menschen zusammengepferchts in „Nestern" von baufälligen Häusern, fast ohne Mobiliar, ohne Feuerung, ohne Luft und Sonne. In Newcastle-on-Tyne, einer Stadt von etwa 140,000 Einwohnern, wüthete, wie Neelmeyer-Vukassowitsch schreibt, in der Mitte der Sechziger Jahre wegen der Unreinlichkeit der Wohnungen und der Anhäufung menschlicher Wesen der Typhus, und 34,000 Menschen hausten dort in Einzelkammern, wobei Männer, Weiber und Kinder des Nachts dichtgedrängt durcheinander lagen. Die Häuser waren schlecht mit Wasser und Latrinen versehen, unflätig, unventilirt und pestilenzialisch. In einem Viertel Bradfords fand der Armenarzt 223 Hütten mit 1450 Einwohnern und 435 Betten, die oft nur aus schmutzigen Lumpen, sowie einer Handvoll Hobelspäne bestanden und als Lagerstätte für durchschnittlich 3 bis 6 Personen dienten. Von den Schiffern auf den englischen Kanalbooten wohnen Tausende in wahren Löchern, ihre Behausungen wimmeln von Ungeziefer, sind Brutstätten von Fiebern, Pocken und tödlichen Krankheiten.

Geld geht in England über alles. Geld macht Talent. Sei reich, du wirst ein Kunstmäcen werden, Leiter der großen öffentlichen Schulen, Abgesandter der Universität Oxford für das Haus der Gemeinen, selbst Mitglied des Oberhauses. Armuth gilt leider noch immer zum Theil für eine förmliche Schmach. Die Sucht nach Geldmachen ist nirgends so sehr ausgeprägt wie hier. Alles arbeitet. Und sollte Jemand der Erbe von Millionen sein, er denkt nicht daran, sein Leben im Müßiggange zu verbringen. Aristokratie ist in England zugleich Geldaristokratie. Adelig sein heißt reich sein. Der Grundbesitz ist im Vereinigten Königreiche

nach einer für Festlandsbegriffe seltsamen Weise getheilt. Nach dem Parlamentsblaubuch von 1875 ist ein Viertel des Grundes im Besitz von 1200 Personen, deren jede durchschnittlich 6400 Hektar innehat; das zweite Viertel zählt 6200 Besitzer mit durchschnittlich je 1260 Hektar; das dritte 50,770 Eigenthümer mit je 152 Hektar Grundbesitz. Die Hälfte des Königreiches gehört also 2400 Personen; unter den 600 Peers des Oberhauses sitzen die Besitzer von einem Fünftel der Bodenfläche des Gesammtstaats, während anderseits auf je hundert Briten kaum einer kommt, welcher mehr als einen Acre Landes sein eigen nennt. Der Herzog von Devonshire besitzt in liegenden Gütern allein ein Vermögen von ungefähr acht Millionen Pfund Sterling; der Herzog von Sutherland besitzt allein in Schottland 476,600 Hektar Land, der Graf von Breadalbane 183,344 Hektar, der Graf von Buccleigh 172,740 Hektar.



St. Paul's Cathedrale in London.

Der hohe englische Adel kann sich an Alter nicht mit demjenigen anderer Länder messen; seine durch das Majoratsrecht beschränkte Erblichkeit, kraft dessen Titel und Besitz auf den ältesten Sohn übergehen, während die jüngeren Söhne in das Volk untertauchen, die vielen Bürgerkriege, die Hochverrathsprozesse und Vermögensrückgang haben wiederholt seine Reihen gelichtet. Kaum ein Sechstel der Lords führen ihren Titel seit 200 Jahren; über das fünfzehnte Jahrhundert reicht kein Herzogthum, Marquisat oder Earlthum zurück. Der englische Adel genießt ein sehr hohes Ansehen, indem er zu jeder Zeit mit allen Bestrebungen Britanniens verschmolzen und ein Bannerträger

aller nationaler Ideen ist. Infolge seines Reichthums und seiner Macht nimmt er fast alle Sitze im Ministerium und die ersten Stellen in Flotte und Heer ein; überdies nimmt er thatkräftig Theil an allen sozialen und nationalen Fragen, präsidirt in den öffentlichen Meetings und Wohlthätigkeitsanstalten und geht in allen Richtungen maßgebend voran. Das Urtheil, welches die adeligen Kreise über ein Buch, einen Vorfall, einen Mann fällen, dringt mit unwiderstehlicher Macht in die Köpfe der übrigen Leute hinein. Eine Familie erhält schon dadurch höheren Glanz, daß das Haupt in Geschäften mit Adeligen verkehrt. Ein Nichtadeliger, der im Vollbesitz des Reichthums mit Pferd und Wagen und Dienerschaft es dem Adel gleichthun wollte, würde durch den ärgerlichsten Spott so gepeinigt, daß er die Flügel bald wieder einzöge. Der Engländer will einmal, daß sein Landadel unantastbar sei, und erbost sich nicht darüber, daß auf der hohen Schule zu Oxford ein Farmersohn kaum Aufnahme findet.

Ein Gegenstück hierzu bietet der Zustand der Besitzlosen und der arbeitenden Klassen. Reichthum und Elend gehen in England Hand in Hand. Wie jede Weltstadt, so weist auch London die schreiendsten gesellschaftlichen Gegensätze auf, aber kein Romandichter vermag schwarz genug die Farben aufzutragen, um die tiefen Schlagschatten von Elend und Verkommenheit wiederzugeben, wie sie in einigen Vierteln Londons vor die Augen treten. Die Shadwellstraße ist ein Heim von Bettlern, Verbrechern und öffentlichen Dirnen. Gewaltthaten, Unzucht und Betrunkenheit, in Lumpen gehüllte menschliche Wesen mit unaussprechlichem Schmutze bedeckt, entzündete Augen, herabgekommene, blasse Gesichter, aus deren Zügen alle Laster sprechen, ein Gewühl von heimlosen Weibern, Mädchen und rohen Gesellen, dies triffst du sowohl in London, als auch in den übrigen Großstädten Britanniens. Inmitten dieses unglaublichen Elends sind sämmtliche Branntweinschenken voll; aus dem dumpfigen Innern dringen die schreienden Töne einer Geige heraus und zerlumpte Weiber führen ihren schamlosen Tanz auf. Nirgends in der Welt findet man das Proletariat in so scharfen Umrissen und so massenhaft entwickelt, wie in England. Tausende von Menschen leben in London von Straßenräuberei; beständig liegen sie auf der Lauer und erkennen in dir leicht ein Opfer ihrer teuflischen Anschläge. Hauptsächlich sind die Parks und die Themseufer die Orte, die jeder Mensch, selbst am hellen lichten Tage, sorgfältig meiden soll. Aeußerst gedrückt ist die Lage der arbeitenden Klasse. Der englische Arbeiter wird von seinem Dienstherrn und dessen Aufseher nicht viel anders als wie ein Stück Maschine behandelt, das möglichst wenig Lohn erhält, aber möglichst viel arbeiten muß. Offizielle Berichte bestätigen, daß Leineweber, Näherinnen, Handschuhmacher, Strumpfwirker und andere Arbeiter bei vollem Verdienste sich häufig nicht einmal so viel Nahrungsmittel zu verschaffen vermögen, die zur Abwehr von Hungerkrankheiten gerade hinreichen. Auch ist der englische Arbeiter gänzlich auf seinen Herrn angewiesen, denn meist ist er nur auf eine einzige Sache eingeschult. Entläßt ihn sein Herr, oder ist er aus irgend welchem Grunde gezwungen, seine Fabrik zu verlassen, so ist er völlig brotlos und weiß sich gar nicht mehr zu helfen. Dann ist der Gang zum Wucherer die Stufenleiter zu seinem gänzlichen moralischen Verfall, sein Ende ist häufig das Kranken- oder das Arbeitshaus, das Gefängnis oder der Galgen. Unter den Lastern der arbeitenden Klasse ist keines verheerender, als die Trunksucht, besonders der übermäßige Branntweingenuß. Der jährliche Konsum von Spirituosen beläuft sich auf etwa 120 Millionen Pfund Sterling, wovon über die Hälfte dieser enormen Summe aus den Taschen der Arbeiterbevölkerung in jene der Wirthe fließt. Unter allen Städten steht Liverpool in dem Rufe, die betrunkenste Stadt zu sein.

Die Selbständigkeit und Entschlossenheit des englischen Charakters ist eine Folge des in England üblichen Erziehungssystems. Noch jung vom väterlichen Hause entfernt, kommt der Kleine in die Mittelschule, wo er als

Pensionatsknabe mehr Erziehung als Unterricht genießt. Die öffentlichen Schulen, sowohl die Mittel- als auch die Hochschulen, haben ihre eigenen Fonds, sie werden nicht vom Staate unterhalten; die Erziehung eines geweckten Knabens kostet den Eltern nichts, denn leicht erhält er eine Freistätte durch Bewerbung. Ein englisches Gymnasium ist keine Lernschule, es ist ein Institut zur Erziehung von Gentlemen, zur Fortpflanzung der englischen Denkart, welche Freiheit mit Ordnung, Selbständigkeit mit Achtung vor der öffentlichen Meinung zu verbinden weiß. Sämmtliche Schulen haben ihre Vereine: Spiel- und wissenschaftliche Genossenschaften und ihre Zeitungen. In den wissenschaftlichen Vereinen werden die Tagesfragen besprochen und der Beschluß durch Abstimmung festgesetzt. Die Mehrzahl der großen englischen Redner haben ihre ersten Versuche in diesen Vereinen gemacht. Nebst dem Charakter ist die Pflege des Körpers der Hauptzweck der englischen Schulbildung. Jeder Schüler, er sei klein oder groß, wird ängstlich vor dem Zuviellernen geschützt, damit ja nicht die Spannkraft frühzeitig erschlaffe und das Leben nach der Schulzeit den übermüdeten Vielwisser leichten Kampfes überwältige. Da, wie Taine bemerkt, die Spiele in der ersten, die Bücher aber nur in der zweiten Reihe stehen, diesem entsprechend verbringt der englische Schüler die Hälfte des Tages auf den weiten, grünen Spielplätzen seines Instituts und liegt seinen beliebten Nationalspielen, dem Fußball, Cricket u. a. mit einer unüberwindlichen Ausdauer ob. Dieses ewige Ringen und Kämpfen läßt zwar Rosen auf den Wangen blühen und erzeugt eherne Muskeln, aber es hat, wie Narjoux bemerkt, auch zur Folge die Roheit des Engländers, daß der Gentleman ebenso wie Arbeiter bald bereit ist, Schläge und Prügel zu ertheilen. Unter den Belustigungen der Jugend besitzt eine allgemeine Bedeutung die Bootwettfahrt, die zwischen den Studenten der Universitäten von Oxford und Cambridge alljährlich am Sonnabend vor Palmsonntag auf der Themse in der Nähe von London stattfindet. Halb England geräth in Aufregung bei dieser Gelegenheit. Alles trägt während einer Woche ein dunkelblaues (Oxford) oder ein hellblaues (Cambridge) Band in seinem Knopfloch. Hunderttausende der Zuschauer strömen von allen Seiten herbei; man geht Wetten ein, und die Ruderer der siegenden Flottille werden als Helden gefeiert, als hänge Englands Loos von dieser Wettfahrt ab.

Die in der Jugend begonnenen Leibesübungen bilden dem Engländer auch später eine höchst beliebte Beschäftigung. Wo immer Engländer weilen, in den Hochthälern der Alpen oder den Fluren Indiens, da werden alsbald Spielplätze abgesteckt und die Nationalspiele, das Cricket, Crocket, Lawn-Tennis, Fußballspiel mit größter Hingebung betrieben. Eine Cricket-Partie dauert wohl manchmal zwei bis vier Tage. Im Schießen, Fechten, Schwimmen und Tanzen stehen die Engländer manchen anderen Völkern nach; aber im Laufen, Rudern, Reiten, Schnellradfahren, Springen und Boxen thut es kein anderes Volk den Briten gleich.

An diesen Leibesübungen nimmt auch das schwächere Geschlecht mit derselben Ausdauer Theil. Die Mädchen der besseren Familien genießen eine sorgfältige Erziehung. Sie lernen französisch, deutsch, italienisch, Naturgeschichte, Botanik, Mineralogie und Geologie und beweisen hierbei viel Verständniß. Obwohl die Engländerin in der Bekleidung, was den Geschmack betrifft, einer Französin weit nachsteht, so ist sie im Gespräch doch sehr angenehm, geweckt und natürlich, und man spricht mit ihr über alle Dinge wie mit einem Manne. In ihrem Benehmen ist die Engländerin frei und entschlossen, wie die Männerwelt. Sie geht ohne Mama oder Dienerin aus, schüttelt Dir kräftig die Hand und sieht Dir frei und ohne zu erröthen ins Auge. Ein junges fünfzehnjähriges Mädchen reist schon allein. Viele, selbst Mädchen aus den besten Familien, nehmen häufig Stellen an in Amts- oder Geschäftsstuben, malen auf Porzellan oder geben Unterricht, um sich Taschengeld zu verdienen. Andere ziehen es vor, nach Kanada, Indien

oder Australien als Gesellschaftsdamen zu gehen, statt zu Hause ein träges Leben zu führen. Viele der englischen Damen sind als Schriftstellerinnen berühmt, sie sind wirkliche Meisterinnen des Styls, aus deren Feder ein ansehnlicher Theil des Inhalts der Wochenschriften fließt.

Nirgends in der Welt ist das Klubleben in dem Maße ausgebildet, wie in England. Die Klubhäuser sind wirkliche Prachtbauten mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet. Es giebt wissenschaftliche Klubs, wie der Athenäum-Klub, politische, wie der Carlton- und Reform-Klub; der Oxford- und Cambridge-Klub für die Mitglieder beider Universitäten; Army- und Navy-Klub für die Offiziere des Heeres und der Marine. Der Klub ist das zweite Heim des Engländers; er fühlt sich hier wie in seiner eigenen Behausung; er behält den Hut auf dem Kopf, speist hier, schläft hier, wenn es ihm so gefällt; er schreibt hier seine Briefe, auch findet er hier alle mögliche Gelegenheit zur geistigen Anregung und Belehrung. Der Athenäum-Klub giebt jährlich für Zeitungen und Revues 600, der Reform-Klub 400 Pfund Sterling aus; die Bibliothek des Athenäum enthält über 60,000 Bände, und jährlich werden neue Werke im Werthe von 500 Pfund Sterling angekauft.

Der Engländer besitzt ein religiöses Gemüth; er pflegt seinen ihm von Jugend auf geläufigen religiösen Verpflichtungen im Familienkreise und in der Kirche gewissenhaft nachzukommen. Freilich tragen die höheren Klassen diesen kirchlichen Anstrich nur des guten Beispiels halber, namentlich auf dem Lande; in London wird selbst dieser Zwang nicht für nothwendig erachtet. Die herrschende Religion ist der Protestantismus. Dieser spaltet sich in die Episkopal- und die presbyterianische Kirche. Die erste erkennt die bischöfliche Würde für eine göttliche Anordnung und hat aus der katholischen Kirche ein reiches Ceremoniell in sich aufgenommen. Die presbyterianische oder puritanische Kirche verbannt allen Schmuck aus ihren Tempeln. Die Episkopalkirche ist die Staatskirche Englands und war es bis 1874 auch in Irland; die presbyterianische ist in Schottland die allgemeine Landeskirche. Der Katholizismus strebt zwar mit vollen Schwingen seinem alten Ruhme gleichzukommen, doch gilt noch heute das „No popery!“, und noch heute wird der Haß gegen das Papstthum bis zum Lächerlichen getrieben. Außer diesen Hauptreligionen zählt man noch weit über hundert verschiedene Sekten in England. Ein sehr interessantes Stück bilden die Straßenprediger. Sie erhalten ihre Sendung vom Himmel, um elende Sünder zu bekehren. Ihrer fünf oder sechs machen sie gewöhnlich an den Straßenecken Halt, begleitet von ein oder zwei alten Jungfern und verkünden das göttliche Strafgericht den verstockten Sündern, namentlich denen, die dem unmäßigen Trinken nicht entsagen wollen. In neuester Zeit hat die „Heilsarmee“ viel Aufsehen gemacht. Sie rekrutirt ihre Mitglieder aus allen Religionen, hat eine militärische Organisation und bekämpft die Trunkenheit und religiöse Gleichgültigkeit.

Man kann sich nichts Eigenthümlicheres denken, als eine Sonntagsfeier in England und noch mehr in Schottland. Mit allem Rechte darf sie eine sonntägliche Langeweile genannt werden, die mit ihrem bleiernen Scepter das freie Albion beherrscht. Man enthält sich am Sonntag nicht bloß aller Arbeit, sondern auch jeder Beschäftigung, die nicht auf einen frommen Zweck zielt. Alle Läden, Theater, Gallerien, Sammlungen, Kaffee- und Spielhäuser sind geschlossen; selbst die Kinder dürfen Sonntags nicht spielen; keine Seele ist in den Straßen zu sehen. Die Tagesblätter erscheinen nicht; das Lesen nicht religiöser Schriften ist völlig verpönt; nur in der Bibel, im allgemeinen Gebetbuch, darf und soll gelesen werden. Alles eilt in die Kirche. Die Zwischenzeit verbringt die bessere Klasse zu Hause, schläft, lacht, macht oder empfängt einige Besuche; die übrige Bevölkerung geht aber in die Schenken, betrinkt sich dort gründlich und veranstaltet dort Orgien, die uns unbekannt sind. An diesem Tag hat die Polizei am meisten zu thun, auch werden an keinem Tag so viele Verbrechen begangen, wie gerade am

Sonntag. Einen Ersatz für den Sonntagszwang bilden die „Bank holidays," der zweite Weihnachtstag, der Montag nach Ostern und Pfingsten und der erste Montag im August. Alle Geschäfte sind an diesen Tagen geschlossen; es sind wirkliche Blaumontage, und der englische Arbeiter weiß sich ihrer zu gebrauchen. Betrunkenheit über alle Maßen, Roheit, Prügelei, Ausschweifungen aller Art sind für die Holidays bezeichnend. Die Polizei ist an diesen Tagen nachsichtig; wollte sie alle Betrunkenen einsperren, so würden die Gefängnisse nicht genügen. Nur die Widerspenstigen macht man dingfest. Selbstverständlich bleibt an diesen Tagen jeder Anständige zu Hause und schließt sich sorgfältig ein.

Die Schottländer der Niederlande und der südlichen Gebiete sind vollständig anglisirt. Nachkommen der alten Kelten, die Gaelen, sind nur noch in den wilden nordischen Hochländern zu finden, und man hört noch hie und da in den abgelegenen Thälern die keltische Sprache. Der Südschotte ist groß, kräftig, nachdenkend, fröhlicher als der Engländer, seiner Heimath ergeben, in Beschäftigung und in Sitten ein vollständiger Engländer. Der Gaele ist klein von Gestalt, besitzt harte Züge, schwarzes oder dunkelbraunes Haar; trotz seiner Armuth ist er zufrieden, hat heiteren Sinn, Muth im Unglück und ist gastfrei in vollem Sinne des Wortes.

Die alten Gaelen zerfielen in Stämme, welche Clans oder Septen genannt wurden. Jedes der dortigen Thäler war der Wohnsitz eines Clans mit patriarchalischer Regierung, einer Art erblicher Monarchie, die mehr auf Gewohnheit gegründet als durch Gesetze geregelt war. Der Clanführer hatte einen Hof; unter den Höflingen nahmen die Barden eine sehr bevorzugte Stelle ein; sie waren es, die die Thaten ihrer Herren in Gesängen verewigten. Die Führer befehligten im Kriege und hatten das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden. Diese Clans-Verfassung wurde 1747 durch eine besondere Parlamentsakte aufgehoben und zugleich die landesübliche Volkstracht verboten. Die altschottische Kleidung bestand aus einem in bunten Farben gewürfelten Zeug, das im Hochlande Breacan, im Tieflande Tartan genannt wurde. Jeder Stamm besaß seine eigene Farben- und Streifeneintheilung, so daß dieses buntfarbige Tuch zugleich zum Zeichen des Stammes diente, wodurch die Stämme sich auf dem Schlachtfelde unterschieden. Das eigenthümlichste Stück der Kleidung ist das Kilt, ein faltiger Schurz, der die Schenkel umgiebt und bis auf die Knie hinabgeht. Das Bein bleibt nach untenhin bloß. Die Weste und der kurze Rock sind gestickt oder mit Tressen besetzt. Ein 2 Ellen breites und 4 Ellen langes Tartan umgiebt den Leib in weiten Falten und wird durch einen Gürtel festgehalten. Diese alte Volkstracht ging allmählich verloren und ist nur noch in einigen Gegenden und nur unter der niederen Vokstlasse üblich. Auch dient sie hin und wieder als ein Kleid der Dienerschaft oder wird von vornehmen Leuten aus Liebhaberei auf Jagdausflügen angelegt.

Das Heim eines Gaelen ist höchst armselig. Die düsteren Thäler reifen nur Hafer, Gerste und Kartoffeln; Hafer dient als Brotfrucht, Gerste wird meist zum Branntweinbrennen benutzt. In den Küstenlandschaften bietet der Fischfang einen Lebensunterhalt. Die Häuser der Hochländer liegen von einander weit entfernt. Dörfer in unserem Sinne giebt es dort nicht. Die Hütten sind aus rohen Feldsteinen aufgeführt, Mörtel kennt man nicht; die Fugen werden mit Moos oder Heidekraut verstopft. Die dünnen Dachsparren belegt man mit großen Rasenstücken oder Heidekraut und beschwert diese lockeren Materialien mit großen Steinen, um nicht vom Winde fortgeführt zu werden. Eine niedrige Thür führt in die Hütte, die gewöhnlich weder Fenster noch einen Rauchfang besitzt. In der Mitte der inneren Flur brennt ein Torffeuer, für den Abzug des Rauches ist durch ein Loch im Dache gesorgt. Die ganze Einrichtung besteht aus einem rohen Tisch und dreibeinigen Schemel, einer Kiste und einem Strohsack, einem rohen Wandschrank zur Aufbewahrung der besseren Habseligkeiten. Außerhalb der Hütte befindet sich

ein kleines Gärtchen, ein armseliger Kuhstall und vielleicht eine Umzäunung für die Schafe.

Selbstverständlich ist auch die geistige Kultur dieses Volkes sehr gering. Nach Narjoux sieht man weit und breit weder eine Kirche noch eine Schule. In diesen Regionen würde man kaum glauben, noch in dem mächtigen Großbritannien zu sein. Der Schotte ist sehr religiös; der Bergschotte noch obendrein abergläubisch. Verehlicht sich ein Fischer, so wird eine Silbermünze in einen Strumpf gesteckt, welchen der „beste Mann" nebst einem Kreuz zur Kirchenthüre legt. Hierdurch glaubt man alle bösen Einflüsse von dem jungen Paare fernzuhalten. In einigen Gegenden herrscht die Sitte, daß die Braut am Tage ihrer Trauung ihr Todtenkleid zu verfertigen beginnt. Dieses Kleid zu verpfänden oder zu verkaufen, würde die größte Schmach sein. Bei den schottischen Inselbewohnern dürfen die Freunde ein neugeborenes Kind nicht eher berühren, bis sie mit einem brennenden Holz- oder Torfstück auf sich das Zeichen des Kreuzes gemacht haben. Das Kind würde unglücklich sein, wenn die Nachbarsweiber aus einem aus Gerstenmehl bereiteten Kuchen nicht essen würden. Bei Todesfällen versammeln sich die Freunde und Verwandten, halten einen Todtenschmaus und tanzen bis in den Morgen hinein. Die Vermögenderen lassen ihre Todten durch Klageweiber beweinen.

Wie in England das Cricket, ebenso bildet in Schottland das Curling-stone das Nationalspiel, dessen Saison der Winter ist. Das Curling-stone ist eine runde Steinplatte, in der Mitte mit einer Handhabe versehen, und wird auf der glatten Eisfläche nach einem festgesetzten Zielpunkte geschleudert. Der Schotte, gleich arm oder reich, ist diesem Spiele mit solcher Leidenschaft ergeben, daß selbst Nachts bei Fackelschein weitergespielt wird. In den Hochländern findet man noch den alten schottischen Nationaltanz, „Reel" genannt. „Reel" bedeutet so viel wie „Haspel"; der Tanz besteht in bald langsameren, bald schnelleren Bewegungen, ist keineswegs malerisch und wird stets unter den Klängen des Dudelsackes von zwei Burschen und zwei Mädchen aufgeführt.

Irland, ein wahres Bettlerheim des reichen Albion. Unterdrückung, Elend und Noth, das sind die Wahrzeichen für das grüne Erin. Schon im 12. Jahrhundert gerieth Irland unter das britische Joch, und seit dieser Zeit arbeitet der stolze Brite rastlos an der völligen Vernichtung dieses keltischen Stammes. Heinrich VIII., Elisabeth, Jakob I. wollten das ganze katholische Irenvolk aus seiner Heimath vertreiben; Cromwell entriß ihm allen Grundbesitz und verbannte es in die öde Provinz Connaught. Kein Katholik durfte diesen westlichen Strich verlassen. Gesetze verboten den Protestanten, Ländereien an Katholiken zu veräußern; diesen wurde sogar die Ausfuhr von Korn und Hornvieh untersagt; eine Ehe zwischen Katholiken und Protestanten galt für nichtig; ein zum Protestantismus übergetretener Sohn durfte durch den Vater nicht enterbt werden. Das blühende Erin wurde zu einem traurigen Todtenfeld. Schlösser, Landsitze und Kirchen zerfielen, das Volk gerieth in ein unglaubliches Elend. Noch im Beginne des vorigen Jahrhunderts schrieb Swift: „Ich sah brachliegende Felder, elende Hütten, den Thieren ähnliche Menschen, halbnackte Weiber, hungernde Kinder: und ich konnte dieses sonst gesegnete Land nicht wiedererkennen."

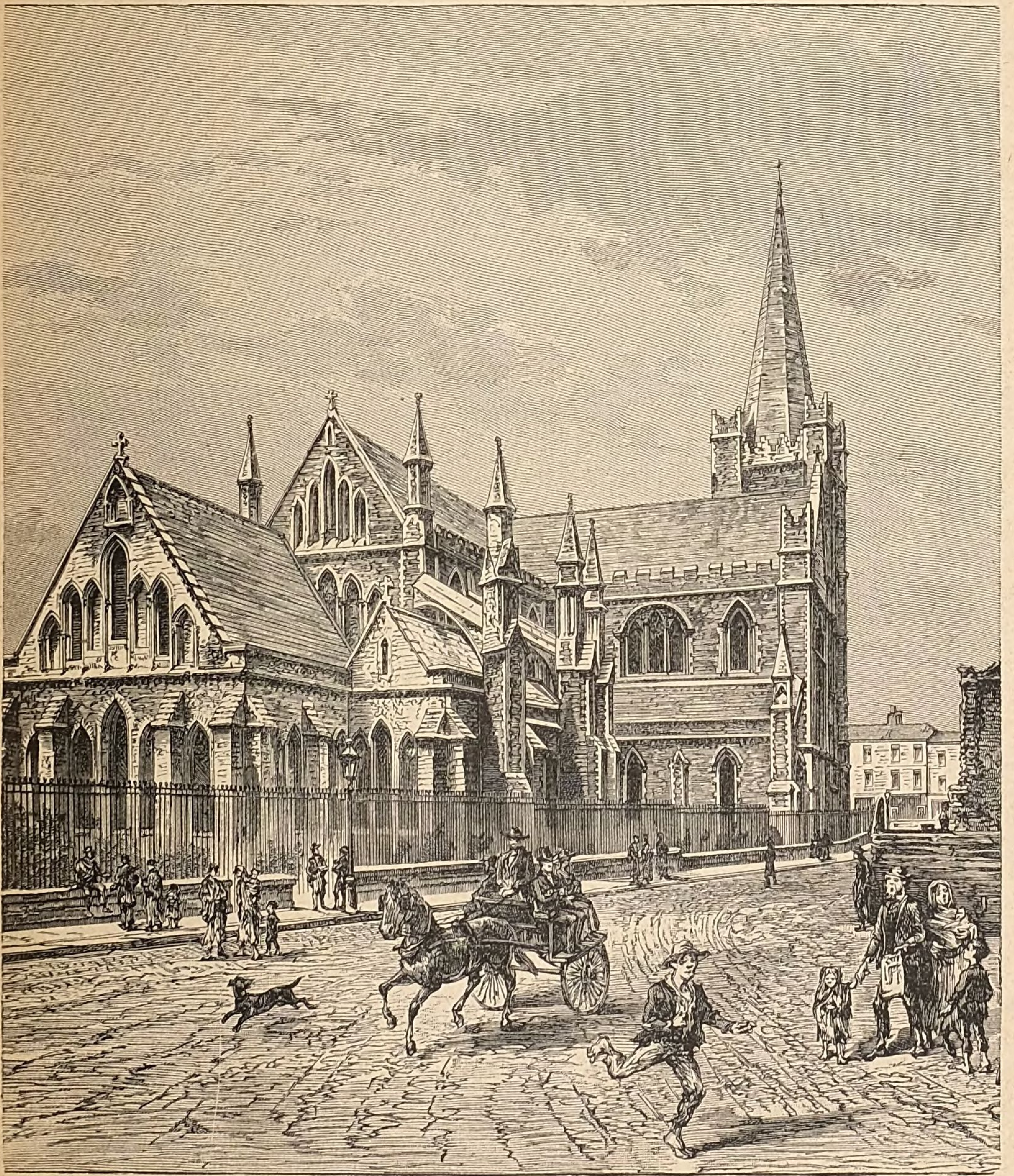
Der Irländer durfte nur ein Pächter sein. Die Verpachtung erfolgte häufig auf hundert Jahre. Im Jahre 1820 zählte man ungefähr 70,000 Farmen; hiervon besaßen etwa 50,000 nicht mehr als 7 Hektar Land. Noch schreiender war das Elend der „Cottiers", Hüttenbesitzer, die als gedungene Arbeiter das Land des Pächters bearbeiteten und den Ertrag eines Ackers als Lohn erhielten. Das Uebel wuchs aber noch dadurch, daß die Pächter ihr Land unter ihren Kindern stets vertheilten. Die Folge dieser beständigen Theilung ist, daß Jeder zuletzt einen so geringen Acker besitzt, daß er darauf mit seiner Familie immer zwischen Leben und Hungertod schwebt. Elend und Hunger veranlaßten zahllose blutige Aufstände; Elend und Hunger führten zu häufigen

Verbrechen. Noch ist blutig der Dolch, welcher im Phönix-Park bei Dublin, am 6. Mai 1882, zwei Gentlemen, Lord Cavendish und Mr. Burke, niederstreckte; aber auch das irische Volk hungert noch immer. Eine Besserung der Zustände hoffte man im Jahre 1881, wo durch die „Irish Land Act" den Pächtern die Umwandlung der Pachtungen in freies Eigenthum gestattet wurde.

Der leibliche Typus der Irländer ist nach verschiedenen Gebieten sehr verschieden. Im Norden und Osten waltet das rothblonde Haar und das blaugraue Auge vor, was auf germanische Einwanderung deutet; im Westen und im Süden, wo spanische Einwanderung Spuren zurückgelassen hat, trifft man schwarzes Haar und stahlblaue Augen. Die Bewohner der mittleren und Bergdistrikte sind Nachkommen der Kelten, mit starken Backenknochen, rundem Gesicht, grauen Augen, braunem Haar und kräftigem, untersetztem Wuchs. Die meisten Irländerinnen sind schön oder haben wenigstens sanfte Züge, aber desto schrecklicher ist die Schrift, welche Elend und Laster auf diese feinen Gesichter gezeichnet hat. Aeußerst elend ist die Bekleidung des Irländers. In Dublin ist höchstens der zehnte Mann anständig gekleidet; von den anderen haben gewiß sieben kein Hemd an; unzählige sind mehr nackt als bekleidet. Als Nationalkostüm dient der Frack und der Cylinder; er wird nicht nur an Sonntagen, sondern auch an Werktagen getragen. Freilich ist das häufig ein Frack, der nur aus Lumpen besteht. Die Irländerinnen tragen ein Mäntelchen und gewiß alle ohne Ausnahme den Strohhut, an dem man auch in London die irische Bettlerin erkennt; mag er noch so zerrissen und zerschlitzt sein, der Hut darf nicht fehlen. Ebenso armselig sind die Wohnungen, nicht nur auf dem Lande, sondern auch in Dublin, wo sie wenigstens drei Viertheile der Straßen einnehmen. Irdene Hütten, in deren Ecken große Steinblöcke eingefügt sind. Das Dach besteht aus Stroh. Im Innern sieht man einen Tisch, einen gebrochenen Stuhl, zwei elende Betten mit einem Bündel Stroh. Auf dem Herde hängt der Kartoffelkessel; in einer Ecke befindet sich der Schweinestall, mit denen der Irländer in innigster Gemeinschaft lebt. Indessen sieht man doch hie und da ein besseres Haus, das eines wohlhabenderen Farmers. Hier herrscht Reinlichkeit, und es gewährt einen Genuß, in den zierlichen Gärten derselben alles wiederzufinden, was man in den großen Parks Englands findet. Das Hauptgericht bilden Kartoffeln und Haferbrot. Eine Fleischmahlzeit genießt der Irländer selbst an hohen Festtagen nur selten. Und doch gedeiht der ärmste Landmann bei seiner elenden Nahrung zu dauerhafter Gesundheit. Nur in Sligo und dem nördlichen Mayo zeigen sich die schrecklichen Folgen zweihundertjähriger Erniedrigung. Dickbäuchig, krummbeinig, Mißgeburten ähnlich, so sehen jetzt die Gespenster eines Volkes aus, das einst wohlgewachsen und körperlich anmuthig war.

Der Irländer ist stolz auf seine Abkunft. Jeder Zehnte stammt vom großen O'Neill oder O'Connor oder O'Donoghue ab, die in alten keltischen Zeiten als Prinzen auf blendend schönen Schimmeln durch das Land ritten. Dem Charakter nach ist er lebhaft und heiter, gesellig und gastfrei, anhänglich und treu, großmüthig und energisch und mit einem urwüchsigen Mutterwitz begabt. Freilich schlagen diese Eigenschaften bisweilen in Fehler um. Der Witz macht ihn mitunter spottsüchtig, sein physischer Muth artet bisweilen in Rauflust aus; seine Gastfreiheit führt ihn häufig zum Leichtsinn, macht ihn zum Trunke geneigt und verschwenderisch. Seine Großmuth ist hin und wieder mit etwas Prahlerei versetzt, und seine Energie wird zuweilen Eigensinn und Starrköpfigkeit. Eine tröstliche Gabe ist dem irischen Volke in allen Kümmernissen geblieben, ein heiteres Gemüth! An einem glücklichen Tage vergißt auch der Aermste die Trübsal der Vergangenheit und schont auch sich selber in seinen Scherzen nicht. Als ein Hauptfehler wird dem Irländer seine Faulheit vorgeworfen. Nun schwindet aber diese in der Fremde ziemlich; in Amerika, in Australien, ja sogar schon in England kann der Irländer ein fleißiger und ausdauernder Arbeiter werden. Ja, der

Irländer arbeitet willig und mit Heiterkeit, um sein tägliches Brot zu verdienen; er sträubt sich nur gegen die verthierende Anstrengung,



St. Patrik in Dublin.

die der Engländer von ihm fordert. Die hohe geistige Begabung des irischen Volkes wird wohl Niemand bezweifeln, wer der hervorragenden Männer gedenkt, die sich als Söhne Irlands unter den Unsterblichen Großbritanniens einen Platz gesichert haben. Der große Volkstribun Daniel O'Connel und andere Parlamentsredner, wie Burke, Grattan, der eiserne Herzog Wellington, der große Staatsmann Palmerston, unter den Schriftstellern und Poeten Thomas Moore, Lever, Walter Scott, alle waren sie irischer Abkunft.

Nichts steht dem Irländer höher, als seine

Religion. Er ist ein Katholik mit Leib und Seele. Für die Vertheidigung seiner Religion ist er hundertmal überfallen, geschlagen, vom heimathlichen Boden vertrieben worden; er gab sein Vaterland hin und bewahrte seine Religion. Alle Verfolgungen, Blutbäder, Grausamkeiten, welche England anwandte, um Irland zum Protestantismus zu bekehren, waren vergebens. Trotz der peinlichen Gesetze gab es stets Priester in Irland. In seinem Elend, in seinen Fesseln fühlt sich der Irländer nur in der Kirche frei. Hier belebt sich auch das niedergeschlagenste Gesicht, die gebeugten Köpfe richten sich auf und senden die edelsten Blicke zum Himmel; der Mensch erscheint wieder in seiner Würde. Die Religion verleiht ihm Muth, um die seit Jahrhunderten ihm widerfahrende Unbill zu ertragen.

Auch giebt es manchen Aberglauben. Allerlei Dinge, wie Blicke, Worte, Naturerscheinungen können „ill luck“ und „good luck“ böses oder gutes Geschick, herbeiführen. Besonders fürchtet man den Blick zauberkräftiger Weiber. Häufig sind die Gespenstergeschichten. Dergleichen ist die „Pheka“, das gespenstische Pferd, welches den einsamen Wanderer zum Aufsteigen lockt und mit ihm dann über Berg und Thal, über Fluß und See, Wald und Hecke davonsprengt. Unter den alterthümlichen Gebräuchen finden wir auch hier wie in Schottland die Todtenschmäuse und die Klageweiber, welche in der Nacht vor dem Begräbniß erscheinen und jämmerlich um den Todten weinen, Asche auf ihr Haupt streuen und altirische Chöre von wehmüthig ergreifender Musik singen.

## 4. Skandinavien.

Das Doppelreich Skandinavien vereinigt unter einem Scepter zwei Königreiche, Schweden im Osten, Norwegen im Westen.*) Im Nordwesten Europas gelegen bildet dasselbe die mächtigste Halbinsel unseres Kontinents und hängt mit demselben nur im Nordosten zusammen, während die übrigen Theile Meere begrenzen, im Norden das Eismeer, im Westen der Atlantische Ocean, im Süden das Skager Rak, Kattegat und der Sund, im Osten die Ostsee. Der Flächeninhalt der vereinigten Königreiche beläuft sich auf 776,000 qkm, die Anzahl der Bevölkerung auf 6,700,000 Seelen.

Arg zerklüftete Küsten, denen eine Anzahl von nackten Felseneilanden, Skjärgaards der Skandinavier vorgelagert ist, bilden das charakteristische Gepräge der Umrisse dieser nordischen Halbinsel. Im Westen richten sich die Alpen Norwegens aus den Tiefen des Atlantischen Oceans mauerartig empor und werden durch zahlreiche, enge, spaltenartige Thäler unterbrochen, die in das feste Land oft über 300 km eindringen. Das sind die Fjords, die ihr Entstehen gerade wie die Cañons des südwestlichen Nordamerikas, der ausrodenden Gewalt des Wassers verdanken. Die Seitenwände dieser Klüfte ragen oft über 1200, ja 1600 m empor; wilde Gießbäche stürzen tosend von den Höhen hernieder, Schneefelder und Gletscher recken ihre erstarrte Zunge in die tiefe düstere Schlucht herab. Das Meer dringt in die Fjords mit großer Tiefe ein; im Sogne Fjord erreicht die Sonde erst in einer Tiefe von 1244 m den Meeresgrund. Die Fjords sind ausschließlich auf die Küsten Norwegens beschränkt; (Bukne Fjord, Hardanger Fjord, Sogne Fjord, Drontheim Fjord). Schweden besitzt deren keine; dagegen ist der Küstensaum beider Königreiche mit den genannten Skjärgaards dicht besetzt. Es giebt da sowohl an den westlichen, als auch an den östlichen Küsten ein wildes Labyrinth von Felsen, Inseln, Inselbrocken, zahllosen Sunden und Meeresarmen, welche nicht nur Schutz gewähren gegen Sturm und feindliche Angriffe, sondern auch einen sicheren Weg bieten dem kundigen nordischen Seefahrer, wenn dieser

*) Siehe Karte Europa.

auf seinen Fischerzügen dem Meere seine Beute abringen will. Unter den Inseln ragen an Größe die Lofoten und Vesteraalen im Nordwesten Norwegens, Öland und Gotland im Südosten Schwedens hervor.

Sehr verschieden ist die Bodengestaltung beider Königreiche. Während Schweden größtentheils eine Ebene ist, die sich nur wenige hundert Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, ist Norwegen überall eine gewaltige Gebirgsmasse, die an einigen Punkten bis fast zu 2600 m emporsteigt und gegen Osten und Süden sich abdacht. Das skandinavische Hochgebirge ist das mächtigste Gebirgsland unseres Kontinents; es übertrifft zwar nicht an Höhe doch an Ausdehnung sämmtliche Alpen Mitteleuropas. Es ist kein Kettengebirge, sondern ein 1800 km langes, massiges Hochplateau, in welchem die Fjorde und Thäler nur als kleine Risse erscheinen. Im Westen fällt dieses Bollwerk schroff in das Meer hinab und läßt hie und da am Fuße der Gebirge Raum für kleine urbare Strecken; an der östlichen Seite dagegen senkt sich dasselbe allmählich gegen Südost, bis es in die bottnische Bucht versinkt und mit Thon und Sand bedeckt große Strecken kulturfähigen Bodens bildet. Wild und öde sind diese Fjelds, Heidi, (Heide), Vidden (Weiten), wie man den Rückgrat Skandinaviens im Süden, diese Kjölen, wie man denselben im Norden nennt. Um sich einen Begriff von der Größe dieser wüsten Gegenden zu



**Voringsfall.**

machen, sei bemerkt, daß in ganz Norwegen nur 2350 qkm. bebaut, 7000 qkm. von Gletschern bedeckt und 235,000 qkm. öde Gebirge und Moraste sind. Die Bevölkerung ist auf die kleinen westlichen Küstenniederungen und Thäler beschränkt. Aber auch hier ist sie nicht zu Dörfern vereinigt, sondern sie wohnt in einzelnen Höfen (Gaards), die in den kleinen Thalweitungen zerstreut herumliegen. Das Gebirge nimmt in der Richtung von Norden nach Süden an Höhe allmählich zu. Zwar löst sich dasselbe zu Ketten nirgends auf, doch heben sich hie und da aus der ungeheuren Hochplatte abgesonderte Kuppen heraus. Am gewaltigsten ist die Entwicklung der Hochländer zwischen Drontheim und dem Hardanger Fjord, wo sich die höchsten und wildesten Gebirgsmassen Norwegens ausbreiten. Da finden wir die Snehätta (2306), Rundane (2112 m), im Norden des Sogne Fjords den Gipfelpunkt der Halbinsel, den Galdhöpig (2560 m), den Skagas Fölstind (2100 m) und andere über 2000 m strebende Kuppen. In derselben Gegend liegt auch das größte, etwa 1600 qkm große Schneeland Norwegens, das den Namen Jostedals Brä führt und eine Höhe von 1600 m erreicht, während der untere Rand der in die Thäler herabfallenden Gletscher bisweilen nicht höher als 130 m über Meer liegt und nur 3 km. von demselben entfernt ist.

Schweden ist in seiner ganzen Ausdehnung meist kein Gebirgsland, sondern ein niedriges Plateau, das nur mit geringen Ausnahmen den Charakter einer Gebirgsgegend annimmt, namentlich gegen die norwegische Grenze zu. So erheben sich im hohen Norden der Sulitelma (1883 m), weiter südlich der Areskutan (1472 m), der Sylfjeld (1782 m). Ein Drittheil des Landes liegt niedriger als 90 m über der Meeresfläche und nur 8% höher als 600 m. Von Westen nach Osten dacht sich das Land in Terrassen ab, die längs der Ostsee in einen 70 km breiten Küstenstreifen übergehen. Die Mitte des südlichen Schwedens nimmt eine weite, niedrige Seeregion ein, ehedem ein Meeresarm, welcher die Ostsee mit dem Skager Rak verband; südlich desselben befindet sich ein kleines isolirtes Bergland, das jedoch kaum irgendwo auf 450 m ansteigt; die südlichste Halbinsel Schwedens, Schonen, ist flaches Land, ein Stück des großen europäischen Tieflandes, das von Nordosten über ganz Europa ziehend, seinen Abschluß in den Tiefländern Irlands findet.

Skandinavien gehört zu den wasserreichsten Ländern Europas. Die Gewässer bedecken 1/3 der gesammten Oberfläche. Die Seen in Schweden allein nehmen eine Fläche von 37,367 qkm. ein. Während aber die Seen in den Alpen Norwegens häufig in erstaunlicher Höhe liegen, erreichen sie in Schweden ihre größte Ausdehnung in der eben genannten Senke. Da liegt der drittgrößte See Europas, der Wenersee (6240 qkm), der Wettersee, der Mälarsee, dessen Niveau kaum 1/3 m über dem Spiegel der Ostsee liegt. Durch den Wener- und Wettersee ist mit Benutzung der Götaelf und einiger kleiner Seen eine unmittelbare Verbindung zwischen der Ost- und Nordsee hergestellt. Sämmtliche Flüsse Skandinaviens haben ihre Wiege in den Alpen Norwegens. In Schweden verfolgen sie fast ausschließlich eine südöstliche Richtung, haben infolge der Abdachung des Landes großes Gefäll, sind deshalb auch nicht gut schiffbar, bilden terrassenförmig unter einander liegende Landseen, zwischen denen oft großartige Wasserfälle angetroffen werden. Der Niaumelsaskafall in der Luleaelf ist 85 m, der Elfkarlebyfall in der Darelf 32 m hoch. Am bekanntesten sind die Trollhättafälle, wo die Götaelf in fünf rasch folgenden Absätzen 33 m hoch herabstürzt. Zwar gehört der größte Fluß Skandinaviens, der 567 km lange Glommen, Norwegen an, doch gestattet hier im Allgemeinen die Bodenbeschaffenheit eine viel geringere Entwicklung der fließenden Gewässer als in Schweden. Zumeist stürmen sie von den nackten Steilseiten der Fjelde als schäumende Wildbäche in die Fjorde, ja direkt ins Meer herab, und bilden Wasserfälle, welche dieselben Schwedens an Großartigkeit weit überragen. Der Maan stürzt bei dem berühmten Riukanfos-

fall von einer 245 m hohen Klippe herab, der Fall des Tysso mißt 160 m, der Voringsfall der Bioereia 144 m. Selbstverständlich sind die wenigsten Flüsse Norwegens schiffbar; doch werden sie zum Betriebe der Maschinen der Bergwerke, Säge- und Kornmühlen, zur Flößung des Holzes verwendet.

Trotz seiner hohen Lage besitzt Norwegen ein sehr mildes Klima, eine Folge der warmen Seewinde und des seine Küsten bespülenden Golfstroms. In Breiten, wo in Nordamerika Expeditionen elend endeten, finden sich hier noch städtische Ansiedlungen (Hammerfest $70^2/_3$ n. B.) Während in Sibirien unter $60^0$ n. B. der Ackerbau aufhört, gedeiht in Norwegen unter $69^0$ n. B. noch Korn. Minder günstig sind die Verhältnisse in Schweden, wo die kalten Nord- und Nordostwinde freien Eintritt in das Land finden. In Norwegen friert das Meer an der ganzen Westküste nicht zu; dagegen werden in Schweden die bottnischen Häfen jährlich durch das Eis gänzlich verschlossen. Gleich groß ist der Unterschied bezüglich der jährlichen Niederschläge. Jenseit der Berge, an der Westküste Norwegens führen die warmen Seewinde eine Regenmenge zu, die jährlich bis auf 2000 mm steigt, wogegen an der Ostseite die Regenmenge nur etwa 500 mm erreicht. Trotz seiner hohen Lage genießt Skandinavien im Ganzen einen hellen und heiteren Himmel. Die düsteren Nebel Britanniens sind hier unbekannt. Man hat berechnet, daß dieses nordische Land während des Jahres im Sommer und Winter ungefähr 70—80 Tage mehr hat, wo die Sonne hell am Himmel steht, als Deutschland. Es bildet einen besonderen Reiz für die nördlichsten Gebiete Norwegens der ewige Tag, wo der große leuchtende Himmelskörper von Mitte Mai bis Ende Juni keinen Untergang findet, sondern in einem Kreis den Horizont umzuschreiben scheint; das Gegenstück hierzu ist die ewige Nacht in den Wintermonaten, wo die Sonne ihr strahlendes Antlitz nicht sehen läßt und das Tagesgestirn nur durch Nordlichter und eine schwache Dämmerung ersetzt wird.

Von Ackerbau darf man in Norwegen kaum sprechen; auch ist die Viehzucht mit vielen Unfällen verbunden. Nicht minder hat man in Schweden gegen eine harte Natur zu kämpfen, besonders im Norden wo die eisigen Nächte oft die ganze Ernte verderben. Dagegen ist Schonen, die südlichste Halbinsel Schwedens, wohl angebaut; sie bildet die Kornkammer des Landes, sodaß in guten Jahren sogar noch Getreide exportirt werden kann. Von größter Wichtigkeit für Norwegen ist der Fischfang. Man führt alljährlich im Durchschnitt 2 bis $2^1/_2$ Millionen Bog (1 Bog etwa 16 Kilo) Fische aller Arten, 11 bis 12 Mill. Tonnen Heringe, 100,000 Tonnen Thran und über 40,000 Tonnen Rogen aus. Gleich wichtig ist für ganz Skandinavien die Forstwirthschaft. Schweden besitzt 175,690, Norwegen 67,000 qkm. Waldungen. Früher wurde namentlich in Schweden viel Holz verschwendet. Außer dem Brennholz zum Heizen der Wohnungen, der Hütten und Eisenwerke, dem Bauholze zum Aufführen der Häuser, wurden ganze Wälder umgehauen, das Holz verbrannt, um mit der Asche den Boden zu düngen. Dieser Unwirthschaft ist nun die Regierung entgegengetreten und hat durch Errichtung von Forstschulen eine rationelle Behandlung der Wälder in der Zukunft angebaut. Zum Schlusse wollen wir noch bemerken, daß die Natur in Skandinavien mit wahrer Verschwendung so ungeheuere Massen von Eisenerz abgelagert hat, daß diese unerschöpflichen Vorräthe das Menschengeschlecht für immer versorgen könnten. Ein eiserner Gürtel unter der Bodenfläche zieht durch das ganze Land, von Lappland bis Schonen. Der 1800 Fuß hohe Gellivare in Lappland besteht ganz und gar aus einer fast gediegenen Eisenmasse und diese allein wäre hinreichend für einen viel hunderttausendjährigen Bedarf der Erdbewohner. Einen großen Gegensatz bildet zu diesem Eisenreichthum der fast völlige Mangel an Steinkohlen. Außer Eisen wird bei Falun in Schweden Kupfer, bei Kongsberg in Norwegen Silber ausgebeutet.

# 5. Die Bevölkerung Skandinaviens.

Die älteste Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel bestand aus Lappen, die von Norden eindringend mit ihren Renthieren die hohen Fjelder durchzogen. Aber schon in den dunklen Urzeiten wanderten von Osten und Süden germanische Stämme ein, die Svea (Schweden) und Gothen, welche die Urbevölkerung nach und nach in die unwirthbaren nordischen Gegenden verdrängten. Zu den Germanen wanderten der Sage nach die Asen unter Odin ein, der König, Priester und Gesetzgeber war, zuerst in Sigtuna, dann in Alt-Upsala residirte, wo auch das heidnische Nationalheiligthum errichtet war. Die heidnische Götterwelt der Urgermanen hielt sich hier in Skandinavien am längsten, wie auch die alte allitterierende Form der germanischen Volkspoesie hier am längsten bestand. Kräftig entwickelte sich das Germanenthum in diesem nordischen Lande; aber unter zahlreiche Stammeskönige getheilt, bilden wilde Kämpfe seine Urgeschichte. Innere Zerwürfnisse, die Ärmlichkeit des Binnenlandes, wie auch der Hang nach Abenteuern lockten dieses kräftige Volk schon früh aufs Meer und bald wurden die Normannen ein Schrecken der Küstengebiete sämmtlicher europäischer Meere. Schon im 8. Jahrhundert sehen wir sie in kühnen Wikingerzügen die Küsten der Nordsee verheeren, später drangen sie ins Mittelmeer bis nach Konstantinopel, dann im Norden über das Nordkap bis zur Mündung der Dwina vor. In Rußland, in der Normandie, in Unteritalien wurden sie Staatengründer; im 9. Jahrhundert entdeckten sie Island, im 10. Jahrhundert Grönland und gelangten von hier 986 nach Amerika. Das heidnische Urgermanenthum fand seinen Abschluß mit der Einführung des Christenthums unter Olaf Haraldssön (1016) in Norwegen und unter Erich dem Heiligen (1150 bis 1160) in Schweden.

Die Schweden und Norweger tragen in ihrem Äußeren vorzugsweise den germanischen Stempel und in Augen und Locken die blauen und blonden germanischen Farben. Aber die Beschaffenheit des heimischen Bodens, Lebensweise und Geschichte hat diesen Abkömmlingen eines und desselben Stammes manche Eigenthümlichkeiten aufgeprägt. So hat sich die alte gemeinsame Sprache, das Oldnorsk, lautlich mit Plattdeutsch und Gothisch auf derselben Stufe stehend, nur in Schweden erhalten und sich in Wohllaut, Biegsamkeit und Kraft zu der schönsten und wohlklingendsten Sprache Europas entwickelt. In Norwegen wurde während der beinahe 500jährigen (1397—1814) Verbindung mit Dänemark die alte Kernsprache verdrängt und das Dänische mit seinen dünnen, fast klanglosen Tönen, mit den geschliffenen und gebrochenen Mittlauten, die Landes- und Schriftsprache geworden. In neuerer Zeit nimmt man aber in das Norwegische immer mehr und mehr Wörter aus den Dialekten auf, so daß sich allmählich zwischen Dänischem und Norwegischem eine Trennung einstellen wird.

Der Schwede hat in der Regel eine hohe, schlanke Gestalt, eine weiße Haut, blondes, häufig auch braunes Haar, ausdrucksvolle Gesichtszüge und blaue Augen. Die schwedischen Damen erfreuen sich nicht ohne Grund eines glänzenden Rufes in Hinsicht auf Schönheit und Grazie, es giebt prächtige Gestalten und reizende Gesichter genug unter ihnen. Die Grazie tritt besonders anmuthend hervor in ihrer lebhaften und heiteren Konversation; es ist eine Freude, sie daheim zu sehen und nicht minder sie zu hören, selbst, wenn einem der Sinn ihrer Unterhaltung verborgen bleibt. In gebildeten Kreisen herschen europäische Sitten. Die Städter, die Stockholmer zumal, hören sich gerne die „Franzosen des Nordens“ nennen und wirklich scheinen sie den Parisern ein gut Theil ihrer Eigen-

schaften abgelauscht zu haben. Leichtlebigkeit, Vergnügungssucht, liebenswürdigste Höflichkeit, gesprächige Gewandtheit und geistreiche Lebendigkeit rühmen ihnen ihre Freunde nach; ihre Gegner aber, die Norweger, setzen als schwarze Schatten dagegen Unaufrichtigkeit, geziertes Wesen, Leichtsinn und eine ansehnliche Liederlichkeit. Auch ist die Sucht nach Titeln, Glanz und Ostentation bei ihnen sehr verbreitet. Die früher starken Standesunterschiede haben sich in diesem Jahrhundert mehr abgeschliffen, besonders seit der Adel im Jahre 1865 seine politischen Vorrechte verloren hat. Der schwedische Adel besteht aber noch fort und versammelt sich jedes dritte Jahr im Ritterhaus zu Stockholm, um die Vermögensangelegenheiten des Adelstandes zu berathen.

Der schwedische Bauernstand, welcher in den früheren Kriegen Beweise seiner Treue, Tapferkeit und des Patriotismus gegeben, ist noch immer Schwedens Kraft und Mark. Seine hervorragenden Tugenden sind Gottesfurcht, Sittlichkeit, Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und zuvorkommende Gastfreundschaft. Als Schattenseiten seines Charakters sind zu verzeichnen die Abgunst gegen Herrenleute, übertriebene Achtung vor allen Ausländern, eine gewisse Rohheit und der Hang zum unmässigen Branntweingenuß. Als Kern des Bauernstandes, welcher seine alten Eigenthümlichkeiten bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, gelten die Delakarlier, die Bewohner der Provinz Delarne, im Norden der großen Seen. Die Delakarlier dürfen sich rühmen, der schönste Menschenschlag der ganzen Halbinsel zu sein. In ihrer äußeren Erscheinung prägt sich sehr viel Stolz und Selbstgefühl aus und die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung straft ihr Aussehen nicht Lügen: Mannhaftigkeit, Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit sind ihre hervorstechendsten Charakterzüge. Als eine ganz besondere Eigenthümlichkeit muß bei den Delakarliern das so stark ausgeprägte Gefühl für Gleichheit gelten, wie sie ja auch Jedermann, den König keineswegs ausgenommen, nie anders denn mit „Du“ anreden. Auch sind fast ausschließlich die Delakarlier der alten National-Tracht treu geblieben. Bisweilen sieht man einen in der Hauptstadt mit seinem langen, bis über die Knie herabreichenden Rock aus dunkelblauem oder schwarzem Tuch, mit Knie-



Tracht in Schweden.*)

*) Gezeichnet von Prof. Heyberger nach Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne.

hosen aus naturfarbenem Leder, einer Weste entweder aus nämlichen Material oder aus Tuch, einem wollenen Shawl um den Hals, dicken weißen Wollenstrümpfen und Schuhen. Den Kopf bedeckt ein runder Filzhut. Die Frauen tragen einen bis zu den Knöcheln herabfallenden Rock aus dickem blauem Wollenstoff, Schuhe und weiße Strümpfe; das Leibchen ist entweder aus Leder, aus rothem Wollenstoff oder aus Seide gefertigt und leuchtend heben sich von denselben die blendend weißen Hemdärmel ab. Die Schürze schmücken bunte Streifen; die Kopfbedeckung besteht aus einer Mütze von bunter Farbe mit weißem Rand, an Sonn- und Festtagen werden aber solche von weißer Leinwand getragen. Die Abgeordneten dieser Provinz erscheinen sogar im Reichstage zu Stockholm in ihrer heimathlichen Tracht, und selbst wenn sie an Empfangstagen zu Hofe gehen, verschmähen sie es, sich den Ansprüchen der herrschenden Mode zu beugen.

Die Wohnungen sind in den verschiedenen Theilen des Landes verschieden, nur in den größten Städten, Stockholm und Gothenburg, fast durchweg von Stein, in den kleineren aber größtentheils aus Holz, daher die Feuersbrünste sehr verheerend wirken; doch sind die Häuser geräumig und bequem. Besonders zeichnen sich die Bauernhöfe in den Landschaften Angermanland, Medelpad, Helsingland und Norrland aus, die fast sämmtlich großen Herrensitzen gleichen. Man findet da ein- bis zweistöckige Häuser, von denen jedes vier bis sechs Zimmer enthält. Die Wände sind mit Tapeten überkleidet, Decke, Thüren und Fenster mit weißer Ölfarbe angestrichen, die Fenster mit weißen oder gestreiften Gardinen geziert; überall herrscht die größte Reinlichkeit. Um das Wohnhaus liegen die Wirtschaftsgebäude. Einen Blumen-, Küchen- oder Gemüsegarten sieht man aber leider fast nirgends, nur in den Landstädten fängt man an, bei dem Wohnhause einen kleinen Garten anzulegen. Der Schwede liebt es, viele Räumlichkeiten zu haben; ein gewöhnlicher Handwerker will wenigstens über drei verbundene Räume verfügen, einen Saal, ein Wohn- und ein Schlafzimmer. Dieser Luxus macht es erklärlich, daß die schwedischen Städte bei ihrer großen Häuserzahl und ihrem bedeutenden Umfange doch nur verhältnismäßig wenig Bewohner aufweisen.



Wintertracht in Schweden.*)

*) Gezeichnet von Prof. Heyberger nach Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne.

Der heitere Charakter und die Gemüthlichkeit des schwedischen Volkes tritt allenthalben zum Vorschein. Die Mußestunden nach beendigter Arbeit sucht man meist durch allerhand Kurzweil angenehm zu vertreiben und spielt dabei namentlich die Musik eine Rolle. An Sommerabenden z. B. kann man häufig den Ton einer Violine aus der Ferne vernehmen, es sind dies die Burschen, welche von Gehöft zu Gehöft ziehend, den jungen Mädchen Ständchen bringen. An Sonntagen gewahrt man allerorten größere und kleinere Gruppen zu Fuß und zu Wagen auf ihrem Wege nach den Pfarrkirchen; nachmittags aber werden Besuche bei Nachbarn und Freunden abgestattet, während Spiel, Tanz und Gesang gewöhnlich die Abendstunden ausfüllen. Volkslieder in unserem Sinne haben diese Nordländer nicht, um so häufiger begegnet man den Nachklängen der alten eddaischen Götter- und Heldensagen. Denn mächtig lebt und webt die alte Sagenwelt in den Augen und Herzen der Skandinavier. Jeder Fels, jeder Berg, Stein und Baum, jeder See und jede Quelle haben ihre lebendigen Geister. Die Zaubergeister, die schwarzen und weißen Elfen mit ihren Tänzen, Reigen und Gesängen auf den Blumenwiesen und unter Lieblingsbäumen, begegnen dem Nordländer auf jedem Schritte; der Reisende, welchem ein Bär oder ein Wolf über den Weg hinstreicht; die sehnsüchtige Jungfrau, welche aus den Frühlingszweigen den ersten Kuckuck singen hört; der Jäger, welchem eine Elster oder Krähe über dem Kopfe fliegt: Alle haben sie mit Geistern zu thun. Noch heute herrscht die alte Eddalehre in den Herzen der Menschen, noch heute entführen die Bergelfen die Frauen der Schweden in ihre von Gold und Diamanten strahlenden unterirdischen Bergpaläste. Dieser Zauberglaube geht durch alle Volkslieder des Nordens und wohnt nicht blos in den Spinnstuben und Hütten der Bäuerinnen, sondern hat in den Köpfen vieler der gebildetesten Schweden noch heute seinen festesten Sitz.

Unter allen Volksfesten ist die Weihnachtszeit oder der Jul das vornehmste sowohl in Schweden, als auch in Norwegen. Schon vor der Einführung des Christenthums ward im Winter ein großes Fest unter dem Namen Jul gefeiert, welcher nachher mit dem christlichen Weihnachten in Eins gezogen wurde. Die Julzeit beginnt mit dem Weihnachtsabend und währt bis Heiligen drei Könige, ja bis den 13. Januar, Sankt Knutstag im schwedischen Kalender. Den Julabend muß Alles für die folgenden Tage bereitet werden, welche keine schwere Arbeit kennen sollen. Das Zimmer des Hauswirths, wo gejubelt werden soll, wird mit bunten Teppichen oder weißen Decken behangen; Alles im Hause wird gewaschen, gefegt und gescheuert und das Zinn, Messing und Silber muß schimmernd auf seinen Brettern aufgepflanzt sein. Alle Schuhe müssen diese Nacht an einer Stelle dicht bei einander gestellt werden, auf daß alle das ganze Jahr in Eintracht bleiben. An vielen Orten wird der Boden mit langem Roggenstroh belegt, worauf dann Kinder und Gesinde beisammen liegen. Groß ist die Wirkung des Julstrohs. Den Hühner- und Gänsenestern, worein man es legt, darf kein Marder und keine Behexung nahen; um die Bäume mitternächtlich gewunden, auf den Acker gestreut, giebt es Obst und Korn; den Kühen gegeben sichert es sie vor aller Krankheit und läßt sie nicht auseinander laufen.

Seit Julabend sind die Tische gedeckt, Schinken, Fleisch, Käse, Butter, Branntwein, Juleöl, (Weihnachtsbier) aufgetragen. Dem hohen Feste zu Ehren werden auch die, in vielen Familien von Generation auf Generation vererbten, alten Geräthe und Gefäße, alte Thonwaaren, hölzerne und silberne Schalen, Löffel ans Tageslicht gebracht. Viele tragen Runeninschriften und besitzen ein so hohes Alter, daß ihre Geschichte sich bis in die graueste Vorzeit verliert. Abends versammeln sich alle um den Tisch und der Vater liest die Liturgie, häufiger noch ein Kapitel aus der Bibel vor. In den Gebirgsgegenden pflegen die Bauern brennende Kerzen an die Fenster zu stellen und unter Scherz und Kurzweil die ganze Nacht zu durchwachen, während in Dela-

karlien Jedermann, eine brennende Fackel in der Hand haltend, zur Kirche geht, nach beendigtem Gottesdienste aber in möglichster Eile der Heimath zustrebt, denn dem Volksglauben gemäß wird derjenige zuerst seine Ernte einbringen, welcher zuerst sein Gehöft erreicht. Die Gutherzigkeit der Skandinavier gedenkt diese Tage auch der Thiere. Den Juletag soll man auch den Kettenhund lösen, das Vieh etwas besser als gewöhnlich mit Futter versehen. In vielen Gegenden werden selbst die Vögel gefüttert, indem man Bündel Hafer an den Zäunen, Dächern und Bäumen befestigt, damit die gefiederten Bewohner der Luft ihren Hunger stillen können. Endlich gehören zum Julefest unzählige Possen, Schwänke und allerhand Mummenschanz, mit welchen die Burschen ihrem Uebermuth Luft machen.

Die Hochzeiten werden nur noch in Delakarlien in althergebrachter Weise gefeiert. Und wenn die Verlobten wohlhabenden Familien angehören, so ist ein derartiges Ereigniß vom höchsten Interesse. Schon wochenlang zuvor werden die Vorbereitungen getroffen; wie es der Brauch vorschreibt, schicken die Nachbaren Malz zur Bereitung des Bieres und während der letzten Tage ist eine Anzahl von Mädchen mit Herstellung von weißem Brode beschäftigt. Es werden Schafe, wohl auch Ochsen geschlachtet, Fische massenhaft gefangen, ungeheure Mengen von Speck, Butter, Käse, Bier und Branntwein aufgestapelt. Die Zahl der geladenen Gäste beträgt manchmal weit über 500 Personen, die sämmtlich auf ihren besten Gespannen erscheinen, denn je größer die Zahl der Fuhrwerke ist, um so mehr fühlen sich die Familien der Verlobten geehrt. Der Anzug der Braut unterscheidet sich von der sonst üblichen Tracht nur insofern, daß das Mieder mit einer großen Menge künstlicher Blumen, Perlen und Broschen geschmückt wird; auch setzt sie bei dieser Gelegenheit zum ersten Male das weiße Häubchen auf, ein Abzeichen des verheirateten Standes. Ebenso trägt der Bräutigam seine gewöhnliche Kleidung und dazu nur einen über den Rock hinausgeschlagenen breiten, weißen Kragen, welcher nebst dem Hemde ein Geschenk der Braut ist. In langem Zuge rollt nun das Hochzeitsgesinde zur Kirche, um den Segensspruch des Geistlichen zu erhalten. Nach beendigter Trauung eilt man in raschem Trabe heimwärts und es beginnt der Hochzeitsschmaus, welcher drei bis vier, ja inzwischen auch acht Tage währt. Essen, Trinken und Tanzen bilden die Beschäftigung dieser Frist. Ist nun Alles zu Ende, so verabschieden sich die Gäste mit herzlichem Händeschütteln von dem jungen Paare, wobei ein jeder der Anwesenden in der Hand der jungen Frau als Brautgeschenk einige Banknoten zurückläßt.

Die Norweger sind — wie schon angegeben — gleicher Abstammung mit den Schweden und im Ganzen kräftig und wohlgebaut. Man findet auch unter den Bauern und Fischern nicht nur prachtvolle Gestalten, ächte Sprößlinge der alten Nordlandsrecken, sondern auch häufig Farben von einer fast unbegreiflichen Zartheit bei Frauen, die doch den ganzen Tag auf dem Felde und bei der Arbeit zubringen. Der schönste Schmuck aber der Nordländerin sind die schönen Haare von jenem ganz lichten Blond, das fast ausschließlich in Skandinavien zu Hause zu sein scheint. Die malerische Landestracht ist leider schon fast ganz verschwunden, nur hie und da bei einer Hochzeitsfeier wird sie noch gesehen. Die Männer tragen in einigen Gegenden als Sonntagsstaat einen regelrecht, obzwar nicht eben übertrieben modisch geschnittenen Frack und dazu auf dem Kopfe statt eines Cylinderhutes eine behäbige, rothwollene Zipfelmütze; die Frauen lieben einen sehr reichen Behang von fein gearbeitetem Silberschmuck.

Die Leichtigkeit und Lebendigkeit des Südländers würde man hier vergebens suchen. Der Norweger hat im Durchschnitt etwas auffallend Gleichgültiges in seinem Wesen; er ist ruhig, ernst und still, anfangs dem Fremden verschlossen, hat man aber sein Zutrauen gewonnen, treuherzig und offen. Seine Manieren sind etwas rauh, allein er hat einen biederen Charakter, ein gastfreies und wohlwollendes Herz für Fremde. Für seinen Muth und seine Liebe zum Vaterlande zeugt seine tausendjährige Geschichte; auch ist sein religiöses

Gemüth tief und innig, denn er scheut sich nicht, meilenweit auf seinem Karren oder Kahne zur Kirche zu fahren. Im Ganzen besitzt er viel Intelligenz, ist aber träge in seinen Bewegungen und häufig roh in seinem Benehmen. Dies Alles gilt jedoch nur von den Landbewohnern abseits der betretensten Straßen; den Städter wird man schwerlich je anders, als äußerst liebenswürdig und zuvorkommend finden. Die Damen zeichnen sich, gleich ihren schwedischen Schwestern, durch Liebenswürdigkeit und Einfachheit, durch die Feinheit der Umgangsformen aus, auch sind sie, wie diese, vorzügliche Kennerinnen fremder Sprachen, und die Herren vereinigen Selbstbewußtsein und Bestimmtheit des Auftretens mit einem überaus höflichen, entgegenkommenden Benehmen.



Norwegische Trachten.*)

Nirgends in Europa ist die bürgerliche Gleichheit so sehr ausgebildet, als in Norwegen. Seit 1821, in welchem Jahre alle erblichen Vorrechte aufgehoben wurden, giebt es hier keinen erblichen Adel mehr. Nebst dem aber treten bei manchen Bauern, bei uralten Grundbesitzern, stark aristokratische Tendenzen zum Vorschein. So leben z. B. in Österdal Bauerngeschlechter, deren Familien seit 400 Jahren dieselben Güter besessen haben, und in Gudbrandsdal findet man Bauernfamilien, die sich selbst eine adelige Herkunft zueignen. Ungemein groß ist in Skandinavien die Zahl der Grundbesitzer. So beläuft sich in Schweden die Gesammtzahl der Gehöfte auf etwa 260,000 in Norwegen auf etwa 150,000. Zu fast jedem größeren Besitzthum in Schweden oder Norwegen gehören eine Anzahl von Plads oder Torp, kleinere Gehöfte mit dazu getheiltem Feldgut, welche unter bestimmten Bedingungen in Pacht gegeben werden. Diese Pächter, welche in Norwegen Husmaend, in Schweden Torpare heißen, haben entweder einen jährlichen Pachtzins zu entrichten, oder müssen an einer gewissen Anzahl von Tagen im Jahr auf den Feldern des Grundbesitzers arbeiten. Die norwegischen Grundbesitzer haben seit uralter Zeit ein Vorrecht, vermöge dessen ein Eigenthum, das länger als 20 Jahre im Besitze einer Familie war und dann verkauft wurde, von den Mitgliedern derselben binnen einer gewissen Frist (jetzt innerhalb drei Jahren) wieder zurückgenommen werden kann, wenn sie die Kaufsumme in Baarem bezahlen können.

---

*) Gezeichnet von Prof. Heyberger nach Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne.

Eigentliche Dörfer giebt es in Norwegen fast gar nicht; auch in den bewohntesten Theilen des Landes reiht sich vereinzelt in großen Abständen Hof an Hof (Gaard), in den fruchtbaren Thälern des Innern in ununterbrochener Kette, im Westen oft meilenweit von einander getrennt. Manchmal aber sammelt sich, besonders an den Fjorden, wo nicht der Landbau, sondern die Fischerei den Haupterwerbszweig bildet, doch eine etwas größere Gruppe von Häusern um die Kirche. Die Bauernhäuser sind alle aus Holz gebaut; in der Nachbarschaft der Städte sind sie meist zwei Stock hoch, haben viele Zimmer, große Fenster, schöne Oefen und Dächer von Ziegeln oder Schiefer; in den Alpen- und Küstengegenden dagegen sind die Häuser niedrig, einstöckig, haben kleine Fenster, offene Kamine und ein Bretterdach, das mit Birkenrinde und Rasen überdeckt ist. Höchst interessant sind die alten Blockhäuser, deren Ursprung weit in die graue Vorzeit zurückreicht. Sie liegen gewöhnlich in einsamen Thälern und Schluchten, in Hedemarken, Hallingdal, Numedal, am Hardanger und sind aus Stämmen mächtiger Fichten gefügt; bei vielen läßt sich der Zeitpunkt ihrer Entstehung bis vor das Jahr 1000 zurückführen, andere stammen aus dem 7. und 8. Jahrhundert und tragen häufig an ihren schön geschnitzten Pfosten Runeninschriften. Man trifft längs der Fjorde in weltverlorner Abgeschlossenheit häufig wirklich reizende Ansiedlungen. Das Innere der Häuser ist in den wohlhabenderen Thälern allen Anforderungen eines geläuterten Geschmackes entsprechend eingerichtet; die Zimmer sind einfach, aber bequem und hübsch möblirt; eine peinliche Sauberkeit herrscht bis in den entferntesten Winkel, ja man findet nicht selten in den einsamsten Quartieren so viel behaglichen Komfort, solche Nettigkeit, daß man sich etwa in ein gutes bürgerliches Haus einer gebildeten deutschen Kleinstadt versetzt glauben möchte; da fehlt es weder an weißen Tüllgardinen, noch an einem Klavier, noch an einem zierlichen Bücherbrett. Leider wird diese Reinlichkeit in den Fischergegenden allzusehr vermißt.

Es ist selbstverständlich, daß diese Abgeschlossenheit, in welcher sich die einzelnen Gaards befinden, auf die ganze Lebensweise der Landbevölkerung einen großen Einfluß ausüben muß. Oft meilenweit von den nächsten Nachbarn getrennt, wird jede Familie zu einem fast unabhängigen Staat, in welchem der Begriff der Glückseligkeit auf den inneren Frieden und Wohlstand sich einschränkt. Die Liebe der einzelnen Familienglieder zu einander ist sehr innig, obgleich sich dieselbe nur selten in äußerlicher Zärtlichkeit kund giebt; die Kinder werden von den Eltern ausnahmslos mit großer Güte behandelt und Streitigkeiten kommen überhaupt nur sehr selten vor. Dieselbe Abgeschlossenheit zwingt die Bauern zur Ausübung der verschiedenen Handwerke. Will einer ein Haus bauen, so fällt er sich selbst die nöthigen Bäume und richtet sich den Bau; ebenso ist er im Nothfall Gerber, Sattler, Schuhmacher, Schmied und Müller; lebt er an der Küste, so versteht er sich auch auf den Bau von Schiffen und Booten und ist ein tüchtiger Fischer. Häufig zeigt er sich auch in der Anfertigung von musikalischen Instrumenten, sowie von allerhand Hausgeräth sehr geschickt und mitunter versucht er sich gar als Goldschmied.

Die Norweger und Schweden stehen auf einer hohen Stufe der Bildung und verwenden die allergrößte Sorgfalt auf die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder. Mehr als 97 Procent aller schulpflichtigen Kinder genießen einen Unterricht und selbst in den menschenärmsten Gegenden giebt es unter 100 kaum einen, der nicht lesen und schreiben kann. In Norwegen und in den gebirgigen Theilen Schwedens, wo die einzelnen Höfe oft stundenweit zerstreut sind, stößt der Schulunterricht auf große Schwierigkeiten. In solchen Gebieten kommt das System der Wanderschule in Anwendung; der Schulmeister wandert von Hof zu Hof und ertheilt dort den nöthigen Unterricht. Daß an solchen Orten die Ausbildung der Jugend nur eine mangelhafte sein kann, geht daraus hervor, daß die Dauer des Schuljahres auf 12 Wochen, ja in solchen



Kirche zu Laerdal.

Gegenden, wo die Schulen in Klassen eingetheilt sind, die zu verschiedenen Zeiten Unterricht erhalten, blos auf 9 Wochen festgesetzt ist. Hier liegt nun den Eltern die Sorge ob, die Lehrer ihrer Kinder zu sein. Dieser Pflicht kommen die skandinavischen Eltern wirklich gewissenhaft nach. Selbst in einfachen Kreisen trifft man nach Du Chaillu häufig auf gründliche Bildung und gediegenes Wissen, man ist völlig vertraut mit der Literatur des Landes, mit den Fortschritten der Wissenschaft, ja man findet häufig genug ausländische Werke auch in den allereinfachsten Behausungen.

Die herrschende Religion in beiden Königreichen ist die lutherische, doch besteht jetzt völlige Religionsfreiheit, und jedem ist die freie Ausübung seiner Religion gestattet. Die lutherische Kirche trägt sowohl in ihrer äußeren Einrichtung, als auch in ihrem Kult einen entschieden katholischen Anstrich. Es giebt Erzbischöfe, Bischöfe, verschiedene Konsistorien, Dom- Kontrakt- und Titularpröbste. In der Kirche hat man den Altar mit Bildern und Leuchtern beibehalten; bei feierlichem Gottesdienste trägt der Bischof ein reiches Pluvial und Mitra, Hirtenstab und Kreuz, die übrige Geistlichkeit eine Alba und das Meßgewand. Selbst die Beichte und Messe findet man im skandinavischen Ritual. Die Messe hat alle wesentlichen Theile des katholischen Meßopfers mit Ausnahme der Wandlung; die Ohrenbeicht bestand unverändert noch 150 Jahre nach Einführung der Reformation und wurde erst später in ein allgemeines Sündenbekenntnis umgeändert. Unter den Bekennern der übrigen Religionen sind die Babtisten am zahlreichsten; sie zählen allein in Schweden über 8000. Nebst diesen sind noch einige Mormonen, Methodisten und Quäcker zu verzeichnen, ferner in Schweden etwa 1800 Juden. Die Zahl der Katholiken beträgt in beiden Reichen nur 2100 Seelen (1888). Seit 1803 trat in den Gebirgen des schwedischen Norrlandes die pietistische Sekte der Läsare (Leser) auf, (in Norwegen Hougianer,) welche durch einige Pastoren hervorgerufen das jüngste Gericht als nahe bevorstehend verkündete und die Leute zur Schwärmerei verleitete. Die Läsare sind nunmehr schon fast ganz verschwunden. Sie lasen fleißig in der Bibel, weshalb sie auch ihren Namen bekamen, eiferten gegen jegliche



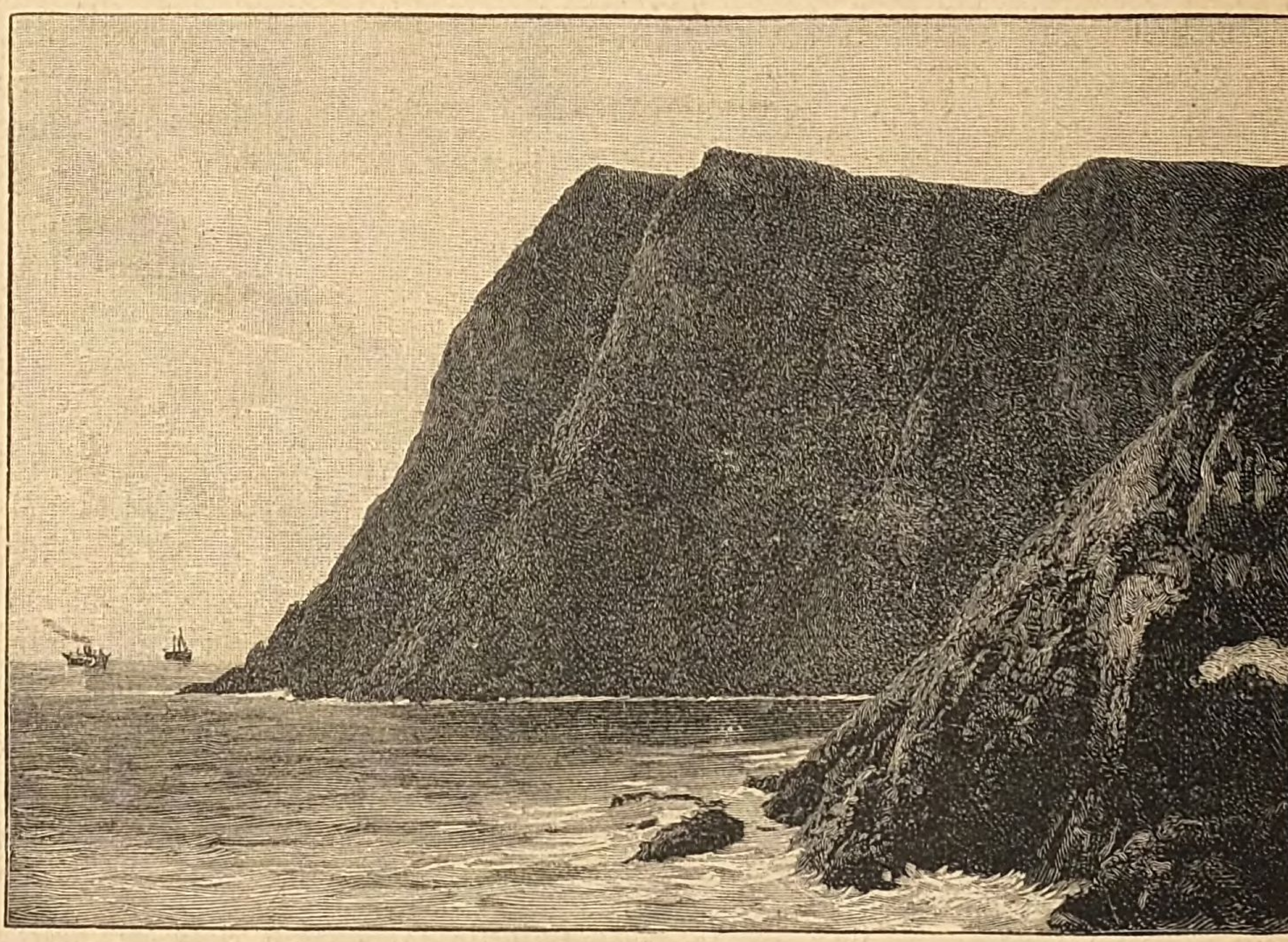
Frau aus Sogne.*)

*) Gezeichnet von Prof. Heyberger nach Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne.

Freude des Lebens und feierten mit übertriebener Strenge den Sonntag. In der letzten Beziehung glichen sie der übrigen Bevölkerung. Denn die Sonntagsfeier wird hier zu Landen so schwunghaft betrieben, daß man vom Morgen bis zum Abend nach einem warmen Bissen, ja unter der Kirchzeit nach der geringsten Leibesstärkung überhaupt vergeblich schmachten kann. In neuester Zeit läßt man allerdings hierin gegen ausländische Gäste, wenigstens in großen Gasthöfen, eine gewisse milde Nachsicht walten.

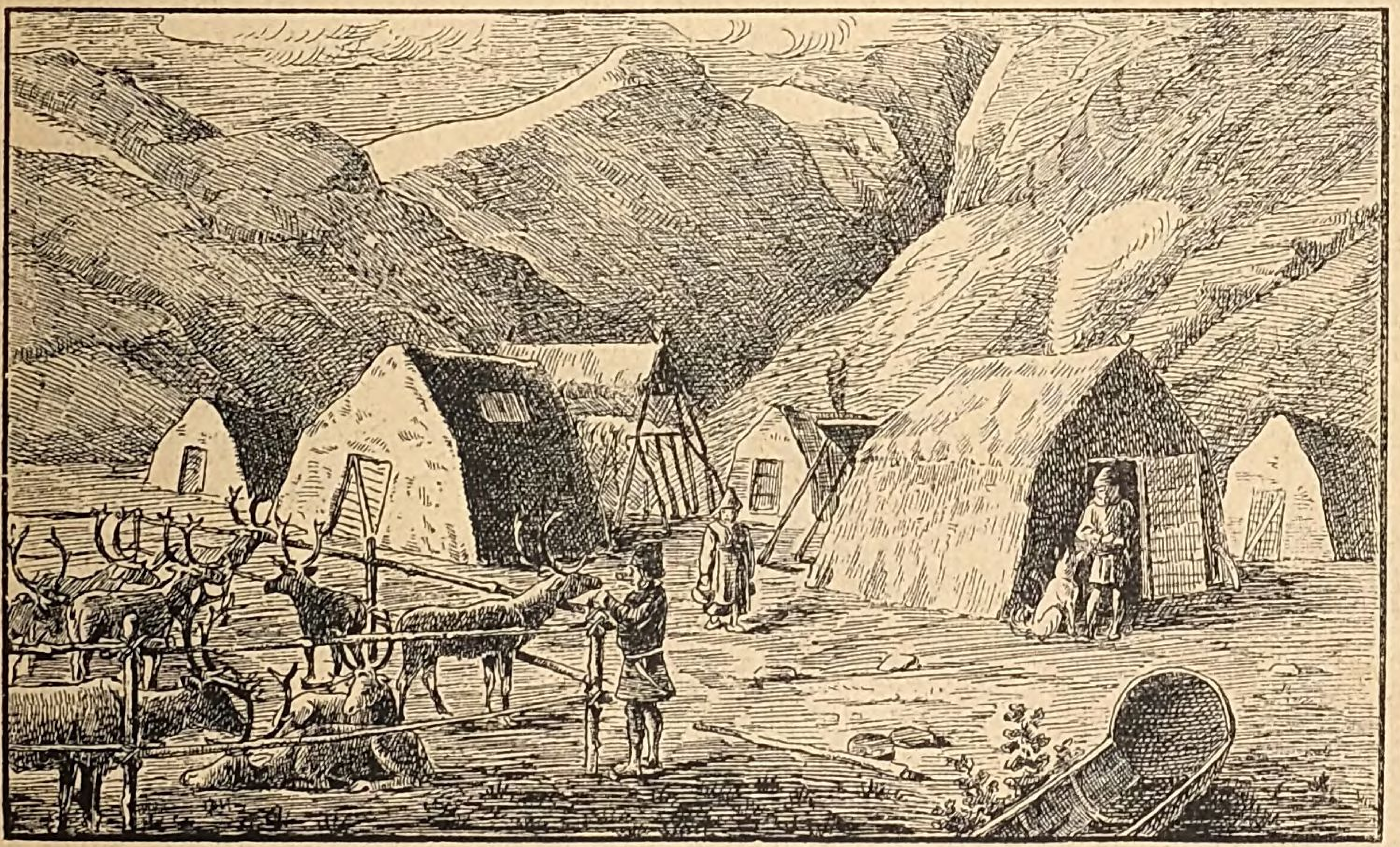
Als Reste der nichtgermanischen Urbevölkerung sind die Finnen, hier Quänen genannt, und die Lappen zu bezeichnen. Die Zahl der ersteren beträgt etwa 23,000, die der letzteren 28,000 in beiden Ländern. Da wir das Finnenvolk bei Rußland eingehender behandeln werden, wollen wir uns hier nur mit den Lappen befassen. Der weitgrößte Theil der Lappen, etwa 20,000 entfällt auf Norwegen.

Von den germanischen Einwanderern verdrängt, etwa vom 63. Breitegrade nördlich wohnt der Lappe. Fels und Haide, Eis und Schnee, weite Wüsten, Sümpfe, Seen und reißende Ströme füllen sein Vaterland aus. Die kleine Statur und der echt mongolische Gesichtstypus lassen ihn auf den ersten Augenblick von den germanischen Bewohnern des Landes unterscheiden, wie er auch durch seine Sprache, einen Zweig der turanischen Sprachengruppe, von der übrigen Bevölkerung scharf geschieden ist. Die mittlere Körperhöhe der Lappen beträgt nach Prof. Dr. v. Düben 150 cm. Das Gesicht ist breit, die Backenknochen stark, die Nase klein, Füße und Hände zierlich. Der Gesichtsausdruck ist gutmüthig und nicht unintelligent. Das Haar ist dunkelbraun bis schwarz, die Hautfarbe ist gelblichbraun und erscheint infolge des daran haftenden Schmutzes noch dunkler, denn die Lappen lieben es, sich mit Fett zu beschmieren. Obgleich klein von Körperbau, haben sie doch eine ausdauernde Natur, sind leicht beweglich und durchschweifen mit unglaublicher Behendigkeit Felsen und Berge. Man beschuldigt die Lappen der Falschheit und Heimtücke gegen



Das Nordcap.

Fremde, und doch herrscht unter ihnen Redlichkeit und Treue; kindliche Liebe gegen Hochbetagte wird mit großer Innigkeit ausgeübt. Im Ganzen ist ihr Charakter sanft und friedfertig; für eheliche Treue haben sie eine besondere Achtung, was um so höher anzuschlagen ist, da die Ehen oft mehr aus ökonomischer Rücksicht, als aus freier Wahl geschlossen werden. Unter ihren Gebrechen steht der Hang zum Brantweintrinken oben an; so oft sich Gelegenheit darbietet, berauschen sie sich ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters. deren Zahl sprechen sollten. Die Berglappen wohnen in Zelten. Das Winterzelt trägt einen wollenen Ueberzug, das Sommerzelt eine Bedachung aus Leinwand oder Segeltuch. Als Bett dient eine Renthierhaut, als Kopfpolster das Oberkleid und ein Schaffell, ein wollenes Tuch als Bettdecke. Das ganze Hausgeräth besteht aus einigen kupfernen Gefäßen, Kesseln von Eisenblech, hölzernen Töpfen und Schalen nebst mehreren Löffeln aus Renthierhorn. Neben den Zelten stehen kleine Schuppen aus Baumstämmen, die auf Pfählen ruhen, worin sie



Lappenniederlassung.

Die Lappen zerfallen in Renthier- oder Berglappen, in Waldlappen, in See- oder Fischerlappen. Den Kern der Lappen bilden die **Berglappen**. Das sind noch urächte Nomaden, die fast ausschließlich aus ihren Renthierheerden leben und mit diesen im Sommer nach den Alpengegenden, im Winter nach dem unteren Lappland ziehen. Einzelne besitzen zwei- bis dreitausend Stück Renthiere, die meisten aber deren höchstens fünfhundert; niemals jedoch erfährt ein Norweger die eigentliche Anzahl der Heerde, denn alle Lappen glauben, daß Wolf und Unwetter sofort einige Renthiere vernichten würden, wenn sie unnöthigerweise über ihre Renthiere, zumal über ihre Mundvorräthe und Geräthe aufbewahren.

Die **Waldlappen** besitzen nur noch wenige Renthiere und überlassen diese gegen Miethe den Berglappen zur Hütung. Ihre Beschäftigung besteht vorzüglich in Jagd und Fischerei. Die **Fischer- oder Seelappen**, welche durch Unglück oder eigene Schuld ihre Heerden verloren haben, wandern zum Behufe des Fischfanges von einem See zum andern. Viele von ihnen sind seßhaft geworden und treiben Viehzucht und Ackerbau. Sie sind ebenso kühne, als zuverlässige Seeleute; ihre Boote sind aus dünnen Brettern gebaut, lang, schmal und biegsam, um die seichten und dabei reißenden Flüsse zu befahren. Viele der Seelappen wohnen

in Erdhütten, aber die Vermögenderen haben Blockhäuser und in den besseren Bezirken lassen sich ihre Heimstätten von denjenigen norwegischer Bauern kaum unterscheiden. Auch besitzen die Waldlappen durchgängig Blockhäuser. Diese sind am unteren Theile viereckig, aus je drei über einanderliegenden Baumstämmen festgefügt, während das Dach in pyramidaler Form ansteigt und mit Birkenrinde und Brettern belegt ist. Dicht bei den Wohnhäusern erheben sich überall kleine, auf Pfählen stehende Vorrathshäuser.

Die Kleidung ist für beide Geschlechter wenig verschieden. Alle tragen bis auf die Knöchel herabreichende Hosen aus grobem wollenem Zeuge oder gegerbtem Leder, oder zuweilen aus Renthierfellen. Die Füße stecken in Halbstiefeln und zwar im Winter aus Renthierhaut, sonst aus gegerbtem Leder. Die Seelappen, welche viel im Wasser gehen, verfertigen die Sohlen ihrer Stiefeln aus Seekalbfellen. Der Oberleib ist anstatt des Hemdes mit einer engen Blouse aus Tuch bedeckt, darüber tragen sie ein zweites ähnliches Oberkleid, im Sommer von grobem Wollzeug, im Winter von Renthierfellen mit den Haaren nach Außen. Dasselbe ist mit bunten Tuchstreifen besetzt und um den Leib mittels eines Gürtels befestigt, bei den Frauen mit silbernen Knöpfen verziert. Der Kopf wird mit einer Mütze aus rothem oder blauem Tuch bedeckt. Sowohl die Verfertigung der Kleider, als auch die Zubereitung der Häute, ist eine Arbeit der Weiber, und es waltet noch immer die urzeitliche Sitte, sich anstatt des Nähfadens, der Sehnen der Renthiere zum Nähen zu bedienen.



Wintertracht der Lappen.*)

Dem Berglappen liefert seine Renthierheerde die nöthige Nahrung. Er genießt das Fleisch, das Blut, die Milch dieses nützlichen Thieres, verfertigt aus Milch Käse und Butter, oder verwahrt sie in gefrornem Zustande für den Winter. Der Seelappe lebt zumeist aus Fischen. Brot genießt der Lappe nur sehr wenig. Zuweilen wird dasselbe aus Kornmehl und pulverisirter Fichtenrinde, in Nothjahren aus gemahlenen Fischgräthen, aus pulverisirten Knochen, ja sogar aus Sägespänen bereitet. Das Tabakrauchen ist sehr beliebt, sowohl bei Mann als Weib, sie rauchen gewöhnlich aus kleinen kurzen Pfeifen; ist in einer Gesellschaft nur eine Pfeife vorhanden, so wandert sie von Hand zu

*) Gezeichnet von Prof. Heyberger nach Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne.

Hand, indem Jeder nur einige Züge daraus thun darf.

Fischfang und Jagd bilden das Hauptvergnügen des Lappen. Er ist ein tüchtiger Jäger und gebraucht nicht mehr den Bogen, sondern Gewehre, Lanzen und andere Jagdinstrumente. Den Gegenstand der Jagd bilden die wilden Renthiere, wohl aber auch reißende Thiere, Füchse, das Vielfras, Bären, hauptsächlich aber Wölfe, die in den Heerden bisweilen große Verheerungen anrichten. Zur Wolfsjagd bedient man sich der Schneeschlittschuhe. Das sind etwa 5—6 Fuß lange, handbreite, vorn ein wenig nach oben gebogene Bretter, die an den Füßen befestigt werden und auf denen man schnell und leicht über den Schnee wegläuft. Die Winterreise unternimmt der Lappe immer mit Renthierschlitten. Der Schlitten ist entweder ein Pulk oder ein Kjärris. Beide sind wie kleine Boote gebaut, vorn spitzig, hinten stumpf, etwa 5 Fuß lang, 2 Fuß breit und bieten nur für eine Person Platz. Ein Kjärris ist offen, ein Pulk aber hat vorn eine gewölbte Decke, unter welcher die Füße Schutz gegen Kälte und Schnee haben. Dem Schlitten wird immer nur ein Thier vorgespannt und man kann mit demselben an einem Tag 8 bis 10 schwedische Meilen zurücklegen. Ein unzertrennbarer Gefährte des Lappen ist sein Hund. Die Lappenhunde sind nicht groß, haben langes Haar, spitzige Schnauze und Ohren, einen langhaarigen Schwanz. Sie bewachen nicht nur die Zelte, sondern auch, die weidenden Renthiere und treiben diese wenn Gefahr droht, weiter.

Lange, bis fast in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts bestand unter den Lappen das Heidenthum. Sie hatten zwei Hauptgötter, ein gutes und ein böses Princip, die sie bildlos verehrten. Unter diesen standen geringere Götter; diese wohnten im Sternenhimmel, in der Luft, im Mittelpunkt der Erde und es wurden von diesen Götzenbilder in Menschengestalt aus Wurzeln der Bäume verfertigt. Noch im Jahre 1738 wurden drei Götzenbilder in den Pfarrhof zu Jockmock gebracht. Die Götterbildnisse standen unter freiem Himmel oder in Bergspalten, man brachte ihnen Opfer dar, Renthiere, Schafe, Ziegen, Milch u. dgl. Die ganze Gegend um das Götzenbild war heilig und durfte von mannbaren Frauen nicht betreten werden. Mit dem Heidenthum ging die Zauberei stets Hand in Hand; noch heute trägt jeder Lappe in seinem Gürtel eine Menge Ringe, messingene Figuren bei sich, welche zum Theil als Amulette gegen Zauberei angesehen werden. Zwar nahm die Ausbreitung des Christenthums in Lappland schon im 13. Jahrhundert unter dem schwedischen Könige Magnus Ladulas I. (1275) ihren Anfang, doch erfolgte die Bekehrung dieses Völkleins erst seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts. Jetzt werden die Lappen zum Besuche der Kirchen und Schulen angehalten und auf ihren zerstreuten Wohnplätzen von Wanderpredigern besucht. Es liegt ein Zug tiefer Religiosität in diesem Volke. Der Lappe glaubt mit rührender Innigkeit an Jesus Christus, an die Bibel und an ein künftiges Leben; dem Augenblick des Hinscheidens blickt er voll Freudigkeit entgegen, denn er weiß, daß sich ihm dann die Pforten öffnen in ein „besseres Land.“

# 6. Dänemark.

Zwischen Deutschland, Schweden und Norwegen, der Ost- und Nordsee gelegen, umfaßt das Königreich Dänemark die größere nördliche Hälfte der Halbinsel Jütland und die Eilande der Ostsee, denen als europäische Nebenländer noch die im Norden von England gelegenen Faröer und das weit im Norden entlegene Island beigerechnet werden.*) Unter den Inseln der Ostsee ragen an Größe Seeland, Fünen, Laaland, Falster und das nach Osten entrückte Bornholm hervor. Mit Ausschluß der Nebenländer besitzt Dänemark ein Areal von 38,792 qkm und 2,172,205 Einwohner. Die Faröer haben einen Flächenraum von 1330, Island 104,800 qkm, die ersteren 13,000, die letztere Insel etwa 70,000 Einwohner. Dänemark wird gewöhnlich den skandinavischen Ländern beigezählt, mit denen es sowohl ethnographisch, als auch historisch eng verbunden ist.

Flaches Meer und flaches Land sind die charakteristischen Züge dieses kleinen nordischen Reiches. Die seine Küsten umfluthenden Meere, die Nordsee und deren Glieder, das Skager Rak und Kattegat, die Ostsee und die drei Meerengen, durch welche die Ostsee mit dem Kattegat in Verbindung steht, der Sund, der Große und Kleine Belt, sind meist von geringer, stark wechselnder Tiefe und wegen zahlreicher Sandbänke, Untiefen und unregelmäßiger Meeresströmungen für die Schifffahrt äußerst gefährlich. Jütland, wie auch die Inseln sind ungestaltete, vielfach gegliederte Massen und zeigen deutliche Spuren des Andrangs der Gewässer der Ostsee, welche das wenig felsige Land leicht zerrissen. Nur an einigen Stellen haben sowohl das feste Land als auch die Inseln steile Ufer; meist erhebt sich die Küste

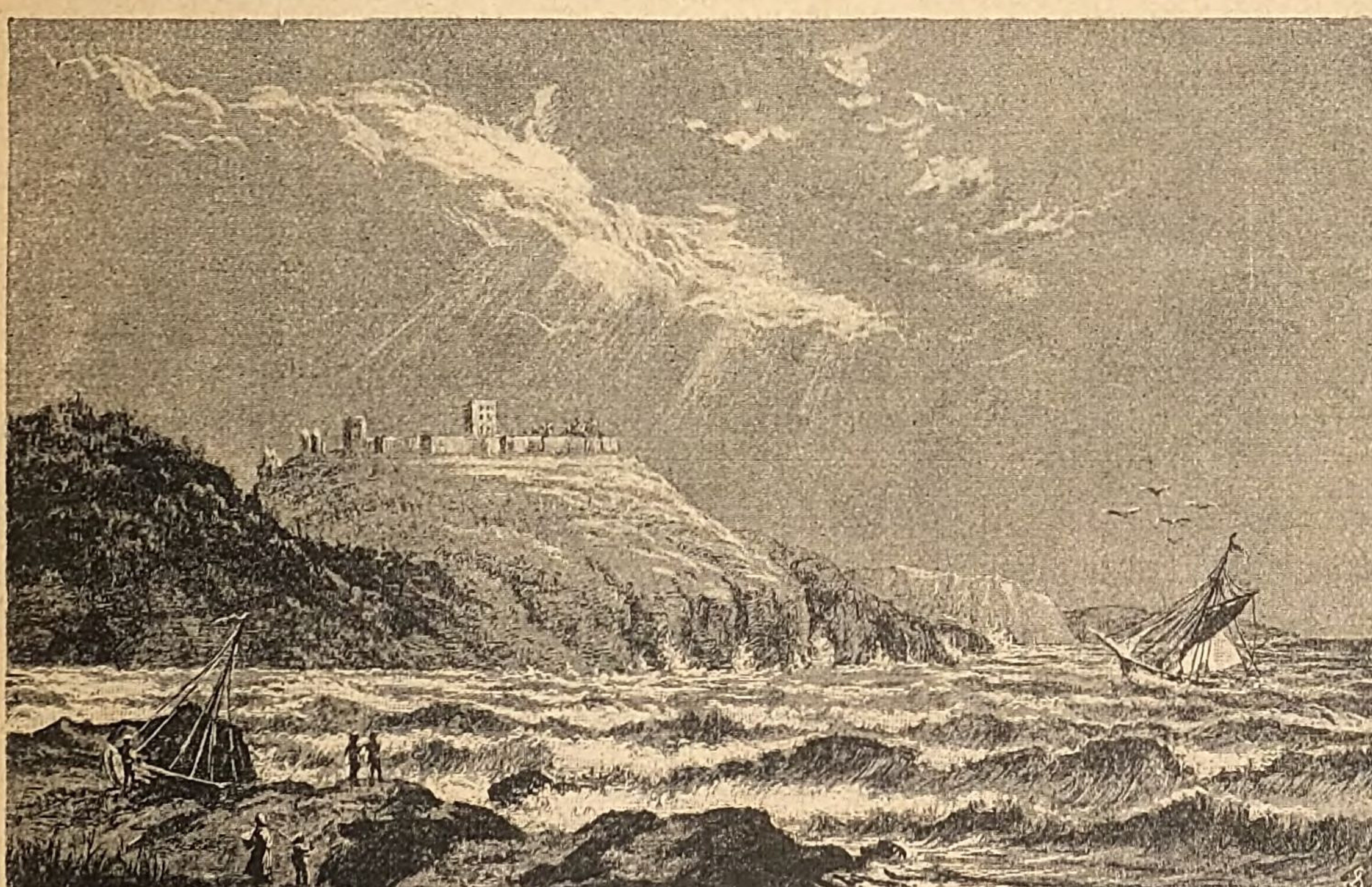


Die Klüfte von Randkleve auf Bornholm.

*) Siehe Karte Europa.

nur wenige Fuß über das Meer; eine Steilküste finden wir nur auf der kleinen Insel Möen, wo der Kreidefelsen Möens Klint sich bis 140 m über dem Meere erhebt. Der ganzen westlichen Küste Jütlands entlang ziehen Flugsandfelder und Sanddünen, welche sich an der südlichen Grenze, bei Blaavands Huk, zu Hügeln von 20 bis 30 m aufthürmen. Dem Dünengürtel ist noch eine drei- bis vierfache Reihe von Sandbänken vorgelagert, offenbar Reste ehemaliger Küstendünen, welche durch Winde landeinwärts getrieben wurden. Dieser Strich gehört zu den ödesten Gebieten unseres Erdtheils; denn die ganze, 400 km lange Strecke bietet keinen einzigen Zufluchtsort dem Seefahrer, auch besitzt sie keine einzige nennenswerthe Niederlassung. Im östlichen Jütland und theilweise auf den Inseln schneiden tiefe Buchten, Fjorde genannt, in das Land ein. Nun sind das aber Fjorde, die bloß den Namen der Fjorde tragen. Es fehlen ihnen die hohen, düsteren Felswände, das tiefe Meer, die Schnee- und Eisfelder und die tobenden Sturzbäche; es sind nur seichte Meeresarme mit flacher, sandiger Umgebung, die mitunter nur mit flachen Prahmen und Booten befahren werden können. Der größte ist der Liimfjord, welcher seit 1825 mit der Nordsee in Verbindung steht und den nördlichen Theil Jütlands zur Insel macht.

Im ganzen dänischen Gebiete würden wir vergebens nach Gebirgen suchen. Es ist nur ein einziger Landrücken zu verzeichnen, welcher Jütland in nordsüdlicher Richtung in eine kleinere, fruchtbarere, östliche und eine größere, westliche Hälfte theilt. Auf diesem Landrücken finden sich die höchsten Gipfel des dänischen Landes, der 172 m hohe Eiers Bavnehoi und der 157 m hohe Himmelbjerg. Auch entspringen ihm die wenigen kleinen Flüsse des Landes, unter denen die 148 km lange Guden-aa der bedeutendste ist. Das westlich von dem genannten Rücken gelegene Land bietet einen traurigen Eindruck mit seinen öden Sandflächen, Mooren und Sümpfen, die nur hie und da durch Nadelholzpflanzungen und oasenartig zerstreute kleine Fleckchen besseren Landes unterbrochen werden. Namentlich ist das ganze im Norden des Liimfjordes gelegene Landdreieck mit Flugsand und Morast bedeckt. Die



**Hammerhuus auf Bornholm.**

Osthälfte Jütlands und die Inseln besitzen Dammerde und bieten Raum für fruchtbare Saatfelder und schöne Buchenwaldungen, während der innere Landrücken noch stellenweise mit schönen Eichenwäldern bestanden ist. Bezüglich der Bodenbildung unterscheidet sich Bornholm sehr merklich von den übrigen Inseln, indem es zu zwei Dritteln aus Granit besteht und so mit seiner Felsennatur an Schweden erinnert.

Die Faröer bestehen aus 17 größeren und etlichen kleineren Inseln vulkanischen Ursprungs und zerfallen in drei kleinere Gruppen. Die eigentliche Hauptgruppe liegt im Norden und bildet eine Art von zusammenhängendem Gebirge, dessen Spitzen und Bergrücken durch neun Meeresarme getrennt sind. Da es den Inseln gänzlich an Wald und Vegetation fehlt, so tritt ihre Felsgestalt fast überall in ihrer nackten Ursprünglichkeit zu Tage. Vielfach zerklüftet steigen die röthlichen Trapplager meist jäh zu einer Durchschnittshöhe von etwa 300 m auf. Der höchste Punkt, der Slattaratindur, befindet sich auf Oesterö; er erreicht 882 m. Während im eigentlichen Dänemark nebst Viehzucht Ackerbau den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildet, ist man hier ausschließlich auf die Schafzucht angewiesen, wozu die Inseln wegen ihres oceanischen Klimas sehr geeeignet sind. Infolge dieser Lage sind nämlich die Winter so milde, daß man die Schafe fast immer im Freien weiden läßt.

Island, die größte Insel Europas nach Großbritannien, reicht im Norden bis in den Polarkreis hinein. Seine Küsten sind durch tief einschneidende Fjorde vielfach zerrissen. Im Ganzen bildet die Insel ein großes, zusammenhängendes Plateau, aus welchem die immer thätigen Schlünde zahlreicher Vulkane emporragen. Die Zahl der Vulkane ist unbekannt, wie denn auch das ganze Innere noch wenig erforscht ist. Düster und traurig ist das Land, Feuerberge und Lavamassen, Eis- und Schneefelder wechseln mit einander. Von dem Gesammtflächeninhalt (104,800 qkm) sind nur 42,068 bewohnbar, 7400 mit Lavaströmen, 14,000 mit Gletschern bedeckt. Das größte Vulkan- und Gletschergebiet, der Vatnajökul, liegt im Südosten; aus demselben erhebt sich inmitten einer 8300 qkm großen Eiswüste der höchste Berg der Insel, der Oeräfajökul (1960 m), welcher im Norden von dem schrecklichsten Lavafeld der Insel, dem 3400 qkm großen Odadahraun begrenzt wird. Unter allen Vulkanen ist die Hekla (1553 m) am meisten bekannt und gefürchtet wegen seiner verheerenden Ausbrüche, die sich im Verlaufe der Jahrhunderte so oft wiederholten. Den alten Normannen galt dieser Feuerberg für ein Thor der Hölle. Von vulkanischer Natur sind auch die heißen Quellen, die dem Flußgebiete der nach Westen strömenden Hvita angehören. Die Isländer unterscheiden vier Arten derselben. Die ersten bilden die „Hverar", wörtlich Kessel, d. h. die warmen Springquellen; die zweite bilden die „Laugar", d. h. einfache warme Quellen; die dritte die „Oelkeldur", wörtlich Bierquellen, womit die Sauerbrunnen bezeichnet werden; die vierte endlich die „Brennisteinsnamur", d. h. Schwefelquellen. Am berühmtesten sind die Springquellen oder Geysire, die ihr siedendes Wasser in Begleitung von unterirdischen Donnern 20 bis 30 m hoch emporschleudern.

Island ist ein armes Land. Kein Wald, keine Obstbäume, keine Saatfelder erfreuen das Auge. Große Torfmoore liefern das Brennmaterial, kleine Gärten wohl auch etwas Gemüse, aber von Ackerbau kann im Lande nirgends die Rede sein. Fischfang und Schafzucht bilden den Haupternährungszweig; ferner bilden die Eiderdaunen einen werthvollen Ausfuhrartikel. Island ist mit Dänemark nur durch Personalunion verbunden; es besitzt ein selbständiges Parlament und wird durch einen Minister, der den Titel „Minister für Island" führt, regiert.

# 7. Die Bevölkerung Dänemarks.

In den Urzeiten saß ein unbekanntes Volk an den Küsten Dänemarks, welches, mit Stein und Knochen bewaffnet, die Ueberreste seiner Mahlzeiten, meist aus Muschelschalen bestehende Kehrichthaufen, als ein Zeichen seines einstigen Daseins auf uns zurückließ. Aber schon an der Schwelle der historischen Zeit, im zweiten vorchristlichen Jahrhundert, finden wir germanische Stämme in Jütland, die Cimbern, nach welchen jenes Land den Namen der Cimbrischen Halbinsel erhielt. Diesen folgten die Sachsen und Angeln. Im 5. Jahrhundert kamen aus dem skandinavischen Norden die Dänen und setzten sich zuvörderst auf den Inseln des Beltes fest. Als aber die Angeln und Sachsen in der Mitte des 5. Jahrhunderts nach England zogen, rückten die Dänen auch in die entvölkerte Halbinsel ein und unterwarfen alles Land bis an die Eider. Gleich ihren skandinavischen Brüdern hatten die Dänen ein Begehren nach Abenteuern, und das fränkische Reich wurde von ihren Raubzügen wiederholt hart mitgenommen. Mildere Sitten verlieh ihnen erst das Christenthum, welches schon im Beginne des 9. Jahrhunderts verkündet, aber erst unter Kanut (1014—1035) befestigt wurde.

In dem Aeußeren trägt der Däne den unverkennbaren Stempel seiner germanischen Abkunft. Es ist ein großer, kräftiger und schöner Menschenschlag von regelmäßigem Körperbau, weißer Hautfarbe, blonden Haaren und weißblauen Augen. Unter den Fischern trifft man wohl auch heroische Gestalten, welche an die kühnen Wikinger der Vorzeiten erinnern. Der Däne ist tapfer, ausdauernd, gastlich und treuherzig, von nüchterner Denkart, steht aber, was Unternehmungsgeist und industrielle Gewandtheit betrifft, dem Deutschen nach. Weniger schwerfällig und ernst als der Norweger, verfügt er gleichwohl über weniger Lebensfreudigkeit, als der Südschwede. Da Dänemark durch mehrere Jahrhunderte der mächtigste Staat an der Ostsee und Kopenhagen die bedeutendste Stadt des europäischen Nordens war, so entwickelte sich im Volke ein mächtiges Selbstgefühl, welches sich später um so mehr steigerte, je mehr Dänemark an Macht und Land verlor. Der Hauptzug im Charakter des Dänen ist aber seine wohlthuende Ruhe und Höflichkeit, die allen Klassen der Bevölkerung eigen sind. Alle, die Kopenhagen besuchen, sind überrascht durch dieses stille, friedliche Wesen, welches durch nichts gestört wird. „Ein Wortwechsel, eine Streitigkeit, ja selbst lebendigere Aeußerungen sind," wie ein Reisender unlängst berichtete, „dermaßen selten, daß man nicht zehn Fälle im Verlaufe eines Jahres verzeichnen könnte." Jedermann trägt ohne Unterlaß auf seinen Lippen den wohlbekannten Ausdruck der Höflichkeit: „Voer saa god". d. h. haben Sie die Güte.

Die dänische Sprache, ein Zweig des skandinavischen Sprachstammes, theilt die Eigenthümlichkeiten der nordischen, ist aber in ihren Lautverhältnissen viel mehr abgeschwächt und infolge seiner fast klanglosen Töne und fast gebrochenen Mitlauter bei weitem viel unschöner, als das Schwedische. Sie zerfällt in drei Dialekte: den seeländischen auf den Inseln zwischen dem Sund und Jütland, den jütischen, der von der Schriftsprache sehr abweicht, und den bornholmischen, welcher der schwedischen sich nähert. Wie Seeland mit seiner Kapitale unter allen dänischen Reichstheilen immer einen Vorrang einnahm, so hat sich auch seine Mundart zur Schriftsprache emporgearbeitet; auch ist diese Insel die Heimath fast aller großen Dichter Dänemarks: Oehlenschläger, Ewald, Grundtwig, Beggesen u. a. sind hier geboren.

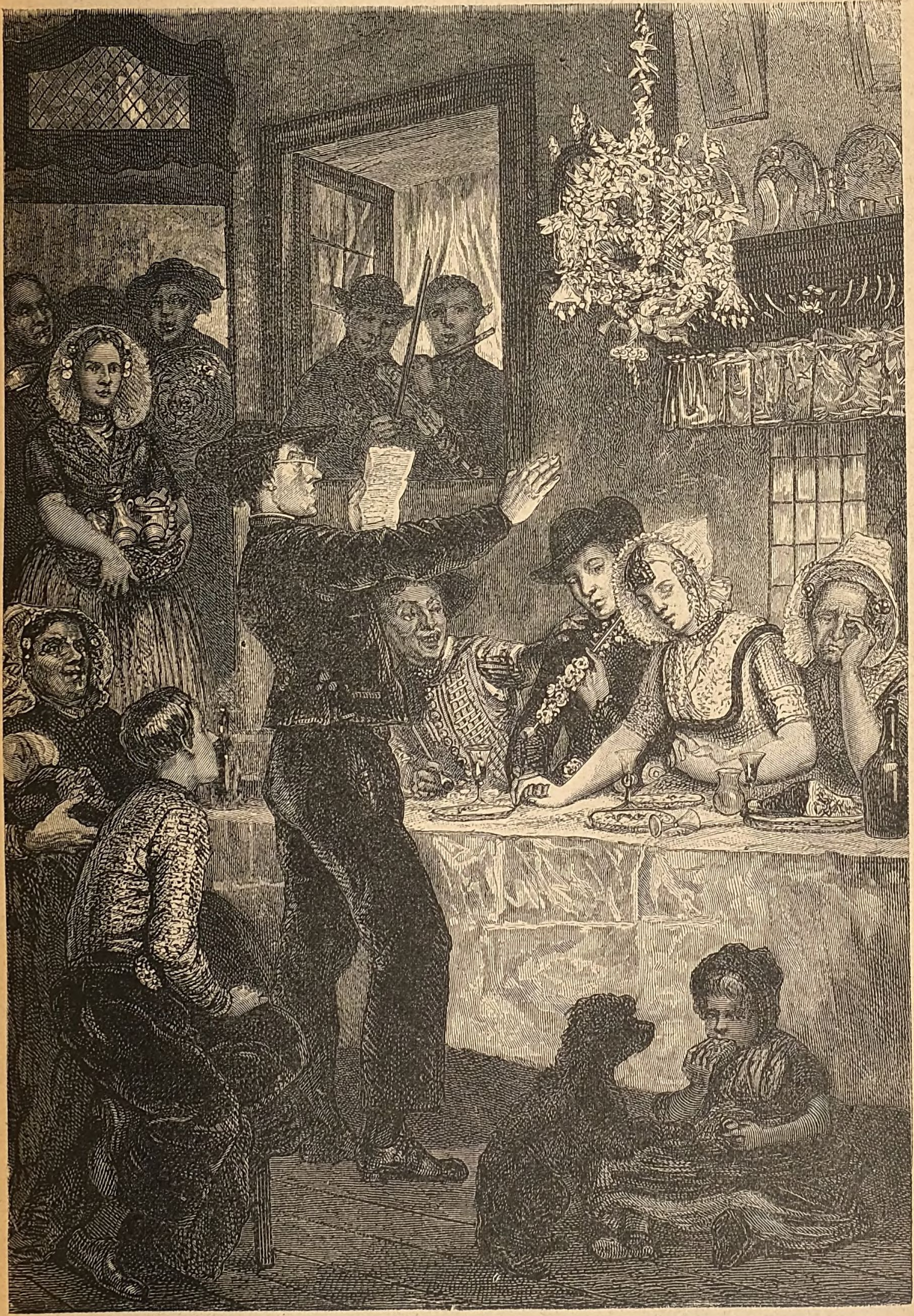
Wenn Paris Frankreich ist, so kann man mit vollerem Rechte behaupten: Kopenhagen ist Dänemark. Die Hauptstadt, welche ein

Fünftel der Gesammtbevölkerung in sich vereint, wirkt mit der Macht der Anziehungskraft auf alle Dänen und bestimmt das Dänische der anderen Inseln und Halbinseln ganz. Wie das kommerzielle Leben, so konzentrirt sich auch das geistige völlig in Kopenhagen, dessen großartige wissenschaftliche Sammlungen bei weitem die der anderen skandinavischen Residenzen übertreffen. Aber auch das dänische Volksleben äußert sich hier in seiner ganzen Lebensfrische, und wer davon einen Begriff haben will, der gehe an einem Sonntag Nachmittags nach den Vergnügungsorten, nach dem prachtvollen Thiergarten oder nach Tivoli, diesem Prater Kopenhagens. Eine unabsehbare Menge jeglichen Geschlechtes, Alters und Standes, von den Arbeitern hinauf bis zum Hofe, wogt hier auf und ab. Ueberall herrscht Gemüthlichkeit, Unbefangenheit und Geselligkeit, aber auch feiner Wohlanstand und Rücksicht für Andere. Die einen spazieren und schlendern unter den mächtigen Buchen herum, andere singen und springen zu den Klängen der Harmonika. Da sind Gruppen an einsamen Plätzchen zu behäbiger Ruhe ausgestreckt, dort haben sich andere auf einer kleinen Wiese zu Ringeltanz und Gesellschaftsspielen vereinigt. Eine Unzahl von Buden und Zelten mit allerhand Waren, Kunstreiter, Gaukler, Taschenspieler, Menagerien, Carousfels, Akrobaten, Musikanten laden in den verschiedensten Tonarten zum Eintritte, nebstdem aber sind alle Gasthäuser angefüllt, denn Alles eilt sich, die Schaulust, die Ohren und die körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ueberaus anmuthig, an die alten Volksfeste erinnernd, sind die gemeinschaftlichen Tänze des jungen Volkes, in dessen rythmisch wogendem Ring bald eine einzelne Tänzerin oder ein Tänzer graziös durchzuschlüpfen versucht, bald ein munteres Paar den Reigen führt, bald durch Oeffnen und Schließen die artigsten Variationen entstehen. Ueberall herrscht eine freudige Gemüthsstimmung, aber nicht jene schreiende Lustigkeit, welche man z. B. in der Schweiz und in Süddeutschland findet. Die Dänen behalten immer etwas Feines und Vornehmes; sie sind mehr stillvergnügt.

Die Landbewohner sind entweder adelige Großgrundbesitzer, oder Bauern und Tagarbeiter. Erstere sind meistens auf den Inseln, während Jütland größtentheils in den Händen kleiner Grundbesitzer ist. Die Hälfte der Großgrundbesitzungen besteht aus Fideikommißgütern, welche zu den 18 Grafschaften und 14 Baronien des eigentlichen Dänemarks und zu den 32 adeligen Familien, den sogenannten Stammhäusern gehören. Die Bauern sind sehr verschieden gestellt. Einige von ihnen sind sogenannte S e l b s t e i g e n e (Selveier); auf diese der Zahl nach stärkste Klasse folgen die E r b p ä c h t e r (Arvefaestere), die zwar Zins bezahlen, aber doch das Recht haben, ihr Gut zu veräußern. Dann giebt es noch Z e i t p ä c h t e r oder Festebauern (Fäestebönder), welche kein Eigenthumsrecht an ihrem Gute haben und dafür Geld abgeben oder Dienste leisten.

Die Gebäude eines größeren Bauernhofes stehen in einem Drei- oder Viereck zusammengebaut. Die Wohnhäuser solcher Bauern zeichnen sich nicht nur durch eine solide Bauart aus, sondern sind gewöhnlich gut eingerichtet. Man trifft in ihnen solide Möbel, schöne Oefen, an den Wänden hängen kupferne Bettwärmer, Uhren und Bilder; auf dem Schreine liegt eine schön eingebundene Bibel, die Fenster zieren bunte Blumentöpfe. Die armen Bauern hausen gewöhnlich in sehr elenden Wohnungen, die meist nur aus Schilf und Lehm nebst etwas Stroh und Holz zusammengefügt sind. In eine Bauernstube dringt das Licht nur spärlich ein; die Fenster sind klein und lassen sich bis auf eines nicht öffnen, um die Wärme zusammenzuhalten. Denn der Bauer liebt die Wärme. Selbst zur heißesten Sommerszeit schläft er unter einem gewaltigen Federbett, und wenn er nicht im Bette reichlich schwitzt, so ist das nicht in der Ordnung. Die Stuben sind niedrig und man muß sich unter den Balken bücken. Eine der Stuben, die Prachtstube, wird nur bei feierlichen Gelegenheiten benützt. Hier stehen die hohen, bis zur Decke mit Bettzeug gefüllten Bettstellen, die man nur mittels einer Leiter erklimmen kann.

Der dänische Seemann steht seiner Tüch-



Hochzeit in Kruiningen.

tigkeit wegen im besten Rufe bei allen seefahrenden Nationen. Er fühlt sich nur auf den wogenden Fluthen wohl und liebt den Bauern nicht, denn das ist ihm eine Landratte, die zu sehr an dem Fleischtopfe festhält. Sehr bedeutend ist auch die dänische Fischerbevölkerung; indessen beschweren sich die Fischer seit einiger Zeit gewaltig über die Dampfschiffe, die sie in ihrem Gewerbe nicht wenig schädigen. Das Fischerhandwerk ist mit großen körperlichen Anstrengungen verbunden; während des Sommers kann sich der Fischer nur wenige Stunden Schlaf Nachts gönnen; und doch verdient er meist kaum hinreichend zum bescheidenen Lebensunterhalte für sich und seine Familie, und viele sind gezwungen zu „kadrejen“, d. h. mit Rum, Tabak und allerhand Lebensmitteln zur See zu gehen, um mit den vorbeifahrenden Schiffen Handel zu treiben.

Aus den alten Sitten und Gewohnheiten hat sich bei der dänischen Landbevölkerung nur noch weniges erhalten. Auch fängt die alte Nationaltracht an, sich zu verlieren. Die schönen, bunten Kleider verschwinden, nur die in lebhaften Farben gestreiften Westen mit den funkelnden Knöpfen erinnern noch an die Vergangenheit. Die Weiber bewahren die alte Tracht in höherem Grade, obschon auch sie sich häufig der städtischen Kleidung bedienen. Nur selten sieht man noch das hübsche weiße Kopftuch, das vor einem halben Jahrhundert noch allgemein getragen wurde.

Unter den landesüblichen Belustigungen nimmt das an allen Orten gefeierte Frühlingsfest: „Ride sommer i By“, wörtlich: „das Einführen des Frühlings in die Landschaft“, den ersten Rang ein. Dasselbe wird am 1. Mai abgehalten. Burschen und Mädchen schmücken sich an diesem Tage in festlicher Weise, die ersteren mit bunten Bändern, die letzteren mit den ersten Frühlingsblumen. Abgesandte sammeln schon vorher in den Höfen Hühner, Schinken, Eier und Brot zum gemeinsamen Festschmause. Ist nun der erwartete Tag angekommen, so zieht das junge Volk unter fröhlichen Musikklängen nach dem bestimmten Platz. Hier wird durch Abstimmung ein Frühlingskönig erkoren; dieser wählt sich eine Königin, die zum Abzeichen ihrer Würde eine Blumenkrone erhält. Dann beginnt der Tanz und Gesang. Die Dorfalten sehen mit Ergötzen der Belustigung der Jugend zu und sind dabei eingedenk der Zeiten, wo sie das liebe Frühlingsfest in ähnlicher Weise begangen haben.

Aus den alten Sitten hat sich manches noch bei den Hochzeiten erhalten. Eine Bauernhochzeit währt sieben Tage lang. Drei Tage vor der Trauung und drei Tage nachher wird gegessen, gesungen und getanzt. In einigen Gegenden herrscht noch die Sitte, den Verlobten ein Brautgeschenk zu geben. Die Braut erhält ein Schaf, eine Kuh und ein Schwein; der Bräutigam ein Füllen, einen Hund, eine Katze und eine Gans. Diese Geschenke haben allerdings eine symbolische Bedeutung und wollen das junge Paar an ihre künftigen Pflichten erinnern.

Außerordentlich hoch steht die Volksbildung in Dänemark; man wird kaum einen Erwachsenen finden, der nicht lesen und schreiben könnte. Im Jahre 1536 ist der Lutheranismus zur Staatsreligion erhoben worden; die katholische Kirche wurde dagegen in demselben Jahre abgeschafft, die Katholiken aller politischen Rechte, ihrer Aemter und des Erbrechtes verlustig erklärt und mußten das Land verlassen. Diese harten Strafgesetze bestanden bis 1848, ja zum Theil bis 1866. Das Grundgesetz von 1849 gewährte allen Dissidenten eine vollständige Religionsfreiheit. Bei diesem Sonnenstrahle erwachte die katholische Kirche aus ihrer Erstarrung zum neuen Leben, die Missionen begannen ihre apostolische Thätigkeit, und die Zahl der Katholiken belief sich im Jahre 1888 auf 3492 Seelen.

Die Färinger, die Bewohner der von Wind und Wellen gepeitschten Faröern, erinnern mit ihren wettergebräunten Gesichtern, ihren scharfen Zügen, dem dunklen Haar und urkräftigen Körperbau an die alten Wikinger. Die Männer tragen kurze, graubraune Jacken, Kniehosen derselben Farbe, Wollstrümpfe ebenso, sandalenartige Schuhe von Schafleder und die

charakteristische Färingerkappe, eine hohe, spitze Mütze von blau und roth gestreiftem Wollzeug. Die Wohnungen sind fast ausnahmslos armselige Steinhütten, unten roh mit Felsstücken und Rasen verbarrikadirt, auf den Dächern mit Gras und Moos bewachsen. Nur die besseren sind mit getheerten, zum Theil auch weiß angestrichenen Brettern bekleidet, die man weit aus Norwegen, Schottland oder Dänemark kommen lassen muß, weil auf der ganzen Inselgruppe kein Wald ist und die spärlichen einzelnen Bäume sich nur kümmerlich entwickeln. Die älteren Ansiedlungen sind keine eigentlichen Dörfer, sondern nach altem Normannengebrauch nur Gruppen näherstehender Höfe, in deren Mitte gewöhnlich eine Kirche errichtet ist. Die neueren Handelsplätze entwickeln sich mehr nach Art eigentlicher Dörfer, indem die Häuser näher beisammen stehen und schöner und wohnlicher gebaut sind.

Nur mit Fischfang, Vogelfang und Schafzucht beschäftigt, in stetem hartem Ringen mit Wetter und Meer, haben die Färinger ein mühseliges, beschwerliches Leben. Wie in Neufundland, herrscht auch auf diesen Felseneilanden der Fisch. Denn Fische bilden die Hauptnahrung, Fische den hauptsächlichen Handelsartikel, mit Fischen werden die kleinen, mageren Wiesen gedüngt, und selbst die Hausthiere, Katze und Hund, Schwein und Kuh, bekommen mit von den Fischen. Inmitten dieser Armuth lebt der Färinger genügsam, erreicht mitunter ein sehr hohes Alter. Seine einzige Schattenseite ist vielleicht der Hang zum Trinken.

Isländer. Obwohl die Südküste Islands von dem Golfstrome bespült wird und infolge dessen dieselbe auffallend feuchter, wärmer und nebelreicher ist, als die Nordküste, die dem Polarstrom offen daliegt, ist der Norden dennoch stärker bewohnt, weil hier das Land flacher ist und die weiten Flußthäler reiche Weiden bieten. Die Isländer gehören sammt den Färingern zur skandinavischen Familie des germanischen Stammes und repräsentiren dieselbe in unverfälschter Reinheit. Die Isländer sind hochgewachsen und kräftig; sie sind stille, bescheidene, gemüthliche Leute; sie haben mehr das Beschauliche und Gemüthvolle der Deutschen, als das Energische, Thätige der Engländer. Gastfreundschaft gehört zu ihren alten Ueberlieferungen, doch sind sie nicht fröhlich, zutraulich, sondern zurückhaltend und eher etwas scheu, bis sie näher mit den Leuten bekannt geworden. „Kaum trifft man," sagt Baumgartner, „irgendwo ein Volk, das so gut in seiner alten Geschichte, seinen Sagen und Ueberlieferungen zu Hause ist, wie die Isländer. Während das Nibelungenlied für uns ein Zweig des gelehrten Studiums geworden ist, leben die älteren isländischen Sagas noch lebendig im Volke fort. Die Bauern kennen ihre Genealogie bis in die Zeiten der ersten Ansiedlung hinauf; unscheinbare Bauernhöfe haben ihre Geschichte, wie bei uns nur Rathshäuser oder Burgen. Unter dem Eindruck der großen, einsamen Natur werden die meisten Isländer poetische, träumerische Gesellen, hangen zähe und stolz an dem alten Ruhm ihres Landes, schwärmen für seine alte Literatur und Geschichte."

Mit Ausnahme der Hauptstadt Reykjavik sind die Häuser fast durchgängig aus Stein und Erde gebaut; sie liegen meist allein, oft weit von einander entfernt, und sind mit Grastorf gedeckt. Schornsteine giebt es nicht, der Rauch geht durch ein oder zwei Löcher im Dach hinaus, wodurch die Wohnungen nicht nur dunkel und schmutzig, sondern auch ungesund sind. In Reykjavik trifft man fast lauter einstöckige Häuser; diese tragen sämmtlich eine Bretterbekleidung, sind meist weiß angestrichen, bisweilen auch getheert. Wegen der strengen Winter ist Alles auf sparsame Ausbeutung der Wärme berechnet. Die Hausfluren sind klein, die Zimmer eng und niedrig. Vor manchen Häusern befindet sich ein Grasplatz, auch wohl ein Gärtchen mit etwas Gemüse, Blumen und Fruchtsträuchern. Die Stuben der wohlhabenderen Leute sehen recht freundlich aus. Meist ist der ganze Boden mit Teppichen belegt; überall findet man gute Möbel aus England oder Kopenhagen; fast in jedem Hause trifft man ein Piano oder Pianino; die Wände sind immer stark mit

Bildern geschmückt, oft überladen. Die wohlhabenderen Kreise kürzen sich die Zeit im Winter mit Kränzchen, Gesellschaften und Liebhabertheater; im Sommer werden gemeinschaftliche Vergnügungsritte und Picknicks unternommen.

Von der alten Volkstracht hat sich nur noch weniges erhalten. Die Frauen tragen das Haar in kleinen Zöpfen um den Kopf herumhängend, auf dem Hinterkopf die Hufa, ein kleines, schwarzes Käppchen, mit Nadeln im Haar befestigt, von dem eine schwere schwarze Quaste mit etwas Silberschmuck auf die eine Schulter herniederhängt. Die Männer haben keine eigentliche Volkstracht. Sämmtliche Kleider bestehen aus einem ziemlich rohen, aber dichten, schwarzen oder dunkeln Wollstoff, „Vadmal" genannt. Das einzige Eigenthümliche ist der isländische Schuh, d. h. ein weit ausgeschnittener Pantoffel aus ungegerbtem Lammfell, wie Sandalen mit langen Schnüren an den Beinen befestigt. Beim Reiten ziehen die Isländer gewöhnlich eine zweite Hose an, so daß die innere geschont bleibt. Denn da es keine Wagen giebt, sind die Leute — Mann, Weib und Kind — aufs Reiten angewiesen. Die isländischen Pferde sind klein, aber ausdauernd und zuverlässig. Sie sehen selten Hafer, gestriegelt werden sie kaum; überhaupt wird wenig Pflege auf sie verwendet, und doch ist das ganze häusliche Leben auf sie angewiesen. Sie ersetzen nicht nur Wagen und Eisenbahn, sondern auch Fähre, Brücke, Lastträger und selbst



Isländerin zu Pferde.

den Sarg des todten Isländers müssen sie auf ihren Rücken zum Grabe tragen.

Hart ist das Leben der Isländer, das des gemeinen Mannes eine Kette von Entbehrungen. Er hat mit den Elementen zu kämpfen, mit dem grimmigen Winter, den verheerenden Feuerbergen, mit Hungersnoth, die oft Tausende der Menschen hinweggerafft hat. Obwohl es keine Schulen giebt, sondern die Kinder nur auf den Unterricht der Eltern angewiesen sind, kann Jedermann lesen und schreiben. Für höheren Unterricht sorgen die Lateinschule und Predigerseminar zu Reykjavik und die Realschule zu Mödruvellir (im Norden). Island trat erst spät (im Jahre 1000) in die Reihe der christlichen Völker ein. Es blieb nun fünf und ein halbes Jahrhundert katholisch. Mit der Enthauptung des letzten katholischen Bischofs von Skalholt, Jon Arason, vollendete der Protestantismus nach kurzem Kampfe seinen Sieg. Eine allgemeine Religionsfreiheit wurde in Island erst im Jahre 1874 zugestanden.

---

## 8. Die Niederlande.

Das Königreich der Niederlande, nach seinem nordwestlichen Theile auch Holland genannt, liegt zwischen der Nordsee, Deutschland und Belgien.*) Es besitzt eine Größe von 32,538 qkm und zählt 4,558,095 Einwohner. Mit den Niederlanden war das zwischen Belgien, Frankreich und Deutschland gelegene Großherzogthum Luxemburg bis 23. November 1890 durch Personalunion verbunden; seitdem ist das Ländchen ein selbstständiger europäischer Staat mit einem Areal von 2587 qkm und 213,283 Einwohnern.

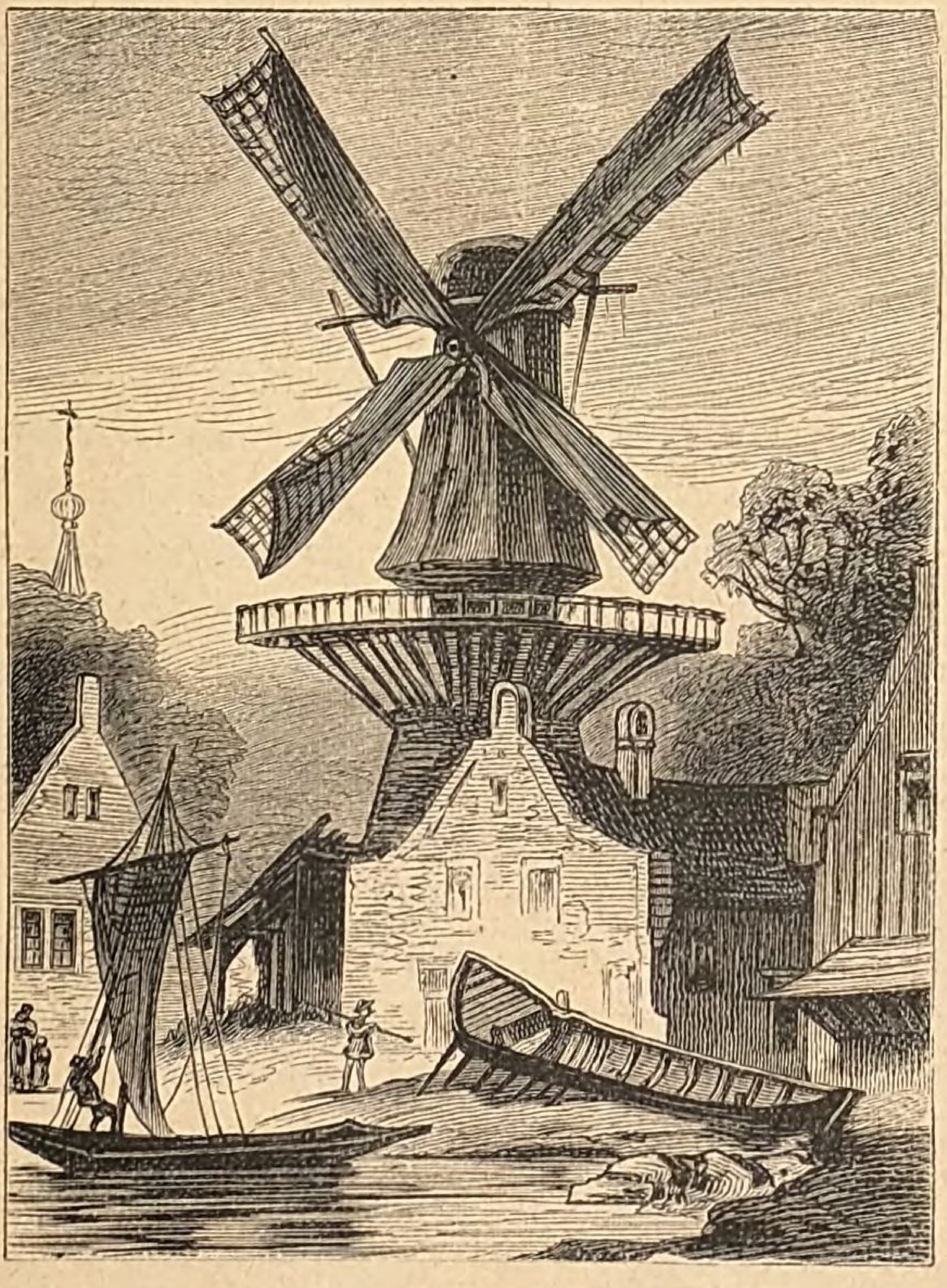
Ein steter Kampf zwischen Wasser und Boden ist charakteristisch für dieses kleine Königreich. Denn Holland ist ein Land, wo weit ausgedehnte Flächen und mächtige Städte sich unter dem Meeresspiegel erheben, wo die Flüsse sozusagen über die Köpfe der Einwohner hinwegfließen, wo weite Strecken bebauten Landes abwechsend vom Wasser erobert und wieder verloren wurden. Im Ganzen flach und eben ist das Land im Westen und noch mehr im Norden äußerst zerrissen. Aber nicht immer bot die niederländische Küste den gleichen Anblick dar. Ihre jetzige Zerstückelung ist vorzugsweise das Werk der zerstörenden Kraft des Meeres. Man hat berechnet, daß vom Jahre 515 bis 1825 nicht weniger als 190 Katastrophen stattgefunden haben. So war die Zuidersee noch zur Zeit der Römer ein Binnensee, der nur durch eine schmale Oeffnung mit dem Meere in Verbindung stand. Im 13. Jahrhundert riß das Meer die trennende Landzunge fort und die Zuidersee wurde zu einer Bucht der Nordsee. In demselben Jahrhundert entstand auch der Dollart im Norden. So hat das Meer seit 1200 beinahe 600,000 Hektaren Landes verschlungen, es wurden ihm aber 400,000 wieder entrissen und neuerdings (31. Dezember 1886) wurde die Trockenlegung der Zuidersee, namentlich in ihrem westlichen Theile, entschlossen, wodurch man 12,000 Hektaren Landes zu gewinnen hofft.

Den Niederlanden gebührt diese Benennung in vollstem Sinne des Wortes, denn unter allen Ländern Europas hat keines eine so tiefe Lage wie dieses. Die mittlere Höhe des Bodens beträgt nur 23 m, große Strecken, etwa 17,000 qkm, liegen aber mitunter bedeutend niedriger als der Meeresspiegel, ja die tiefe Lage erreicht an einigen Stellen fast 6 m, so in der Umgebung von Gouda und im Haarlemermeer-Polder. Fast die Hälfte des Landes würde schon bei gewöhnlichem Wasserstande von der See bedeckt werden, wenn nicht die Mutter

*) Siehe Karte Europa.

Natur durch hohe Dünen und die Menschenhände durch mächtige Dämme das Land vor Ueberschwemmung beschützten.

Der ganzen westlichen und nördlichen Küste entlang, von Walcheren bis zum Dollart, zieht ein mächtiger Dünenwall in einer Länge von 195 km, bei einer Breite von 500 bis 4000 m, welcher nur durch die Flußmündungen unterbrochen wird. Die Dünenhügel erheben sich selten auf 60 m ü. M., die meisten sind niedriger, doch fast immer höher als die größte Fluthhöhe. Den äußersten Dünen ist in Nord- und Südholland hier und da noch eine zweite Reihe von Hügeln vorgelagert, welche allem Anschein nach ursprünglich auch Seedünen gewesen sind. Der Hauptbestandtheil der Dünen ist Flugsand, an der Westseite sind sie in der Regel steil, an der Ostseite hingegen sanft abgedacht. Sie sind mit einem langstieligen, kräftigen Gras, der arundo arenarea, bewachsen, welches die Ansammlung von Landmassen begünstigt und deren Zerstäubung entgegenwirkt.



Holländische Windmühle.

Außer den Dünen bieten Dämme einen Schutz gegen das Andringen des Meeres. Die Inseln Zeelands, Süd- und Nordholland, das Küstengebiet der Zuidersee, der friesische Norden wären schon längst der Wuth des stürmischen Wasserelements anheimgefallen, wenn nicht die Willenskraft der Niederländer ihrem Lande durch Deiche eine Sicherheit verliehen hätte. Diese Schutzwälle werden aus Erde, Sand und Lehm erbaut, mit Weidenzweigen bedeckt, viele sind außerdem mit Bäumen bepflanzt und mit Mauerwerk eingefaßt. Die riesenartigsten dieser Eindämmungen sind die Deiche von Westcapellen auf der Westküste der Insel Walcheren. Der Fremde vermag sich dem Gefühl des Schreckens und der Furcht nicht entziehen, wenn er am Fuße einer dieser ungeheuren Deiche hingeht und 5 bis 7 m über seinem Kopfe das Rauschen der Meereswogen vernimmt. Mit Recht rühmt ein altholländisches Sprichwort: Gott hat die See, wir die Küsten geschaffen.

Die Bodenbeschaffenheit der Niederlande zeigt große Gegensätze. Im Westen und Norden herrscht der Marschboden vor, hergetragen durch Meeresfluthen oder auch von Flüssen abgesetzt; dieser ist sehr fruchtbar und wird als Wiesland oder Ackerboden benutzt. Der Osten und Süden ist sandig und mit ausgedehnten Moräften und Mooren bedeckt. Die Marsch ist niedrig und flach; der Sandboden wellenförmig und bildet mitunter 200 m hohe Hügel wie der Bescheilberg bei Limburg (210 m). Die größte Sandfläche ist die Veluwe in Gelderland, sie bedeckt einen Raum von 10,000 Hektar. Unter den Mooren sind das Bourtanger Moor in den Provinzen Groningen und Drenthe und der Peel in Nordbrabant und Limburg die größten. Schon im

frühen Mittelalter hat man begonnen, das an Wasser überreiche Land durch Anlegen von Kanälen auszutrocknen und die von Meeresfluthen bedrohten Marschen durch Deiche zu schützen. Dies hat nicht nur eine Unzahl von Kanälen zur Folge gehabt, die das Land wie ein Damenbrett nach allen Richtungen hin durchschneiden, sondern es hat auch eine neue Art der Wasserbauten, die sogenannten Polder ins Leben gerufen.

Polder nennt man ein Stück Land, welches durch Eindämmung und Entwässerung den Morästen oder dem Wasser abgerungen ist. Um Moräste oder Binnenseen auszutrocknen, muß zuvörderst ein Erdwall aufgeworfen werden, hoch und stark genug, das umgebende Wasser abzuhalten. Dann wird das innere Wasser ausgepumpt, und in einen, an der andern Seite des Deiches ausgeworfenen, Graben geleitet, der es dem Meere oder einem Fluße zuführt. Ist nun die Trockenlegung vollendet, theilen die Unternehmer das Land in regelmässige Theile, legen Kanäle und Wege an, pflanzen Bäume in vollkommen geraden Reihen. Ein jeder Polder umfaßt in der Regel eine Gemeinde, schon von der ersten Eindeichung eng verbunden, nicht, wie sonst ländliche Gemeinden, durch gemeinsamen Besitz, sondern durch gemeinsame Gefahr. Die Wohnungen liegen zerstreut von tiefen Wassergräben umgeben, welche auch die Felder einschließen und entwässern. Die bedeutendsten Polder sind der Beemster, Purmer, Schermer in Nordholland, der in 1840—50 trocken gelegte Haarlemer-Polder und die erst neuerdings geschaffenen Polder des Ij bei Amsterdam. In ähnlicher Weise wurden auch zahlreiche Moräste und Mooren entwässert und wo noch vor kurzem das Wasserhuhn hauste, sieht man üppige Wiesen oder gut bebautes Ackerland. Aber der einsichtsvolle Holländer hat nicht nur das Wasser bewältigt, sondern er wußte auch die Luftströmungen sich dienstbar zu machen. Ueberall strecken sich die langen Flügel der Windmühlen, die nicht nur Korn mahlen und Holz sägen, sondern und zwar hauptsächlich als Pumpen das dem Boden überflüssige Wasser den Kanälen zuführen.

Die Niederlande sind das wasserreichste Gebiet Europas. Außer zahlreichen Morästen, Binnenseen und kleinen Flüssen ist der ganze südwestliche Theil des Landes das Mündungsgebiet drei großer Ströme: des Rheins, der Maas und der Schelde, die in zahlreiche Arme getheilt der Nordsee zufließen. Unter den vielen Kanälen, welche neben Entwässerungszwecken auch als Verkehrsstraßen Dienste leisten, ist der 60 km lange Nordkanal der bedeutendste, der 36 m breit und 6 bis 7 m tief auch von Kriegsschiffen befahren werden kann. Ueber dem feuchten Boden breitet sich ein nicht minder feuchter Himmel aus; Nebel und Wolken verhüllen ihn fast beständig, so daß man im Jahre kaum 40—50 heitere Tage zählt.

An Wald sind die Niederlande arm, der starke Bedarf an Schiffsbauholz wird aus dem oberen Rheinlande und Norwegen befriedigt. Kohlen und Mineralschätze besitzen sie ebensowenig, der Torf spielt daher zur Gewinnung von Brennmateralien eine große Rolle. Nebst Acker- und Gartenbau ist die Rinderzucht der wichtigste Zweig der landwirthschaftlichen Kultur. Die Seefischerei namentlich der Häringsfang, hat nicht mehr die alte Bedeutung. Die Niederländer waren von jeher und sind noch ein handeltreibendes Volk. Ihren früheren großen und im Verhälnis zu andern Völkern auch jetzt noch bedeutenden Nationalreichthum verdanken sie dem Aufschwunge ihres Handels seit dem 16. und 17. Jahrhundert in Verbindung mit ihren überseeischen Besitzungen. Diese sind nächst denen Englands die bedeutendsten aller europäischen Staaten. In Amerika besitzen sie Surinam und einige westindische Inseln, in Asien den ostindischen Archipel, in Australien die westliche Hälfte Neuguineas und einige kleinere Eilande.

# 9. Die Bevölkerung der Niederlande.

Seit altersher saßen germanische Stämme auf dem amphibischen Boden der Niederlande, die sich aber, namentlich im Westen, mit verschiedenen fremden Elementen vermischt haben. Am reinsten haben sich die Bewohner einiger kleiner Inseln der Zuidersee erhalten, ferner die Friesen, die seit den Zeiten Tacitus auch ihren Namen ganz unverändert beibehalten haben. Die niederländische Sprache unter dem Namen der niederdeutschen Sprache bekannt, nimmt eine Mittelstellung zwischen dem fränkischen und sächsischen Dialekt ein. Bereits im 13. Jahrhundert als Schriftsprache in Anwendung entwickelte sie sich literarisch immer entschiedener; sie wird mit geringen mundartigen Verschiedenheiten im ganzen Lande gesprochen, nur die Friesen halten noch fest an ihrer althergebrachten Sprache, die zwischen dem Angelsächsischen und dem Niederländischen die Mitte hält.

Die Niederländer sind ein rühriger, reger, energischer und in allen ihren Bestrebungen ernsthafter und gediegener Menschenschlag. Was die Männer betrifft, so hat der echte Holländer einen unverkennbaren Typus: Breites Gesicht, die Stirn hingegen schmäler, dicke Wangen, an denen der Backenbart sorgfältig bis in die die Nähe des Mundes gepflegt ist, hervorstehendes Kinn und etwas abwärts abgeschlitzte Augen. Unter den Frauen wird man das griechische Ideal wenig finden, wohl aber rothe Gesichter, gesunde Behäbigkeit und hie und da einen Umfang, der über die Schönheitslinie hinausgeht. Die Zeeländer, ein Volk friesischen Stammes mit normannischer und niederländischer Beimischung, sind stramme Menschen, kräftig gebaut, breitschultrig und meistens mager; bei den Männern walten braune Augen vor, bei den Frauen graue und blaue, die Mädchen haben eine Gesichtsfarbe wie von Blut und Milch. Ihr Temperament ist aufgeweckt; selbst die Bäuerin ist keineswegs phlegmatisch, sondern munter und zum Lachen geneigt. Die Bewohner der Insel Marken in der Zuidersee, ein Überrest der Urbevölkerung, der alten Bataver, sind große, kräftig gebaute Leute, von entschlossenem Aussehen, etwas bleicher Gesichtsfarbe und jenem ernsten und strengen Ausdruck, der den meisten nordischen Küstenbewohnern eigen ist. Sie sind stolze Leute, halten sich streng von dem Volke des Festlandes gesondert, heirathen nur unter einander und hängen mit schwärmerischer Liebe an ihrer kleinen, ewig vom Meere bedrohten Inselheimath. Die Friesinnen stehen im Rufe großer Schönheit. Ihre Haut ist wunderbar weiß, die Wangen rosig. Sie sind von hohem Wuchs mit kräftigen Formen, und schönen blauen Augen; was ihr Haar anbetrifft, so kann man davon nicht reden, denn infolge der Kopfbedeckung sieht man davon auch nicht eine Locke. Die Männerwelt zeichnet sich durch Körperstärke aus. Es sind schweigsame, kalte, unbewegliche Leute, ungestüm, halsstarrig und ertragen nur schwer Widerspruch.

Der holländische Volkscharakter ist im Großen und Ganzen ein guter und gediegener. Der Niederländer geht gerne den Dingen auf den Grund, da ihn seine Besonnenheit davor bewahrt, dem Schein zu großen Werth beizulegen. Es ist ihm ein starker Unabhängigkeitssinn eigen, welcher namentlich bei den Friesen am stärksten ausgeprägt ist. „Die Friesen" heißt es in ihrem Landrecht „sollen frei sein, so lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird." Sie betrachten sich von uralten Zeiten her als ein ganzes Volk freier Leute. Den Holländern ist ferner ein stark ausgeprägter Gerechtigkeitssinn eigen und eine fast unbestechliche Ehrlichkeit. Ehrlich und offen ist der Niederländer bis zur Unhöflichkeit, obgleich er doch nur selten eigentlich grob wird. Mit der Freundschaft nimmt er es ernst, das heißt, er ist ein gleich treuer Freund im Glück

wie im Mißgeschick. Treue, Offenheit, Religiosität, Mildthätigkeit, Besonnenheit im Urtheile, Ritterlichkeit gegen Arme und Schwache sind die hervorragendsten Eigenschaften dieses kleinen Volkes. Die Kehrseite der Medaille ist natürlich auch vorhanden. Zu ihr gehören ein sehr lebhaftes und sehr reizbares Nationalgefühl, dem es vollständig an jenem kosmopolitischen Zug fehlt, welcher großen Kulturvölkern eigen ist. Der Niederländer ist davon überzeugt, daß es sich nirgends besser leben läßt, als in seinem allerdings materiell gedeihenden Lande. Was bei ihm Gebrauch ist, das ist gut, und zwar einzig und allein, weil es bei ihm Gebrauch ist. Auf die abweichenden Einrichtungen und Gebräuche anderer Völker sieht er mit Geringschätzung herab. Dem Fremden gegenüber ist der Niederländer verschlossen und sticht dadurch grell von der Gemüthlichkeit des Deutschen ab, dennoch ist der Eintritt in die niederländische Familie leichter, als gewöhnlich behauptet wird. Man merkt dann nichts von der Steifheit und Kälte und der Empfang ist selbst seitens der Frauen ein herzlicher und gemüthvoller.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß sich trotz der demokratischen Neigungen der Niederländer in Holland ein scharf abgestufter Kastengeist entwickelt hat. Die Rangstufen der Stände sind unendlich nüanciert. In Holland, schreibt Marie L. F. Mohr, hat jeder Bürgersmann seinen Bürgersmann, auf den er herabsieht, dieser wieder den seinigen, und so immer weiter, bis die unterste gesellschaftliche Stufe erreicht ist. Wie in England, regiert auch hier das Geld. Wer Geld hat, besitzt auch Macht. Die reichen Großhändler in Amsterdam und Rotterdam fühlen sich nicht einmal sonderlich geehrt, wenn alte Adelsgeschlechter in ihre Familie hineinheirathen. Bis vor Kurzem verkehrte der echte, unverfälschte holländische Kaufherr nicht oder nur ausnahmsweise mit dem Mäkler oder Agenten, aber gar nicht mit den Besitzern von offenen Ladengeschäften, wenn es auch die größten und vornehmsten von der Stadt waren. Der Landesadel besitzt in Holland vermöge jenes strengen Kastengeistes nicht weniger, ja vielleicht noch mehr Hochmuth, als derjenige anderer Völker. Besonders der Adel der Residenz leistet in insolentem Auftreten und hochmüthigem Sichabschließen beträchtliches. Die Sitten des holländischen Adels sind im Allgemeinen fein. Er unterscheidet sich speciell von dem emporgekommenen Kaufmann durch seine ruhige Geringschätzung alles prunkenden Luxus, durch ein höfliches, geschmeidiges Wesen, durch seinen Widerwillen gegen alles Rohe, Laute und Derbe. Im Ganzen aber hat sich der Adel in Holland überlebt. Er besitzt weder wirkliche Macht noch Ansehen, denn der Sinn des Holländers ist von Natur bürgerlich-demokratisch.

Ganz eigenthümlich ist der Anblick, welchen die niederländischen Städte bieten. In Nord- und Südholland, in Friesland und Groningen sind sie meistens von Kanälen nach allen Richtungen hin durchschnitten, in welchen zahlreiche Schiffe angebunden liegen. Amsterdam wird durch diese Wassergräben in 90 Inseln geschieden, welche mit einander durch etwa 300 Brücken in Verbindung stehen. Die letztgenannte Stadt ruht ganz auf Pfählen, daher der bekannte Witz des Erasmus von Rotterdam, er kenne Leute, die wie die Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnen. Die Häuser in den Städten haben meist schmale Vorderseiten, sie sind von schwarzrothen Ziegeln erbaut, mit weiß gekalkten Fugen. Die Simse tragen gewöhnlich einen absonderlichen Schmuck. Schnörkel auf und ab, Wülste und Würste, Fratzen und Blumenguirlanden, Schnecken und und andere Formen, im Einzelnen immer nett, im Ganzen immer barock und geschmacklos. Bei den Niederländern ist es, wie bei den Engländern, Gebrauch, daß stets nur eine einzige Familie ein Haus bewohnt. Zugleich, obwohl selten, kommt es vor, daß zwei Familien sich ein Haus theilen; die eine hat dann das „Onderhuis“ (untere Haus), die andere das „Bovenhuis“ (obere Haus) inne. Die sogenannten Kasernenmiethwohnungen existieren in Holland nicht; selten ist ein Haus mehr, als zwei Stockwerke hoch. Aus allen Häusern blickt Wohlstand und Bequemlichkeit — es ist erstaunlich,



Ein Bild aus Amsterdam.

was man oft in der nächsten besten Bürgerswohnung an Teppichen, köstlichen Gefäßen u. s. w. zu Gesicht bekommt. Dies wird aber auch mit einer Sorgfalt, die an Leidenschaft grenzt, aufbewahrt und blank gehalten. Nirgends sieht man mehr scheuern, kehren, spritzen, polieren, einem Unterbau von Pfählen. Die Dächer sind mit Rohr gedeckt, der Wohnraum ist nur bei Wohlhabenderen durch leichte Holzwände in mehrere Abtheilungen geschieden. Das Innere dieser Häuser ist auf das Einfachste eingerichtet, doch fehlt in keinem das stattliche Prunkbett,




**Kopfputz der Holländerinnen.**

als hier. Ein großer Theil der ärmeren städtischen Bewohner hat seine Wohnungen in Kellern, dennoch sieht es selbst in diesen Löchern oft recht freundlich aus.

Die Wohnungen der Landbevölkerung weisen hie und da noch manches Eigenthümliche auf. Die Fischer der Insel Marken haben Holzhäuser, die entweder dunkelgetheert oder mit grüner Oelfarbe angestrichen sind; zum Schutz gegen Ueberfluthung stehen sie meist auf das oft fünf Fuß hoch, mit dicken Polstern und Kissen belegt ist. Für die Dauerhaftigkeit dieser Holzbauten trotz aller Angriffe durch Wasser sprechen die Jahreszahlen, die wir als Erbauungsjahr über einigen Hausthüren lesen: 1701, 1748, 1752. Die alten friesischen Häuser eilen einem raschen Verschwinden entgegen. Jedes Haus wird nach seinen Gemächern in ein Vorder- Hinter- Mittel- und kleines Haus getheilt. Das Vorderhaus steht mit seiner Giebelseite an einer

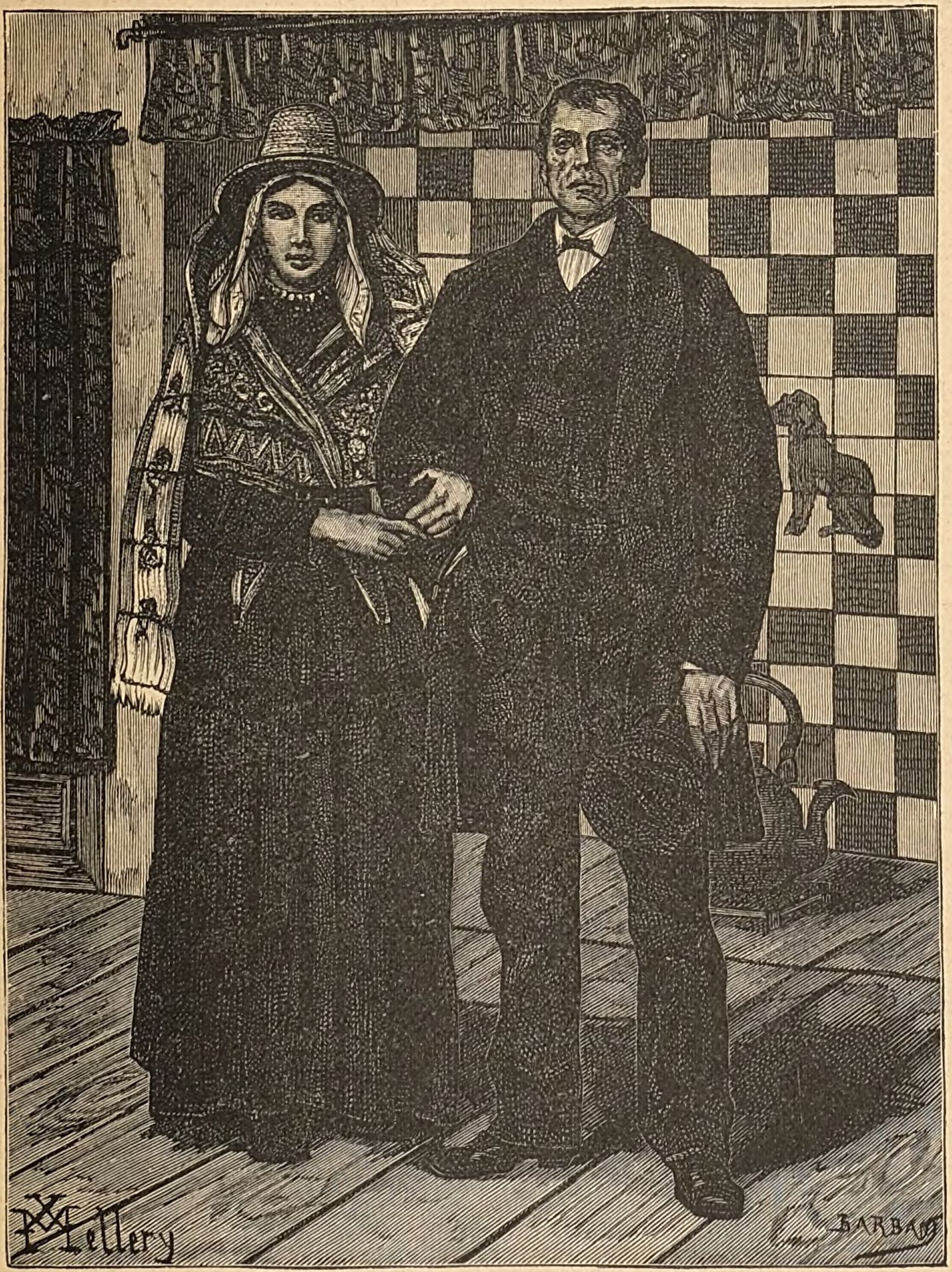
Straße. Das Hinterhaus ist das Prunkgemach der Familie; es ist mit bunten Ziegeln und auf den Wänden mit biblischen Darstellungen, Porzellanschüsseln und Spiegeln geziert. Auf den Kasten und besonderen Tischen stehen kleine Nachbildungen von allerhand Hausgeräthen, sogar von Wagen, Pferden, Kühen aus Silber. Auf einem runden Tisch mit drei Füßen hat die Wiege ihren Platz, welche mit biblischen Bildern bemalt ist. Wie in den Städten, herrscht auch auf dem Lande überall Sauberkeit und Ordnung. Nicht nur bei den steinreichen Bauern Frieslands, sondern auch in den ärmeren Flecken der benachbarten Provinz Drenthe zeigt sich alles tadellos rein und gut gehalten.

Der Niederländer ist gleich dem Engländer ein Virtuose des häuslichen Lebens. Das Heim ist für ihn ein Heiligthum, das ihm mit aller denkbaren Behaglichkeit entgegenlächelt. Er lebt nicht viel außer der Familie, man sieht dies am besten aus der erstaunlich geringen Zahl von Gast- und Kaffeehäusern in den belebtesten Städten und überhaupt aus den wenigen Unterhaltungsorten. Der anregende Verkehr der Familienmitglieder unter einander, ein gemeinschaftlich gelesenes, geistreiches Buch, Gesang und Klavierspiel, auch wohl philosophische und religiöse Gespräche beleben den in der Familie zugebrachten Abend und lassen Gatten und Söhne die qualmige Wirthstube nicht vermissen. Nebstdem hat aber auch der Niederländer sein regelmässiges Bedürfnis, Abends die freie Luft zu genießen, seinen Thee draußen zu schlürfen und sein Pfeifchen draußen zu schmauchen. Zu diesem Zwecke haben alle Wohlhabenderen in der Nähe der größeren Städte zierliche Landhäuser, behaglich eingerichtet, umgeben von parkartigen Baumanlagen, schmucken Gärten, Fischteichen. Diese tragen meistens sehr friedliche, behagliche Aufschriften, wie z. B. Lust en Rust (Luft und Rast), wel tevreden (wohl zufrieden), Mijn genoegen (mein Genügen), Groot genoeg (groß genug) 2c. Einen ganz besonderen Reiz verleihen diesen Landhäusern die Blumenbeeten, in welchen unsere Gartengewächse in unübertroffener Schönheit zur Blüthe gelangen. Holland, namentlich aber Haarlem, ist schon seit Jahrhunderten wegen seiner Blumenzucht berühmt. Schon im 17. Jahrhundert wurde die Kultur der Blumen so umfangreich betrieben, daß man an der Börse mit Tulpenzwiebeln gleichwie mit Staatspapieren spekulirte. Nach einer Liste von 1637 soll ein „Semper Augustus“ auf diese Weise bis zu 13,000 fl., ein „Admiral Liefkens“ bis zu 4500 fl. getrieben worden sein.

Die Frau steht gesellschaftlich auf einer sehr hohen Stufe. In der Jugend genießt sie eine Erziehung, die allen Ansprüchen genugthut. Tanzen und Heirathen sind nicht die höchsten Ziele der jungen Mädchen. In der modernen Literatur wissen die erwachsenen Damen gut Bescheid, sie lernen fremde Sprachen von klein auf, namentlich deutsch und französisch, ja nicht selten hört man in den Salons erklingen die weichen Laute der javanischen Sprache, jenes großen Koloniallandes, wohin die Söhne des bemittelten Handelsstandes wandern, um die Geschäfte zu erlernen. Eine niederländische Familie lebt nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich im schönsten Verein. Die Frau, die ihrer ganzen Erziehung nach viel liest, musiziert, malt, betheiligt sich an allen Gesprächen und Gesellschaften der Männer. Jenes in manchen Ländern übliche Zusammensitzen und Sichabsondern der Frauen kommt in Holland nur höchst selten vor. Die Niederländerin ist die Herrin im Hause; sie beaufsichtigt ihr Dienstpersonal, ohne selbst in die häuslichen Arbeiten einzugreifen. Eine Frau von nur leidlich guter Familie wird fast nie in die Küche gehen, um zu kochen. Auch fordert es der Anstand, daß ein Dienstmädchen sich niemals so kleide, wie ihre Herrin, wie dies in Deutschland und Frankreich immer mehr um sich greift.

Mehr als irgend ein anderes Volk des civilisirten Europas hängen die Niederländer an ihren alten Sitten und Gebräuchen. Ueberall trifft man auf Einrichtungen und Trachten, die als Denksteine der Vorzeit in die Gegenwart hereinragen. In einigen Städten ist es Sitte, an der Thür des Hauses, in welchem

ein Kranker liegt, den täglichen Bericht anzuheften, damit durch Schellen und Klopfen der Kranke nicht gestört wird. Die Geburt eines




Bauern aus dem Polder.

Kindes wird zu Haarlem und Enkhuizen dadurch angedeutet, daß ein gewöhnlich mit rother Seide und Spitze überzogenes viereckiges Bretchen an der Thür angeheftet wird; ein dazwischen geschobenes Stückchen weißes Papier bedeutet ein Mädchen. Bei Zwillingen giebt es auch zwei Bretter. Bei Todesfällen kommen sogenannte „aanspreekers" — Todtenmelder — in Anwendung, die schwarz bekleidet und mit lang beflorten Hüten zuerst einzeln zu den betreffenden Familien und Freunden, dann zusammen in der Nachbarschaft des Trauerhauses von Haus zu Haus gehen und ihre Botschaft

melden. Je größer die Zahl der „aanſprekers“, um ſo vornehmer iſt der Todte. Bei den Frieſen verrichten Frauen das Amt der Todtenmelder. In Trauerkleidern gehüllt gehen ſie von Haus zu Haus und bedecken dabei Kopf und Geſicht



Mädchen von der Inſel Marken.

mit ihrem ſchwarzen Rocke, den ſie hinten um ſo mehr aufſchlagen, in je näherer Verwandtſchaft ſie mit dem Todten ſtanden. Bei dem Verſtorbenen halten während der Nacht zwei Frauen Wache; die Lichter, die dabei brennen, dürfen nicht geputzt werden bis zum folgenden Tage. Beim Leichenzug geht die Männerwelt voran, zehn Minuten ſpäter ſetzen ſich auch die Frauen in Bewegung. Stirbt jemand in Zeeland, ſo werden bei einem Bauernhauſe als Trauerzeichen mächtige Strohſchütten aufgethürmt. Im Trauerhauſe werden alle Bilder, Spiegel umgekehrt, der Zeiger der Uhr angehalten. Bevor der Leichenzug ſich bewegt, verlieſt ein Vormann die Namen derer, welche mitgehen und in welcher Reihe ſie folgen ſollen. Voran geht der Vormann mit dem Geiſtlichen,

diesen folgt der Arzt. Weinen und Schluchzen gehört zur Sache. Nach Beerdigung geht das Gefolge in das Trauerhaus zurück, um sich zu stärken.

Durch eigene und alterthümliche Trachten zeichnen sich die Zöglinge der verschiedenen Waisenhäuser aus. Die Waisen des Bürger-Waisenhauses in Amsterdam tragen Jacken, welche aus einer schwarzen und rothen Hälfte bestehen; die Mädchen aus dem katholischen Waisenhaus tragen sich schwarz mit einem weißen Halstuch und weißem Tuch um den Kopf, die lutherischen Waisenmädchen braun, oder blau mit schwarz. Die Tracht derjenigen aus Rotterdam besteht aus ochsenblutfarbenen Woll- und Flanellröcken und schwarzen Spencern mit kurzen Aermeln, woran sich lange Handschuhe aus gelblich-weißem Waschleder anschließen, die übrigens für alle Waisenmädchen der Niederlande charakteristisch sind. In Zeeland hat die Mode der Volkstracht gegenüber bisher noch nicht viel Eingang gefunden. Die Männer tragen Jacke und Beinkleider zumeist aus schwarzem Sammet, kurze Hosen, lange Strümpfe, plumpe Schuhe, die mit großen silbernen Schnallen besetzt sind. Die Katholiken haben rothe, die Kalvinisten dunkelfarbige Westen. Das Haupt bedeckt ein Hütchen mit kleiner Krempe. Die Frauen kleiden sich schwarz und weiß und haben ein Kopftuch, das mit Spitzen besetzt ist und künstlich zur Haubenform gefaltet wird. Die Mädchen setzen einen Strohhut mit blauen Bändern auf. Ein ganz besonders auffallendes Stück in der Bekleidung der Frauen von Marken ist der großgemusterte Brustlatz, der die schwarze ärmellose Jacke vorn bedeckt. Der obere Theil der Aermel besteht aus einem roth und weiß gestreiften, der obere Theil des meist dunkelblauen Rockes aber aus weiß und blau gewürfeltem oder gestreiftem Stoffe. Eine hohe weiße Haube bedeckt das Haar, von dem nur eine lange Locke an jeder Seite des Gesichtes



**Kinder von der Insel Marken.**

herabhängt. Grobe Holzschuhe von grüner oder blauer Farbe, bei festlichen Gelegenheiten aber Lederschuhe mit großen silbernen Schnallen und blaue Strümpfe, bilden die Fußbekleidung. Für jedes der drei großen Kirchenfeste ist eine bestimmte Farbe der Kleidung vorgeschrieben. Ganz eigenthümlich ist in manchen Gegenden der Kopfputz des weiblichen Geschlechtes. In Nordholland hat man das Ohreisen. Es ist dies ein breites Stirnband von Gold, in der Gestalt eines Hufeisens, welches das Haar zusammenhält und an den Schläfen in zwei großen ovalen Goldplatten endigt. Darüber kommt eine Haube oder ein Schleier von reichen Spitzen mit Flügeln, die in den Nacken hinabhangen. Die Friesinnen tragen eine Art Metallhaube, meist von vergoldetem Silber, welche an den Schläfen fest anliegt und hier in abstehenden Spiralen endigt. Dergleichen Schmucksachen werden als Familienstücke betrachtet, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben.

Das niederländische Volk liebt die Geselligkeit, und weiß sich trotz seines ruhigen Charakters manche heitere Stunde zu verschaffen. In Marken wird besonders das Fest der Heuernte fröhlich begangen. Außerdem giebt es noch mehrere Volksfeste, so den Nikolastag, den 30. April, an dem auf allen Deichen große Feuer angezündet und von den Kindern umgetanzt werden; dann der Gedenktag eines vor Jahrhunderten glücklich abgewehrten Angriffes des Grafen von Geldern, der am Ostermontag von der ganzen Jugend von Marken durch feierliche Umzüge und Tänze begangen wird. In Friesland pflegen die Frauen und Mädchen Sonntags nach Tisch gesellige Zusammenkünfte abzuhalten, um mit einander Thee zu trinken. Nach Thee machen sie einen Spaziergang um und durch die Stadt und zwar stets von Osten nach Westen, während die Männerwelt nie anders als von Westen nach Osten geht. Aehnliche Versammlungen sind auch in Zeeland üblich. Von größter Bedeutung für das niederländische Volk sind aber die „Kirmessen" Kirchweihfeste, welche im ganzen Lande mit einer wirklich tollen Wuth begangen werden. Trinken und Schwärmen, Fraß und Völlerei, Tanz und Ausschweifungen gehören zur Sache, — wirklich die Nachtseite des holländischen Volkslebens.

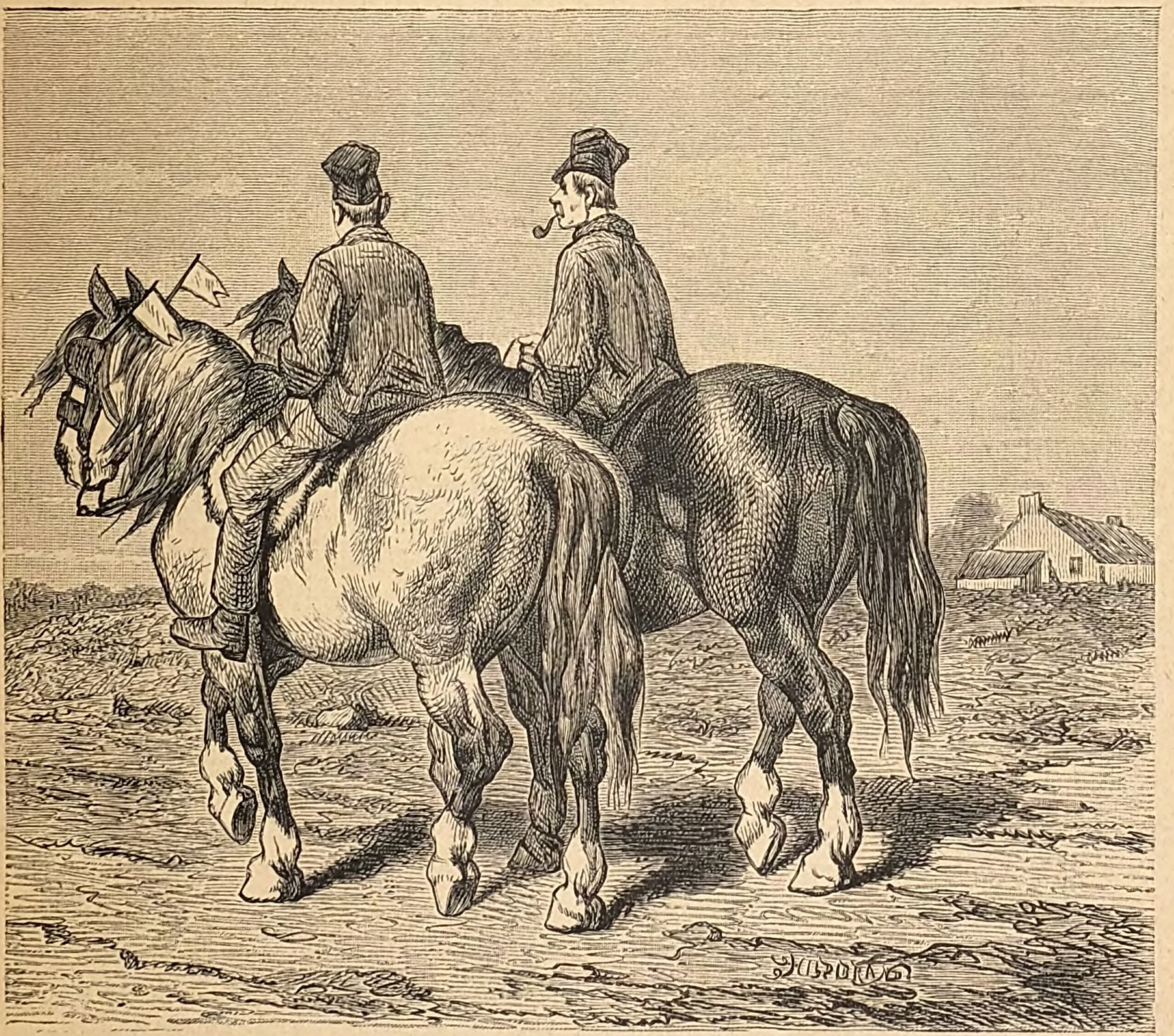
Die Niederländer sind, wie wohl die nordischen Völker überhaupt, von Natur religiös angelegt. Die größere Hälfte der Bevölkerung gehört zur reformirten, die kleinere (etwa $^{2}/_{5}$) zur katholischen Kirche. Ganz katholisch sind Limburg, Nordbrabant und das südliche Geldern. Außerdem giebt es noch Lutheraner, Remonstranten, Mennoniten, Jansenisten u. a. In Gegenden, wo der Kalvinismus überwiegt, hat der holländische Sonntag, was Langweiligkeit anbetrifft, einige Aehnlichkeit mit dem englischen. Alle Läden sind den ganzen Tag über geschlossen und werden weder nach Ablauf des Gottesdienstes, noch Abends geöffnet. Nur die Restaurationen und die Schankwirthschaften machen eine Ausnahme.

## 10. Belgien.

Der Reisende, welcher, aus der Ebene des Niederrheins kommend, sich der belgischen Grenze nähert, so schreibt Julius Rodenberg, wird bald das Gefühl haben, in einem Lande zu sein, sehr verschieden von dem, welches er soeben verlassen hat.*) Die Figuration des Bodens ist reicher, die Landschaft mannigfaltiger, Berge und Abhänge folgen in rascher Abwechslung aufeinander. Breite Thäler öffnen sich mit majestätischen Wassern, über deren Fluthen Masten und Segel gehen, an deren malerischen Uferterrassen Städte mit schimmernden Häusermassen sich aufbauen. Dazwischen Fabriken mit qualmenden Schloten und Ma-

*) Siehe Karte Europa.

schinenwerken, deren Arbeit weite Strecken mit ihrem Lärm erfüllt und ganze Gegenden mit ihrem Ruß und Rauch bedeckt. Dann wieder grüne Waldflecke, sonnige Wiesen von Hügeln eingefaßt, umbuschte Teiche, künstliche Seen, Landsitze mit Pappelalleen, Anblicke des Friedens, Bilder der Behaglichkeit. Von Verviers



Vlämische Pferde.

bis Lüttich reist man weilenweit wie durch eine einzige Stadt, jetzt Fabrikstadt, jetzt Villenstadt; durch einen einzigen Garten, bald Nutzgarten, bald Park, durch ein einziges gesegnetes, blühendes Land, dessen Bewohner fleißige und wie es scheint, zufriedene Menschen sind. Es ist das Land der Wallonen, das Eisen- und Kohlenland, das Land der Ardennen und der Maas.

Von einem ruhigeren Charakter ist das Land gegen Westen und die Niederungen des Meeres, das Land der Vlamen und der Schelde. Sorgsam ist der Acker bestellt, vielfach der Gemüsegarten getheilt und jedes noch so kleine Fleckchen Erde mit der äußersten Oekonomie bebaut. Kornfelder wechseln ab mit Weideland, auf welchen das Rind und das Fohlen in Freiheit grasen. Windmühlen drehen gelassen ihre Flügel, und weithin sichtbar, bis an den fernen Horizont, zieht in gerader Linie der Kanal. In der Küstengegend dehnt sich fast unabsehbar die Heidefläche, wie das Meer, mit mageren Kartoffel- und Gerstenfeldern, mit Sandwegen dazwischen, mit einem Kiefern- oder Föhrenwäldchen, welches eintönig die Land-

schaft abschließt. — Dies wäre ungefähr das Bild, welches uns dieses kleine Land, aus der Vogelperspektive gesehen, gewähren würde.

Das Königreich Belgien, im Jahre 1830 durch Losreißung von den Niederlanden entstanden, wird von Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und auf einer kleinen Strecke von der Nordsee begrenzt. Es hat ein geschlossenes Gebiet von 29,500 qkm mit 6,100,000 Einwohnern. Unter allen Staaten Europas ist Belgien der am dichtesten bewohnte. Das Land zerfällt naturgemäß in zwei ungleiche, und bezüglich der Bodengestaltung scharf geschiedene Theile, in ein kleineres Bergland und ein größeres Tiefland. Das Bergland nimmt den Süden und Südosten ein. Es sind dies die Ardennen, ein rauhes Mittelgebirge, dessen bedeutendster Gipfel, Baraque Michel bei Spaa nur 674 m hoch ist und welches, von der Maas und der Sambre durchbrochen, sich allmählich zum flandrischen Tiefland verflacht. Die Ardennen haben den Charakter einer Hochebene, in welche tiefe Thäler und Schluchten, oft mit steilen Abstürzen von ansehnlicher Höhe, eingeschnitten sind. Die Hochebene ist theilweise mit Waldungen bestanden, im Allgemeinen aber ist sie öde und bietet nur Heiden dar, entweder weite sumpfige und der Kultur unzugängliche Strecken (Hohes Venn), oder schlechte Weideplätze. Die Thäler hingegen besitzen herrliche Wiesen und fruchtbares Ackerland. Den Hauptreichthum des Berglandes bilden die mineralischen Schätze, Eisen, Zink, Blei und namentlich die unerschöpflichen Steinkohlenlager, welche den Grundstein der hochaufblühenden Industrie Belgiens bilden.

Das Tiefland dehnt sich nach Norden und Nordwesten. Es zeigt ungeheure Strecken Flachlandes, welches an der Meeresküste, wohl auch an den Ufern der Binnenflüsse, vor Ueberschwemmung durch Deiche geschützt werden muß. Die in dieser Weise geschützten Theile werden, wie in den Niederlanden, Polder genannt. Der Boden des Tieflandes ist, nach Reclus, an und für sich wenig fruchtbar; einige Theile, wie das Kempenland (Campine) im Norden, sind von Heideflächen und Dünen bedeckt. Aber der Vlame hat es verstanden, durch zähe Ausdauer, durch künstliche Berieselung den minder begünstigten Boden in jene fruchtbaren Gefilde zu verwandeln, welche Belgien in die Reihe der ersten Ackerbauländer erheben.

Das Bergland gehört dem Gebiete der Maas, das Tiefland dem Gebiete der Schelde an. Außer diesen großen Flüssen und ihren Nebenflüssen besitzt das Land ein ausgedehntes System von künstlichen Wasserstraßen, welche zugleich zu Bewässerungszwecken dienen. Bezüglich der Industrie reiht sich Belgien unmittelbar an die drei großen Industriestaaten Großbritannien, Frankreich und Deutschland an. Die Kohlen- und Eisenminen von Lüttich, Mons und Charleroi haben im Jahre 1891 eine Produktion von 21 Millionen Tonnen aufgewiesen. Die Tuchmanufaktur mit dem Centrum Verviers, die Baumwollindustrie von Gent und die Leinenweberei, welche sich über ganz Flandern erstreckt, arbeitet gegenwärtig mit etwa 1½ Mill. Spulen. Belgisch wird auf dem Markte nicht geringer geschätzt, als französisch oder englisch, ja in einigen Spezialitäten (Spitzen, Glas, Waffen) steht es unerreicht da.

# 11. Die Bevölkerung von Belgien.

Kelten bildeten die Urbevölkerung des heutigen Belgiens. Als aber die salischen Franken, vom Niederrhein ausgehend und in stetem Kampfe mit den Römern, gegen das Ende des 3. Jahrhunderts sich des heutigen Hollands bemächtigten, dann im 4. und 5. Jahrhundert bis Maas und Sambre vordringend das heutige Belgien sich unterwarfen, wurde der mit römischen Elementen vermischte Rest der Bevölkerung bis in den Ardennenforst zurückgedrängt, welchen er noch heute seine Heimath nennt. Zwei Völker ganz verschiedenen Ursprungs haben den Boden Belgiens inne; im Tieflande sitzen die germanischen Vlamen, im Berglande die gallischen Wallonen; die ersteren machen etwa $^4/_7$, die letzteren $^3/_7$ der gesammten Bevölkerung aus. Seit fünfzehn Jahrhunderten verbindet diese Völker ein gemeinsames Geschick, dennoch aber sind sie einander fremd geblieben; sie lieben sich nicht und hassen sich nicht. Die Sprachgrenze ist fast überall sehr scharf gezeichnet. Die Scheidelinie ist so ziemlich die gerade Linie, welche von Lüttich südlich an Brüssel vorbei bis nach Calais gezogen wird. Im Norden derselben ist alles germanisch, im Süden alles wallonisch. Brüssel selbst ist getheilt.

Diese scharfe Getheiltheit tritt auch im körperlichen Typus zum Vorschein, wie dies die statistischen Untersuchungen beweisen, welche im Jahre 1879 über die Farbe der Augen und der Haare der Bevölkerung angestellt wurden. Die Zahl der untersuchten Schulkinder betrug 600,000. Im nördlichen Belgien überwiegt der blonde Typus mit hellen, grauen oder blauen Augen und hellen, blonden oder rothen Haaren. Im südlichen Belgien herrscht dagegen der braune Typus vor, der sich durch braune oder schwarze Augen und Haare kennzeichnet. Die geographische Grenze dieser Gebiete fällt bemerkenswerther Weise fast genau mit der Grenzlinie der vlämischen oder wallonischen Sprache zusammen. In den vlämischen Bezirken dominirt der blonde, in den wallonischen der braune Typus. Der Vlame ist groß, breitschultrig, von gewaltigem Körperbau, schweigsam, phlegmatisch, von Willensfestigkeit und fanatischer Anhänglichkeit an seine Ueberzeugung. Gegen den Fremden ist er nicht gerade zutraulich, aber auch nicht abstoßend. Eine gewisse Reserve liegt in der vlämischen Natur, etwas Gemessenes, fast Ceremoniöses. In der Küstengegend legen die Kinder zum Gruße die Hand auf die Brust und neigen das Haupt; aber mitunter lächeln sie schelmisch dabei mit ihren großen, verschmitzten Augen. Die Wallonen sind ein geistig und körperlich begabtes, kräftiges, kühnes, kriegerisches Volk; sie sind ruhig und heiter, von aufgewecktem Sinn und französischer Heftigkeit. Jeder, auch der härtesten Arbeit ist der Wallone, selbst das Frauengeschlecht, freund, aber unbändig, wild und selbst grausam, wenn wirkliche oder auch nur vermeintliche Freiheiten angetastet werden. In allen Krisen seines Landes stellt sich der Wallone an die Spitze der Bewegung, und sein überlegener Geist verschaffte ihm die Herrschaft über den langsameren Vlamen.

Nicht minder charakteristisch sind die Unterschiede, die wir zwischen beiden Völkern auch in anderen Richtungen finden. Die wallonischen Dörfer bilden feste, kompakte Häusermassen; in den vlämischen sind die Gehöfte durch Felder und Wiesen von einander getrennt. Die vlämischen Bauernhäuser sind stets sauber und weiß getüncht; die wallonischen sind dunkelröthliche, oft in tiefes Braun übergehende, meist unverputzte Ziegelbauten. Das wallonische Haus hat im Innern weder Schmuck noch behaglichen Komfort aufzuweisen, obwohl man bei den wohlhabenderen Landleuten jetzt schon oft das Bestreben sieht, die ursprüngliche Kahlheit der Innenräume durch großstädtische Möbelindustrie, sowie durch allerhand unsym-

metrisch an den Wänden aufgehängtes Geräth aus Weißblech zu verbessern. Die in der rauhen Jahreszeit stets überheizten Hütten des vlämischen Bauern zeigen an ihren schneeweißen Kalkwänden eine Menge von Zimmerschmuck: goldrahmige Spiegel, bunte Bilder aller Art, Madonnen- und Heiligenfiguren von großen Kränzen aus Flittergold umgeben, daneben werthvolle alte Familienstücke in Truhen und Kasten, Kupfer- und Steingutgeräth. Der über dem Feuer brodelnde Kessel darf zum behaglichen Lebensgenusse in einem vlämischen Bauernhause ebensowenig fehlen, wie die Pendeluhr mit hellem Schlag- oder Singewerk. Selbst in der ärmsten vlämischen Behausung, in der dünenreichen Küstengegend, herrscht Sauberkeit und der Sinn für das Zierliche. Schalen von Porzellan und bemalte Teller stehen über dem Kaminsims, die Betten, die Tische, die Stühle sind fast immer geschnitzt. Landbau und Textilindustrie wird von beiden Stämmen betrieben; nebstdem aber legten sich die Wallonen vorzugsweise auf Bergbau und Metallindustrie, die Vlamen auf Handel und Schiffahrt. Alterthümliche Trachten sieht man nur noch unter den Vlamen. In der Gegend von Gent und Brügge tragen die Weiber aus dem Volke lange dunkle Mäntel mit Kapuze, welche ihnen ein nonnenartiges Aussehen geben. Selten sieht man hier eine Bäuerin, welche nicht Ohrgehänge und Brosche von echten Brillanten trüge, alte Erbstücke von ganz seltsamer, durchaus gleichmäßiger Form.

Der Doppelcharakter Belgiens in Bezug auf Nationalität seiner Bewohner tritt fast an keinem Orte des Landes so deutlich erkennbar zu Tage, wie gerade in Brüssel. Dennoch aber darf man behaupten, daß der Grundstock der Brüsseler Bevölkerung durch den vlämischen Stamm gebildet wird. Der ausschließlich Handel und Gewerbe treibende Bürgerstand gehört noch immer der vlämischen Sprache und Sitte an. Man braucht aus den schimmernden Magazinen, sagt Rodenberg, nur in die Hinterstuben zu gehen, um Monsieur und Madame vlämisch mit einander und namentlich mit den Kindern reden zu hören. Die Dienstboten und das Volk verstehen hier fast keine andere Sprache. Wer Brüssel in der Frühe des Morgens beschaut, der wird glauben, nach den Niederlanden, nach Antwerpen versetzt zu sein. Denn auch hier gilt die niederländische Sitte, das leidenschaftliche „schoon maken“, putzen und scheuern. Da wird es um seine Füße herum plätschern und rieseln und rinnen von den Wasserbächen, mit welchen die Häuser, die Fenster, die Thüren, die Mauern, die Trottoirs förmlich gewaschen werden. Der Germane liebt einmal die Reinlichkeit. Der Bürger hängt zähe an seinen herkömmlichen Gewohnheiten. Er bewohnt allein mit seiner Familie ein eigenes kleines Häuschen, das er sich seiner Bequemlichkeit und seinem Geschmack gemäß einrichtet. Und es wird noch eine gute Zeit währen, bis der reich gewordene Krämer oder Handwerker sich dazu entschließt, die nach der Schablone angelegten Wohnungen der großen Miethshäuser zu beziehen. Der Wohlhabendere besitzt gewöhnlich in der Nähe der Hauptstadt ein kleines Landhaus mit einem Miniaturgarten, wo er die Freuden des Landlebens genießt und sich mit Garten- und meist auch mit Vogelzucht aller Art beschäftigt. Wo die Mittel zur Erwerbung eines solchen Besitzthums nicht ausreichen, da begnügt sich der in der Stadt ansässige Bürger auch wohl damit, sich draußen ein sogenanntes „vide-bouteille“ anzulegen, einen kleinen, meist nur aus einem einzigen Raum bestehenden Pavillon, mit einem glockenbehangenen, chinesischen oder in anderer Art phantastisch geformten Dache, in dem er an Sonn- und Festtagen mit seiner Familie und einigen Freunden jene substantiellen Gelage abhält, die zu den Hauptfreuden des echten Vlamen gehören. (C. Lemonnier. Globus. 1882.)

Der Belgier hat mehr Sinn für das Schöne und Große, er ist phantasiereicher, poetischer, der Begeisterung für das Höhere leichter zugänglich, als der Niederländer. Selbst die niederen Schichten des Volkes, sagt Lemonnier, beweisen eine solche Liebe für die Kunst, die thatsächlich charakteristisch ist. Es giebt gar viele im kleinen Bürgerstande, unter Hand-



Familie auf Walcheren.

werkern und kleinen Ladenbesitzern, denen der Besitz eines rissigen Stückes bemalter Leinwand in einem alt aussehenden Rahmen so werthvoll erscheint, daß sie sich von demselben um keinen Preis trennen wollten. Hand in Hand mit diesen künstlerischen Neigungen geht auch die Vorliebe für die Musik. Brüssel beherbergt eine solche Fülle von herumziehenden



Inneres einer Stube auf der Insel Marken.

Musikern, wie im Verhältniß kaum noch eine andere große Stadt. In ganzen Scharen sieht man allmorgendlich die Straßensänger und Sängerinnen, die Drehorgel-, Violin- und Harfenspieler, die Flöten- und Klarinettenbläser ihre Wanderung antreten, um entweder mit den Bettlern von Profession vor Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden Posto zu fassen, oder mit den unvermeidlichen Eierverkäuferinnen die Schenken und die Gastwirthschaften dritten Ranges zu überschwemmen. Das heitere Gemüth der belgischen Bevölkerung äußert sich in den althergebrachten Volksbelustigungen, die noch immer gepflegt werden. In den tollen Aufzügen der Kirmeß figuriren noch heute zum unveränderten Jubel des Volkes die Riesen, kolossale angekleidete Figuren mit Leibern aus Korbgeflecht; die alterthümliche Belustigung der Glücksbäume ist ebenso wie das Sacklaufen und ähnliche derbe Vergnügungen bei dem belgischen Volke ungemein beliebt. Ganz besonders aber wird in Südbrabant und in Brüssel die alte Kunst des Armbrust- und Bogenschießens betrieben.

Die Belgier hängen zähe an ihrer nationalen Freiheit; dieser Zähigkeit haben sie es zu danken, ihren historischen Namen durch zweitausend Jahre des Kampfes und der Unterdrückung bewahrt zu haben. Damit verbunden ist der Nationalstolz, der hier in voller Blüthe steht und der seine gute wie seine schlimme Seite hat. Das Gute daran ist die Vaterlandsliebe, die der größten Opfer fähig ist und ihre Rechte mit Eifersucht hütet; das Schlimme daran aber ist ein leicht reizbares und erregbares Gemüth, welches schnell zum Uebergriff und gewaltsamen Ausfahren treibt. Die Nationalsouveränität gilt als Grundstein der belgischen Verfassung, weshalb man Belgien ein Land der Herrschaft des Bürgerthums mit einem Grundton republikanischer Gesinnung nennen darf. Der König ist der erste Bürger des Landes, das Oberhaupt (chef) der belgischen Familie. In der Hymne, mit welcher die Enthüllung des Denkmals König Leopolds I. zu Laeken vor einer nach Tausenden zählenden Versammlung und in Gegenwart des ganzen Hofes gefeiert ward, wurde Leopold II. „Roi-citoyen" genannt. Nebst dieser alles gleichenden Gesinnung aber ist fest in dem Herzen des belgischen Volkes eingewurzelt die selbsterwählte Dynastie, in welcher alle Belgier gleichsam das Symbol ihrer Unabhängigkeit und die Garantie ihrer nationalen Freiheit erblicken.

Zwei verschiedene Völker und zwei verschiedene Sprachen theilen den Boden Belgiens. Das Wallonische ist ein französisches Patois, dessen Verständniß dem Franzosen nicht minder schwer wird, als dem Hoch- und Niederdeutschen. Das Vlämische ist ein Zweig jenes germanischen Sprachstammes, welchem auch das Holländische angehört. Vlämisch und Holländisch bildeten im Mittelalter eine und dieselbe Sprache, und noch heute weichen beide nicht mehr von einander ab, als etwa im Deutschen die fränkische und schwäbische Mundart. Als amtliche und als Umgangssprache der gebildeten Stände hat das Französische über die heimischen Dialekte den Sieg davongetragen; französisch sind die Kammerverhandlungen, französisch ist der „Moniteur", der belgische Staatsanzeiger, französisch ist das Kommando der Armee, französisch ist die Sprache der Universitäten und der Wissenschaft. Das Vlämische hatte in älterer Zeit eine reiche Literatur. Aus seinem Schoße entsproß die Geschichte von Reineke dem Fuchs, seit dem 13. Jahrhundert eine große Fülle von Dramen und anmuthigen Volksliedern, von denen eine reiche Sammlung in dem „Antwerpener Liederbuch 1544" erschienen ist. In den kommenden Jahrhunderten wurde das Vlämische durch das Französische ganz verdrängt und ist als Schriftsprache vollständig außer Uebung gekommen. Nun aber wurde die dem Tode geweihte Sprache durch begeisterte Männer im Beginne unseres Jahrhunderts wieder ins Leben gerufen. Bekanntlich ist die vlämische Bewegung von Gent ausgegangen. Im Jahre 1820 forderte Willems in einem Gedicht voll glühenden Patriotismus die Belgier auf, ihre Muttersprache aus den Fesseln des Franzosenthums zu befreien. In weniger als zwei Jahrzehnten

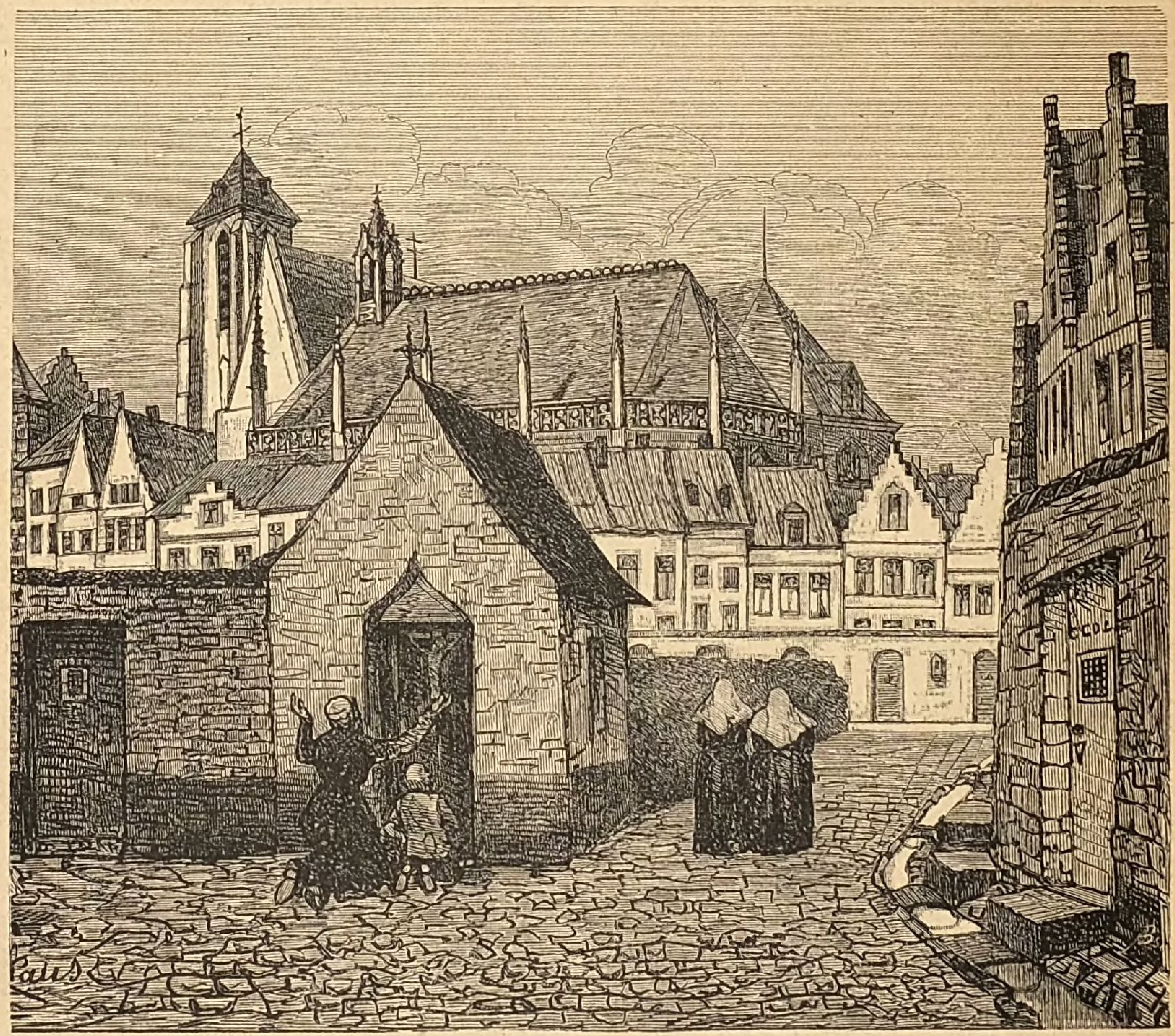
war auf diesem Gebiete wiedergewonnen, was in mehr als zwei Jahrhunderten verloren worden. Als die Führer der vlämischen Bewegung, als Willems (1846), Ledeganck (1847) und Van Rijswijk (1849) gestorben waren, da gab es wieder eine vlämische Sprache, eine vlämische Literatur und Hunderte von Vereinen, welche, durch die vlämischen Provinzen verzweigt, sich die Verbreitung derselben angelegen sein ließen. Die belgischen Kammern votirten schon in den Vierziger Jahren beträchtliche Summen zur Herausgabe der alten vlämischen Schriftdenkmale, die Akademie ertheilt ihre Preise an die französischen und an die vlämi=




Brüsseler Eierhändlerin.

schen Schriftsteller, das vlämische Theater blüht neben dem französischen, ja das „Nationaal Tooneel“, das nationale, d. h. das vlämische Theater in Brüssel ist sogar das größte von allen Theatern dieser Stadt. Dennoch aber leidet der Vlame unter dem Gefühl der Zurücksetzung. Es ist ein nicht ganz unbegründeter Vorwurf der Vlamen gegen die Wallonen, daß diese nicht vlämisch lernen, während jene doch alle, soweit sie zur gebildeten Klasse gehören, französisch verstehen.

Obwohl durch Nationalität und Sprache geschieden, ist doch die Bevölkerung Belgiens der Religion nach ganz einheitlich und gehört bis auf etwa 18,000 Seelen der römisch-katholischen Kirche an. Der Belgier ist mit Leib und Seele katholisch. Noch heutzutage findet man vielleicht in wenigen katholischen Ländern einen so thatkräftigen Glauben wie hier, der ohne Scheu, aber auch ohne Ostentation, in kindlicher Unbefangenheit, wie er sein soll, geübt wird. Man darf nur die belgischen Kirchen betreten und nicht bloß den Schmuck des Hauses Gottes, sondern auch den lebendigen Schmuck, die betende Gemeinde ins Auge fassen, ihre Zahl, ihren Anstand, ihr erbaulich schönes Benehmen. Diese tief christliche Innerlichkeit äußert sich deutlich genug in zahlreichen religiösen Instituten. Recht charakteristisch in dieser Hinsicht ist das in Belgien noch blühende Institut der **Beguinen**. Es werden im Lande etwa 20 Beginenhöfe gezählt; der vornehmste unter allen ist der große Beguinenhof in Gent, eine kleine von



Beguinenhof in Courtray.

Mauern und Gräben umgebene Stadt für sich, mit Straßen, Plätzen, Thoren, 18 Konventen und einer Kirche, an welch letzterer das Straßennetz sich konzentrirt. Der Hof zählt an 700 Bewohnerinnen. Kloster, Asyl, Spital — von allen dreien ist der Beguinenhof etwas, ohne eines ausschließlich zu sein. Er wäre ein Kloster — aber die Eintretenden leisten kein Gelübde; er wäre ein Asyl — aber der Eintritt ist an mannigfache Bedingungen geknüpft; er wäre ein Spital — aber Jugend und Schönheit wohnen in ihm neben der Hinfälligkeit des Alters. In Wirklichkeit ist der Beginenhof eine Frauengemeinde, die zwanglos, unter Arbeit, Gebet, Waisen- und Krankenpflege ihre Tage verbringt. Die meisten Beginenhöfe bestehen seit dem 13. Jahrhundert. Zur Aufnahme unter die Beginen ist katholisches Glaubensbekenntniß, unbescholtener Jungfrauen- oder Wittwenstand und daneben die Nachweisung eines gewissen Einkommens (im großen Hofe 110 Franken) erforderlich. Jeder Konvent hat eine Vorsteherin, welche von den übrigen Bewohnerinnen desselben aus den Schwestern des Hofes gewählt wird. Die Neuaufzunehmenden müssen eine Prüfungszeit von etwa zwei Jahren im Konvent bestehen. Nach sechsjährigem Aufenthalt jedoch steht es ihnen frei, in abgesonderte, innerhalb des Hofes stehende Häuschen zu ziehen, wo sie einen gesonderten Haushalt führen. Der Ruf der Beginen ist der beste. Obwohl sie durch kein unauflösliches Gelübde gebunden sind, so sehen sie es doch als einen Ruhm ihrer Genossenschaft an, daß die Rückkehr in die Welt zu den größten Seltenheiten gehört. Die Hauptbeschäftigung der Meisten besteht in Spitzenklöppeln.

## 12. Frankreich.

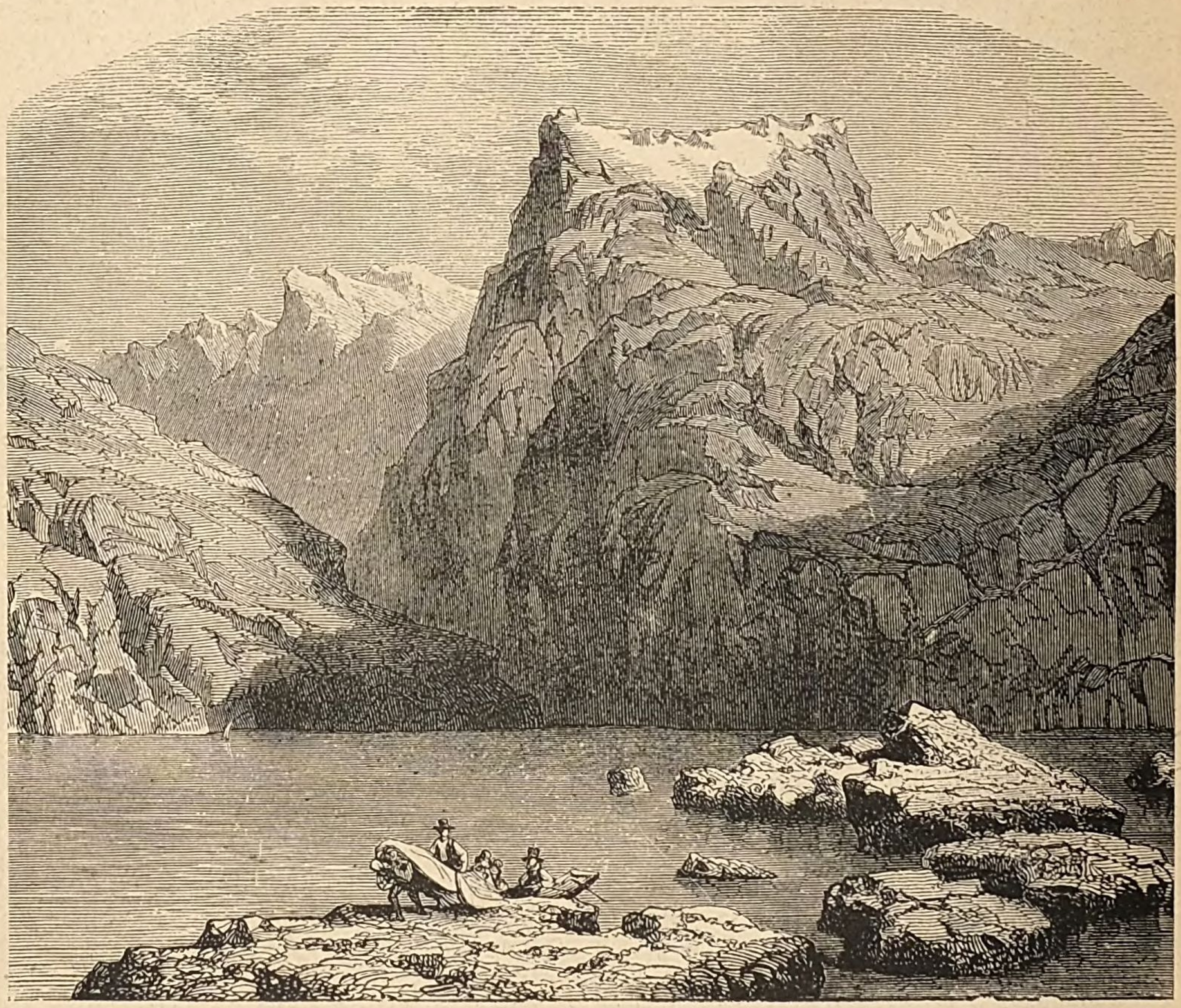
Der westlichste Theil des mittleren Europa; das Land der drei Meere, aber doch keine Halbinsel, obwohl der größere Theil seines Umfanges von Meeresfluthen bespült wird.*) Im Norden herrscht die Nordsee und der stürmische Kanal; im Westen der Atlantische Ocean; der Süden fällt zur Hälfte in den Bereich des Mittelmeeres, während die andere, westliche Hälfte durch den Wall der Pyrenäen begrenzt wird; im Osten hängt Frankreich mit dem europäischen Rumpfe zusammen und stößt an Belgien, Deutschland, an die Schweiz und an Italien. Seit 1870 ist Frankreich eine Republik; seine Größe beträgt, Corsika nicht inbegriffen, 527,542 qkm, die Zahl seiner Bewohner 38 Mill. Seelen.

Der 3000 km lange Küstenstrich ist sehr ungünstig gestaltet. Die stumpfe Halbinsel der Provence im Mittelmeer, die felsige Bretagne im Nordwesten und die nach Norden strebende Halbinsel der Normandie, Cotentin, sind die einzigen nennenswerthen Glieder, welche in die See hineinragen. Im Ganzen sind die Küsten flach und arm an Häfen. Der Dünenzug, welcher, auf der jütischen Halbinsel beginnend, Jütland, die Niederlande und Belgien umsäumt, findet auch an den französischen Küsten eine Fortsetzung und wird nur durch die Normandie und die Bretagne unterbrochen. Auf der ganzen nordwestlichen Küste giebt es keinen einzigen günstigen Hafen; der mächtige Kriegshafen von Cherbourg, auf der Halbinsel Cotentin, wurde mit ungeheuren Kosten auf künstlichem Wege geschaffen. Die Küste der Bretagne ist felsig und reich gegliedert, aber im Norden wegen Klippen und Untiefen gefährlich; erst im Westen und Süden finden sich vortreffliche Ankerplätze. Südlich von der Bretagne beginnen wieder die Dünen und ziehen der ganzen atlantischen Küste entlang. Im

*) Siehe Karte Europa.

Norden, zwischen der Loire und der Gironde, sind sie zwar durch Einbuchtungen zerbrochen; aber von der Gironde bis zur spanischen Grenze sind die Küsten eine trostlose Sumpf- und Sandlandschaft, in welcher die landeinwärts gelegenen Dünen sich zu einer Höhe von 87 m aufthürmen. Die westliche Hälfte der Mittelmeerküste ist flach und gefährlich, mit langgestreckten Nehrungen und dahinter liegenden Strandseen; der östliche Theil, die Küste der Provence, ist dagegen steil und hafenreich. Aus dieser minder günstigen Bildung der Küsten ist es zu erklären, daß Frankreich trotz seiner weit ausgedehnten Meeresstrande in Betreff der Schifffahrt weit hinter England zurückblieb.

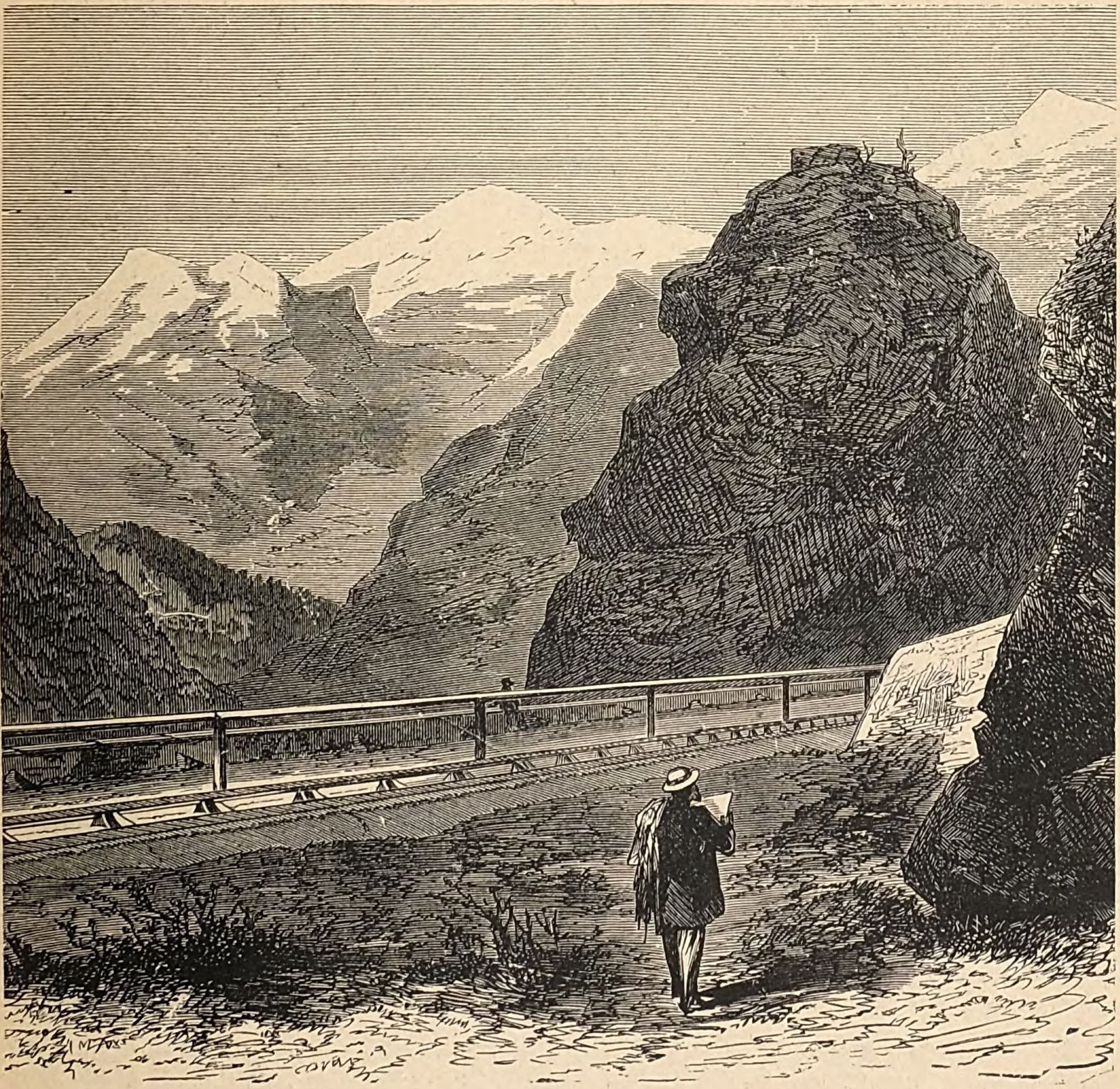
Wenn wir von der südwestlichen Ecke Frankreichs gegen Nordosten quer durch das Land eine Linie ziehen, so wird Frankreich in ein Hoch- und ein Tiefland geschieden. Fast alles Hochland thürmt sich in der südöstlichen Ecke auf, wogegen fast alles Tiefland der nordwestlichen Hälfte zufällt. Der Boden Frankreichs ist zwischen Berg- und Flachland beinahe vollständig getheilt. Das erstere nimmt 25 Mill., das letztere 28 Mill. Hektaren Landes ein. Es werden im Ganzen vier Bergländer gezählt: die Alpen im Südosten, die Pyrenäen im Südwesten, das französische Mittelgebirge in der Mitte des südlichen Frankreichs und endlich das weit im Nordwesten gelegene niedrige Bergland der Bretagne, welche durch drei Tiefländer: durch das Tiefland der Seine und Loire, der Garonne und der Rhône von einander geschieden werden.



**Montblanc.**

Mächtig ist der Antheil, welchen Frankreich an den Alpen besitzt. Vom Genfersee bis an die Gestade des Mittelmeeres und bis in die Rhôneebene hinein reichen die Gehänge

dieses erhabensten Hochgebirges unseres Kontinents; die Westalpen mit dem schnee- und eisbedeckten, 4810 m hohen Vater der Alpen, dem Montblanc, die Grajischen Alpen mit dem 3493 m hohen Mont Cenis, die Oisans-Gruppe mit dem Mont Pelvoux (4103 m), die Cottischen Alpen mit dem Monte Viso (3815 m), weiter südlich die Meeralpen, deren südlichste Ausläufer das kleine, unabhängige Fürstenthum Monaco (21 qkm, 13,304 Einwohner) einschließen. An die Meeralpen reihen sich im Westen und Südwesten die Kalkalpen der Dauphinée und der Provence mit ihren wasserarmen Bergplatten und tiefen, malerischen und quellenreichen Thälern. Im Südwesten bilden die in ostwestlicher Richtung verlaufenden Ketten der Pyrenäen die schwer übersteigbare Grenze zwischen Frankreich und Spanien. Die über das Hochgebirge führenden Pässe liegen mitunter über 2600 m, und so scheidet dieser Gebirgswall nicht nur Länder, sondern auch Völker. Die höchsten Gipfel, die wildesten Gebirgsthäler, die schrecklichsten Steinöden finden sich in Spanien; die mächtigsten Eisfelder, die dichtesten Waldungen, die reinsten Bäche in Frankreich. Auf französischem Boden führt den Reigen der in der Mitte des Gebirgszuges gelegene Pic de Vignemale (3290 m), an dessen schnee- und eisbedecktem Fuße die ausrodende Gewalt der Zeit großartige Cirkus-



Mont Cenis.

thäler schuf, aus deren Busen Hunderte von mineralischen Heilquellen entspringen. Die Quellen von Eaux-Bonnes, Eaux-Chaudes, Bagnères de Bigorre, Bagnères de Luchon, Saint-Sauveur u. a. Im Osten und Westen vom letztgenannten Riesen streben noch andere weit über die Schneeregion. Im Westen der Pic du Midi d'Ossau (2885 m); im Osten der Pic de Mauberme (2880 m), der von Montvallier (2839 m), der Pic de Montcalm (3080 m).

Das französische Mittelgebirge wird von den Alpen durch die Rhôneebene, von den Pyrenäen durch die schmale Einsenkung, durch welche der Canal du Midi das Mittelmeer mit der oberen Garonne verbindet, von den Gebirgen der Bretagne durch die Enge von Poitiers getrennt. Das Mittelgebirge fällt steil gegen die Rhône ab, hingegen in langsamen Stufen gegen Westen und bildet ein ausgedehntes, ursprünglich zusammenhängendes Plateau, welches aber durch Wasserfluthen in viele von einander nunmehr geschiedene Züge zerlegt wurde. Die Hochebene bildete ehedem einen mächtigen vulkanischen Herd, wo aus Hunderten von Kratern das unterirdische Feuer seinen Ausweg fand. Die in dem Tuffe des schon erloschenen Vulkans Denise, bei der Stadt Le Puy-en-Velay gefundenen Menschenskelette beweisen, daß der Mensch noch ein Zeuge der letzten Ausbrüche dieses Feuerberges war.

Den südlichen Theil des Mittelgebirges bilden die Cevennen, ein wildes, felsenreiches, von tiefen Thälern durchzogenes Gebirgsland, berüchtigt nicht nur durch den von ihm herabstürmenden Mistral, dessen frostiger Hauch die Fluren Südfrankreichs beständig bedroht, sondern auch durch die ihm von Westen vorgelagerten Causses, diese wasser- und baumlosen Kalksteinöden, die von 300—500 m tiefen Thälern durchfurcht, oft eine erschreckende Kahlheit zeigen. Im Norden reichen die Cevennen bis an die Berge von Viverais, an welche sich weiter nördlich die Berge von Forez, die von Lyonnais und Charolais schließen, die als nördliche Cevennen bezeichnet werden. Im Westen streichen die Berge von Velay und jenseits der Allier das Bergland der Auvergne. Auvergne ist die höchste Erhebung von Centralfrankreich, ein Land majestätischer, vulkanischer Kuppen, wo der Puy de Dôme 1465, der Mont Dore 1886, der weiter südlich gelegene Cantal 1858 Meter Höhe erreicht. Das Land ist arm und nur mit Heidekraut bewachsen. Von den nördlichen Cevennen scheidet der Canal du Centre die Berge von Morvan (900 m) und jene von der Côte d'Or, so genannt nach den goldenen Trauben, die den herrlichen Burgunderwein liefern. Die letztere Berglandschaft steht mit dem Kalkplateau von Langres (516 m) in Verbindung, welches dann im Nordwesten in die mageren Tafelflächen des Argonnenwaldes übergeht; an der belgischen Grenze folgen die Ardennen (504 m), deren Hochflächen theilweise noch mit Waldungen bestanden sind, den letzten Ueberresten der großen Ardennenforste des Alterthums, die als geheiligte Aufenthalte der Druiden galten. Vom Plateau von Langres führen in östlicher Richtung die Sichelberge (Monts Faucilles 743 m) zu den Vogesen, diesem deutschen Grenzgebirge, dessen gewölbte Granitkuppen bis zu mehr als 1400 m ansteigen. Das französische Mittelgebirge findet im Osten seinen Abschluß in den Ketten des Jura, welcher, im Norden an die Vogesen stoßend, seine höchsten Höhen am Genfersee (Colombier 1700 m, Reculet 1720 m) erreicht. Isolirt von den übrigen Bergländern steht die Bretagne. Ein durchaus granitischer Boden mit schrecklich zerrissenen felsigen Küsten; oft stundenbreite, fast aller Vegetation entbehrende Salzsümpfe in der ganzen Erstreckung der Uferlinie; ganz flache oder nur schwach wellige Steinwüsten im Innern ohne einen Bach, ohne eine Quelle, nur mit Ginster und Heidekraut bedeckt; bald wieder ungeheure Wälder, aber stundenlang kein Stück gepflügten Feldes: so ist das Bild, welches uns die Bretagne bietet. Ein wildes, düsteres Land, das trotz seiner geringen Erhebung über den Meeresspiegel den Charakter eines Gebirgslandes hat. Die höchsten Gipfel finden sich in den Bergen d'Arrées (391 m). Sehr frucht-

bar ist der nördlich von Brest gelegene 11 km breite Küstenstrich, daher der „Goldgürtel der Bretagne“ genannt.

Das französische Tiefland zerfällt in drei Theile, in die Gebiete der Hauptströme Frankreichs: in das Tiefland der Seine und Loire, in das Tiefland der Garonne und in das Tiefland der Rhône. Es ist kein eigentliches Flachland, sondern vielmehr ein Hügelland, reich an Abwechslungen aller Art. Das Becken der Seine und Loire ist „der Garten und die Kornkammer“ Frankreichs; die Gebiete beider Ströme werden durch ein niedriges Plateau getrennt, den Wald von Orleans, den letzten Rest jener ungeheuren Waldungen, welche einst dieses Gebiet bedeckten. Das gleichfalls fruchtbare Tiefland der Garonne wendet sich fächerartig dem Atlantischen Ocean zu, wo zwischen der Gironde und den Pyrenäen die fast 10,000 qkm umfassenden Wüsten der Landes sich erstrecken, ehedem ein Heim der Dünen und des Flugsandes, nunmehr aber theilweise mit Korkeichen und Strandkiefern bestanden. Die Rhôneebene wird von den Alpen und den Mittelgebirgen umschlossen; unterhalb der Einmündung der Isère erweitert sie sich trichterförmig und endet am Mittelmeer mit der im Rhônedelta gelegenen Insel Camargue. Die Ränder der Camargue tragen reiche Fruchtfelder, Wiesen und Obstgärten; das Innere aber ist ein ungeheures Sumpfland, auf dessen üppigen Weiden Rinder, Schafe und halbwilde Pferde sich herumtummeln.



Aus dem Rôhnethal.

Der Hauptströme Frankreichs haben wir schon gedacht. Der größte unter allen ist die 1040 km lange Loire. Die Vertheilung der fließenden Gewässer ist äußerst günstig; nach allen Richtungen hin durchkreuzen sie das Land

und bilden, durch zahlreiche Kanäle verbunden, ein großartiges Netz von Wasserstraßen.

Nicht besonders reich ist Frankreich an mineralischen Schätzen. Der wichtigste Bergbau ist der auf Eisen. Dem Reichthum der Eisenbergwerke steht aber der Nachtheil gegenüber, daß die Punkte, wo Eisenerz gewonnen wird, von den Orten, wo sich der nöthige Brennstoff vorfindet, weit entfernt sind. Steinkohle findet sich in den Ardennen und in der Umgebung von Lyon, aber bei weitem nicht im Maße, wie in England. Der größere Theil des Volkes obliegt dem Landbau, dessen wichtigster Zweig der Weinbau ist, der bedeutendste auf der ganzen Erde. Es werden drei große Weinregionen unterschieden: die Côte d'Or, das Heim der Burgunderweine; die Ufer der Garonne, das Land der Bordeauxweine; die Champagne, deren öder Kreideboden (Champagne pouilleuse) die berühmten Schaumweine liefert. Der Süden erzeugt Südfrüchte und Oliven; außerdem ist noch hier die Kultur des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenraupe von großer Bedeutung.



Briefträger in den Landes.

Nebst England ist Frankreich der größte Industriestaat der Erde; ja, was Kunst und Geschmack anbelangt, steht die französische Industrie unübertroffen da. Im Allgemeinen kann man drei Hauptgebiete der Großindustrie unterscheiden. Der Norden des Landes liefert Leinen-, Baumwoll- und Schafwollfabrikate; Paris und die Umgebung führen den Ton in Toilette- und Modewaren und Schmucksachen; Lyon und St. Etienne zeichnen sich in Seiden- und Metallwaren aus. Etwa 35 Prozent der Bevölkerung befaßt sich mit den verschiedenen Zweigen der Industrie.

Corsika, seit 1769 zu Frankreich gehörend, liegt im Mittelmeer in 185 km Entfernung von seinem Hauptlande (Antibes). Die ganze, 8866 qkm große Insel besteht aus einer einzigen Bergmasse, deren höchste Gipfel, nackte Granitfelsen, der Monte Cinto (2710 m), Monte Rotondo (2625 m), fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Flaches Land findet sich nur an der östlichen Küste; diese ist einförmig, die westliche dagegen stark zerrissen. In die inneren Gebirgsmassen sind tiefe Thäler eingeschnitten, in denen rauschende Wildbäche tosen. Der Boden Corsikas ist äußerst fruchtbar; fast alles gedeiht ohne Pflege. Die Zahl der Bevölkerung beträgt 278,500 Seelen.

# 13. Die Bevölkerung Frankreichs.

Wenn die Höhlen Frankreichs an der Somme, an der Loire, Saône, die in der Auvergne, die an der oberen Garonne reden könnten, so würden sie uns Manches erzählen von jener Bevölkerung, die in unbekannten Urzeiten den Boden des heutigen Frankreichs innehatte. Feuchte Tropfsteinhöhlen und Schluchten dienten jenen Leuten als Wohnort; längst ausgestorbene Urthiere, der Höhlenbär, die Höhlenhyäne, das Renthier, der Wisent und das Mammuth waren ihre Zeitgenossen. Mit Stein und Knochen bewaffnet stellte der Urmensch seiner Beute nach und führte seinen Krieg gegen verfeindete Stämme. Mittelhohe Gestalten und wirkliche Riesen, lang- und kurzköpfige Rassen scheinen mit und durch einander gewohnt zu haben. Wer sie waren, woher sie kamen, wohin sie verschwanden, ist unbekannt.

Noch vor fünfzig Jahren war man der Meinung, daß die Gallen die ersten Bewohner des französischen Bodens waren. Seitdem aber haben die vergleichende Sprachwissenschaft und Ethnologie den Beweis geliefert, daß die heutige Bevölkerung Frankreichs als ein Konglomerat, ein Gemisch sehr verschiedener Völker anzusehen ist, an welchem nebst den Gallen noch andere ethnische Elemente einen großen Antheil haben. Den Süden Frankreichs hatten seit den Urzeiten zwei Völker unbekannten Ursprungs inne. Im Südwesten saßen die Iberer, die sich bis zur Garonne erstreckten. Einen Rest dieses Volkes bilden die Basken, wie dies Humboldt aus philologischen Gründen erwiesen hat. Im Südosten saßen die Ligurer. Alles Land zwischen den Alpen, dem Mittelmeer und Ocean hatte dieses Volk inne, im Norden reichte es über die Loire, wie dies der Name dieses Flusses genügend beweist (Lugair, Loire). Beide Völker waren von kleiner Statur und brauner Hautfarbe. Im Norden wohnten seit den ältesten Zeiten die Kelten, oder Galaten, oder Gallen. Diese bilden einen Zweig der arischen Völkerfamilie und zerfallen in zwei Gruppen, von denen die Gaëlen im Westen zwischen der Seine und Garonne, die Kymri (Cimbri der Römer) im Norden und Osten sich ausbreiteten. Die Gallen werden als hohe, blonde Leute mit weißer Hautfarbe und kastanienfarbenen Haaren geschildert. Ihrem Charakter nach waren sie ein eitles, reizbares, hadersüchtiges, in ihrem Denken und Handeln ein unbeständiges Volk, welches den Schwertern der römischen Legionen bald erlag, die unter Cäsars Leitung (58—50 v. Chr.) von Südosten her in das Land drangen. Durch die römische Eroberung verloren die Gallier rasch ihre Nationalität, sie verloren auch ihre Sprache, so daß im 2. Jahrhundert n. Chr. im gallischen Lande fast überall römisch gesprochen wurde. Zu gleicher Zeit mit dem Eindringen der Römer vollzog sich im Nordosten noch eine Völkerwanderung, die der Germanen. Die ersten Germanen auf gallischem Boden waren die Scharen der Markomannen, die unter Ariovist, 72 v. Chr., am Mittelrhein sich niederließen; diesen folgten andere Stämme, in der Mitte des 3. Jahrhunderts die Franken, die erst im 4. Jahrhundert festen Fuß faßten. Die Franken wurden aber binnen Kurzem völlig romanisirt und sind zu Ende des 8. Jahrhunderts in die Gallier aufgegangen. Den Schluß des germanischen Stromes bilden die Normannen, die 911 die Normandie besetzten. Das sind die Hauptelemente, aus denen das heutige Franzosenthum hervorgegangen ist. Diesen gesellen sich noch einige minder einflußreiche Völkerbruchstücke. Schon im 9. Jahrhundert v. Chr. gründeten die Phönicier zahlreiche Niederlassungen an den Küsten des Mittelmeeres; diesen folgten im 6. Jahrhundert v. Chr. griechische Phokäer; im 7. Jahrhundert n. Chr. Araber, die den ganzen Süden überflutheten.

Alle diese ethnischen Elemente haben zur Ausbildung der heutigen Bevölkerung Frankreichs beigetragen. Und so ist es auch nicht zu hoffen, einen einheitlichen körperlichen Typus für die Franzosen feststellen zu können. „Ein Deutscher," sagt Boisjoslin, „gleicht mehr einem Deutschen, als ein Franzose einem Franzosen; in einer deutschen Stadt kann man Tausende finden, die als Ebenbilder gelten können; in einer französischen Stadt trifft man viel wenigere, die einander gleichen. Die Schädelform, die Hautfarbe, die Körpergestalt sprechen für Mischungen von verschiedenster Art." Im Süden herrscht der kleine, braune, dunkelhaarige Typus vor (Iberer, Ligurer), im Norden der hohe, blonde. Eine Linie von Cherbourg bis zur Quelle der Saône im Jura gezogen, bezeichnet die Grenze des germanischen Frankreichs, und zwar ist in der Normandie der englische, in den nördlichen Departements (Nord, Pas-de-Calais, Somme) der vlämische, in der Picardie und in Lothringien der fränkische Typus vorherrschend. Boisjoslin versichert, in den Landes noch heute wirkliche arabische Typen sehen zu können. Im Gebiet zwischen der Seine und Loire, wo sich sämmtliche Elemente trafen und kreuzten, finden wir die einheitlichste Bevölkerung, in welcher nicht nur die typischen Gegensätze des Aeußeren sich verwischten, sondern auch die geistigen Vorzüge der verschiedenen Elemente sich vereinigten, der bedachtsame Ernst des nordischen Germanen, der heitere Humor und Witz des Provençalen.

Keine Einheitlichkeit im körperlichen Typus, aber auch keine Einheitlichkeit in der Sprache. Das Romanische hat sich in zwei Richtungen, zu zwei verschiedenen Sprachen entwickelt. Im Norden herrscht das eigentlich Französische, „langue d'oil" oder „langue d'oui", im Süden das Provençalische, „langue d'oc"; das erste zählt 23 Mill., das letzte 15 Mill. Anhänger. Dieser Sprachenunterschied beruht nicht nur auf der Verschiedenheit der romanisirten Völker, im Norden Gallier, im Süden Ligurer, sondern auch auf dem Umstand, daß der Süden anderthalb Jahrhunderte früher von den Römern erobert und romanisirt wurde. Das Provençalische hatte im Mittelalter eine überaus reiche Literatur; im Mittelalter gab es nur zwei Weltsprachen: Latein und Provençalisch. Alle Literaturen schöpften aus provençalischer Quelle; auch die Minnesänger sind nur den Troubadours nachgemacht. Allein durch die politische Herrschaft des Nordens erhielt die l a n g u e d'o u i das Uebergewicht, und die Sprache des Südens ist zum Bauerndialekt herabgesunken. Erst in neuester Zeit, seit 1854, wurde die alte, ruhmvolle Sprache des Südens wieder in ihre Rechte versetzt. Die neuprovençalische Schriftsprache zählt schon viele Tausende von Werken, ihr jährlich erscheinender Almanach zählt 10,000 Abonnenten, und die Geschäftssprache der vormals „französischen" Akademien von Aix, Marseille und Toulouse ist provençalisch geworden. Von den nicht romanischen Sprachen wird das Vlämische in Flandern, das Keltische in der Bretagne, das Euscaldun von den Basken gesprochen.

Vorzüglich ist die Schilderung, welche uns die Alten von den Galliern bieten. Der allgemeinste Zug im Charakter der Gallen ist, nach Strabo, ihre Reizbarkeit und ihre Fertigkeit zum Kampfe. Wenn man sie reizt, so ziehen sie gleich dem Feinde entgegen, ohne über das Weitere sich zu bekümmern. Sobald man will, kann man sie durch List zum Kampfe verleiten. Im Kriege entbehren sie aller Vorsicht und werden gewöhnlich überrascht. Der erste Eindruck ist bei den Galliern entscheidend, aber ihre Entschlüsse haben keine Beständigkeit; rasch angefangen und rasch losgelassen. Häufig lassen sie sich in nützlichen Dingen ohne Mühe leiten und haben Empfänglichkeit für Kultur und Unterricht (Strabo). Sie hatten einen großen Nachahmungstrieb in Künsten, kleideten sich gern glänzend und färbten, wie Plinius berichtet, ihre Haare mit Kalkwasser und Fett. Sie waren voll Eitelkeit und Prahlerei und hielten sich für vorzüglicher als alles, was sie kannten. Insbesondere wird durch Cato den Aelteren und Strabo ihre große Redefertigkeit betont. In ihren Versammlungen lieferten sie wirkliche Redeschlachten, und man war häufig

gezwungen, die Störer durch Strafe zum Stillschweigen zu bringen. Andererseits waren sie aber voll blinder Zuversicht gegen Freunde, edelmüthig, von unbedächtiger Gewogenheit vom ersten Blicke an und nach Strabo immer bereit, zu vertheidigen den Bedrückten.

Diese Charakteristik ist im Großen und Ganzen noch heute zutreffend. Der Franzose hat den Charakter der alten Gallier geerbt; nur wurde er durch Zeit und Kultur verfeinert. Er ist ein Sohn der „grande nation“, die nach Ruhm strebt und vom Ruhm lebt. Außer dem Franzosenthum ist ihm alles nur ein Ding zweiten Ranges; fremde Länder interessiren ihn nicht, er kennt sie nicht oder nur äußerst oberflächlich. Kein Volk fühlt sich in der Fremde so unbehaglich, wie die Franzosen. Der sehnlichste Wunsch eines Franzosen in fernen Landen ist, sobald wie möglich mit dem Ersparten in seine geliebte Heimath zurückzukehren, um dort zu genießen. Nicht leicht wird ein Vater seine Töchter, selbst um die reichste Partie, außer Landes heirathen lassen; daß aber gar ein Mädchen in die Weite gehe, um sich selbst ihr Brot zu verdienen, wie das in England und Deutschland häufig geschieht, wird keine achtbare Familie leicht zugeben. Auch dürfen die Söhne keinenfalls auswandern; sie sollen womöglich in der Vaterstadt bleiben und ihres Vaters Geschäft weiterführen. Aus diesem Grunde eignet sich die französische Nation gar nicht dazu, außer Landes zu herrschen oder zu kolonisiren.

In geistiger Beziehung zeichnet sich der Franzose durch Raschheit und Lebendigkeit der Auffassung auf. Er begreift schnell und gut. Und wo ihm dies fehlt, kommt ihm ein gewisser Scharfsinn zu Hülfe. Der Franzose hat Sinn für Wissenschaft und Kunst, aber nur insofern diese praktischen Zwecken dienen. An und für sich haben Kunst und Wissenschaft nichts Anziehendes für ihn; ein Gelehrter gilt ihm als das langweiligste Wesen auf der Welt. Der Franzose bewundert die Produkte der Kunst, werthvolle Statuen, großartige Gemälde und prachtvolle Palais, unterstützt aber den Künstler nicht. Daher hat Frankreich eine Kunstindustrie, aber keine Kunst; auch sind die Wissenschaften, wie sich Louis Figuier beklagt, im Rückgange in der Heimath eines Lavoisier, Laplace und Cuvier.

Sprichwörtlich ist die Geselligkeit der Franzosen. Während der Engländer überall verschlossen und zugeknöpft erscheint, ist dem Franzosen nichts schrecklicher, als die Einsamkeit; er will sehen und gesehen werden, genießen und genossen werden. Hierzu hat ihn die Natur mit Witz, glücklicher Leichtigkeit im Umgang, liebenswürdiger Feinheit und Gewandtheit ausgestattet und mit einer Sprache, deren raffinirte Vollkommenheit ihn befähigt, alles auszudrücken und alles zu verdecken. Kein Volk versteht es in gleichem Maße, eigene oder fremde Gedanken in die knappsten, klarsten Formen zu prägen; und kein Volk weiß seine Mängel und Fehler unter den liebenswürdigsten Formen des Umgangs so zu verstecken, als das französische. Der Franzose kennt nichts Schlimmeres als die Qualen, die man seiner Geduld bereitet. Ihn langweilen, ist das Aergste, was man ihm thun kann. Wer den Franzosen gähnen macht, ist sein Feind, dem gegenüber er keine Großmuth kennt. Grob ist aber der Franzose nie; dies erlaubt ihm seine Sprache nicht. In den Arsenalen der französischen Sprache giebt's nur feingeschliffene Klingen und scharf zugespitzte Lanzen. Sie können nur geistreich plänkeln, aber keine Schlachten liefern. Wenn sich Franzosen zanken, so kochen sie auf und ein, wie ein Topf Salzwasser; je mehr Zorn sie verdunsten, desto mehr Salz lagern sie ab. Am empfindlichsten ist der Franzose für das Lächerliche; Unglück und Schmerz sind ihm nichts gegen Spott.

Und doch ist die französische Geselligkeit nicht angenehm, denn Eitelkeit bildet ihren bewegenden Nerv. Durch Geist, Witz, Schönheit glänzen, sagt Ernst Barke, ist die Hauptsache; man hört das an der pointirten Redeweise, an den wohlpräparirten, geistreichen Wendungen, an der gewählten Ausdrucksform; in Kleidung, Haltung, bis auf die Bewegung der Hände, überall sieht man, daß es auf Effekt abgesehen ist. Die Eitelkeit macht diese über-

trieben höflichen Leute nicht selten unhöflich; um nämlich ihre Vorzüge geltend zu machen, suchen sie ihren Nebenbuhler in den Schatten zu stellen, oder sie glänzen auf Unkosten irgend eines weniger geschickten oder weniger eitlen Gliedes der Gesellschaft. Anstatt der Harmonie, des freundlichen und wohlwollenden Mitwirkens Aller zur Unterhaltung und Erheiterung Aller, wird die Gesellschaft häufig der Tummelplatz egoistischer Motive, wo das eigene Ich in Vordergrund tritt und alles Uebrige zu verdrängen sucht. Selbst die vielgerühmte Ritterlichkeit des Franzosen ruht auf dem Grunde der Eitelkeit. Gern nimmt er sich des Schwachen an, doch ist's ihm lieb, dabei gesehen zu werden; er bedarf der Zeugen, die seiner edlen Gesinnung rühmend gedenken.

Nicht anders verhält es sich mit der Religion. Eitler Wahn und Schein sind auch hier maßgebend. Obwohl 98 Prozent der Bevölkerung wenigstens dem Namen nach Katholiken sind, bekennt sich doch die Mehrzahl der gebildeten Franzosen, wie Hillebrand in seinen geistreichen Schilderungen berichtet, im Grunde zur Religion Voltaires; ein persönlicher Gott, eine persönliche Fortdauer nach dem Tode; dabei begnügen sie sich. Nicht so nach Außen. Wie kein in der Gesellschaft lebender Franzose sich mit der bürgerlichen Trauung würde begnügen wollen, so kommt es auch nicht vor, daß die Kinder ohne Kommunion und Konfirmation erzogen, daß die Sterbenden ohne das Sakrament gelassen, daß die Verstorbenen, auch wenn sie Pfaffenfeinde gewesen, ohne Priesterbegleitung zu Grabe getragen würden. Ja, in den meisten Familien wird sogar Freitags gefastet, wäre es auch nur, „pour donner l'exemple aux gens!“

Der Franzose ist arbeitsam. Nirgends, sagt Hillebrand, wird mehr gearbeitet, als in Frankreich, zumal in einem gewissen Alter. Unglaublich ist, was alles der junge Franzose in vier bis fünf Jahren lernt und wie er Tage und Nächte über seinen Büchern zu sitzen weiß, wenn es gilt, einen Zweck, eine Stelle, einen Orden, einen Namen zu erreichen. Immer aber ist es ein zeitliches Gut, das der Franzose mit seiner Arbeit zu erringen sucht. Hat er das Gewünschte erlangt, dann wird's auf einmal still. Ein hervorragender Zug des Franzosen ist auch die Ordnungsliebe; sein Haus, seine Wohnung sind immer trefflich gehalten. Kein Franzose wird gern falschen Schmuck oder nur leichtes Gold tragen. Der Franzose ist kein Verschwender, aber er ist auch nicht generös. Gefällig und dienstfertig scheut er keine Mühe, um dem Freunde nützlich zu sein; die Stränge der Börse aber hält er ängstlich zusammengezogen. Subscriptionen zu wohlthätigen Zwecken von 1000 Pfund Sterling, wie man sie in England zu jeder Gelegenheit sieht, ist geradezu unerhört. Nur wenn sich's um den Staat handelt, ist er leichtsinnig und verschwenderisch; in seinen persönlichen Verhältnissen dagegen immer sparsam, vorsichtig und besonnen. Während in Deutschland und England der bei weitem größte Theil des Mittelstandes von der Hand in den Mund lebt, giebt der Franzose desselben Standes sein Einkommen nie ganz aus. Ebenso hält's der Franzose mit dem Essen. Seine Mäßigkeit ist sprichwörtlich geworden; seine Tafel ist höchst einfach, aber sie ist ausgesucht. Diesen Lichtseiten paaren sich zwei sehr tief eingreifende Schattenseiten, die Sinnlichkeit und der Hang zum Trunke. Der Franzose ist im höchsten Grade sinnlich; wenn er „sich amüsirt“, machen weder Vater noch Mutter ihm ein Verbrechen daraus. Nach Comte A. de Gasparin herrscht der „goût de vice“; Theater und Bücher sind mit ihm erfüllt; ohne ihn würden die ersteren keine Zuschauer, die letzteren keine Leser haben. Der Trunk hat auf eine sehr bedenkliche Weise um sich gegriffen und tritt in einer Form auf, die ihn noch gefährlicher erscheinen läßt, der Form der einsamen Betäubung. Absynthe und Alkohol arbeiten mit vereinten Kräften am Rückgange der französischen Rasse. Die Zahl der Betrunkenen nimmt von Jahr zu Jahr zu und zwar nicht nur unter den Männern, sondern auch unter den Frauen. Nach Paul Cère entfällt auf je vier betrunkene Männer eine Frau.

Im Hause ist der Franzose, namentlich

der Pariser, wie überhaupt der Städter, fast unnahbar; er erschrickt über jeden Fremden. Er ist wohl gastfrei, gastfreier im Durchschnitt als der Deutsche, nur will er gern Herr bleiben über sein Haus. Uneingeladen wird kein Hausfreund, sei es der älteste, es wagen, sich an einem Familientische niederzulassen. Sehr unlieb ist es ihm, wenn der Nichtangehörige in sein tägliches Leben hineinblickt. Nicht gern wird er, so beschränkt auch seine Mittel sein mögen, fremde Knaben oder Mädchen gegen Geld in sein Haus aufnehmen, wie der deutsche Pfarrer oder Gymnasiallehrer es so oft thut.

Ebenbürtig dem Manne ist die französische Frau. „Keckes Wesen," sagt Comte Gasparin, „hochlaute Redeweise, männliches Benehmen, auffallende Bekleidung lassen unsere Frauen überall erkennen und beurtheilen." Die Französin ist selten majestätisch schön; ihre Gesichtszüge sind selten regelmäßig, aber ausdrucksvoll im höchsten Grade und wunderbar geeignet, alle Nüancen des Gefühls auszuprägen. Ihr Lachen geht in die Fluth der Thränen über, ihre Liebelei in Bitte und Befehl. Im Allgemeinen mittelgroß, ist sie körperlich wohlproportionirt, anmuthig und fein. Kokett von Natur, versteht sie es mit erstaunenswerther Kunst alles, was an ihr Schönes ist, hervortreten zu lassen; sie hat alle ihre Stellungen, Bewegungen gründlich durchdacht; sie ist ein furchtbar ausgerüsteter, wachsamer und schlauer Krieger. Nirgends kennt die Frauenwelt so sehr wie in Frankreich, das Geheimniß, sich zu bekleiden und alle Mängel der Natur durch Kunst zu ersetzen. Die Französin hat das Bedürfniß zu gefallen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und sie hat auch Verstand dazu. Sie ist eine geborene Gesprächskünstlerin; sie besitzt nicht allein die natürliche Wohlberedenheit, sondern auch eine Freiheit und Unbefangenheit des Ausdruckes, die ihr die Berührung keines Gegenstandes verbietet. Wo eine Deutsche oder Engländerin hundert Umschweife anwendet und zwanzig Mal erröthet, spricht eine junge Französin mit einer Leichtigkeit, die fast Staunen erregt.

Die Frau besitzt die herrschende Rolle in der französischen Gesellschaft, und sie verdient in der That, sagt Hillebrand, zu regieren; denn sie ist sittlich und geistig dem Manne überlegen. Die Ordnung, die Sparsamkeit, der Familiensinn sind bei ihr ausgeprägter, als beim Manne. Kalt, berechnend, ist sie vielleicht auch weniger gewissenhaft, sieht den Vortheil der Familie mit sicherem Blick und weiß ihn energischer zu verfolgen. Es giebt keine trefflicheren Haushälterinnen, als die Französinnen, die, ohne mit der Haushalterei zu prahlen, den Hausstand mit umsichtiger und fester Hand zu leiten wissen. Die Frau der mittleren Stände ist fleißig, wohlthätig, praktisch und treu. Ihr rechtes Urtheil, ihr Takt, ihre Umsichtigkeit und die scharfe Auffassung der Umstände sind ein mächtiger Hebel in Geschäftsangelegenheiten. Die Wohlhabenheit des Bürgerstandes, welcher in Frankreich so sehr gedeiht, wäre ohne die Hülfe der überall werkthätig eingreifenden Frau unmöglich.

Gewöhnlich wird der Grad der französischen Sittlichkeit nach Paris bemessen, diesem modernen Babylon, wo sich selbst ein Franzose, Proudhon, über die allgemeine Verwilderung der Sitten beklagt. Nun aber ist Paris noch nicht Frankreich. Wahr ist es allerdings, daß der Franzose zu allerlei Ausschweifungen mehr geneigt ist, als der Deutsche, daß sehr viele Ehen in Frankreich nur ein äußeres Vertragsverhältniß, ein reines Geschäft sind, daß in den höheren Schichten der Gesellschaft die Frau nur als überflüssiger Luxus gilt und die Ehen abnehmen; aber in der Provinz ist das häusliche Leben, Heirath und Ehrbarkeit noch immer Mode geblieben. Hat der Franzose den Taumel der Jugendjahre durchgemacht, ist er nahe an dreißig gekommen, so denkt er an die Heirath und wird dann gewöhnlich ein guter, sittsamer Familienvater. In der Ehe ist getrenntes Eigenthum die Regel, wenn schon zuweilen, besonders im Norden, Gütergemeinschaft vorkommt. In den Mittelständen ist das Familienleben durchschnittlich ein herzliches, beinahe inniges. Nicht so in den höchsten Ständen, wo vielfach eine vollständige Unabhängigkeit der Ehegatten herrscht, noch weniger im Arbeiter-

stande, wo das uneheliche Zusammenleben überhand nimmt. Der Franzose verehelicht sich immer standesgemäß; nur ungern heirathet er über seinen Stand und äußerst selten unter ihm. Denn es ist zu bemerken, daß in diesem Lande der „égalité", wo durch die Staatsumwälzungen die Stände früherer Jahrhunderte durchaus erloschen sind, die Absonderung der Klassen schärfer besteht, als in irgend einem anderen Lande. Die „Gesellschaft" wird durch den Adel, Reichthum und Intelligenz ausgemacht; Kaufleute mit Detailgeschäft, Handwerker, Arbeiter, Bauern bilden die geringere Klasse, die durch eine unüberspringbare Kluft von der ersten geschieden ist.

Die Zahl der Kinder ist gering; gewöhnlich zwei bis drei, nur französisch Flandern, wo mehr niederländische Sitten herrschen, macht hierin eine Ausnahme. Die Zärtlichkeit der Eltern zu den Kindern übersteigt weit die Grenzen der besonnenen Liebe. Jede Laune wird befriedigt, jedes Wort, jede Bewegung bewundert. Die Kleinen werden schon in ihren zarten Jahren in die Weisen und Manieren der Großen eingeführt; sie bewegen und benehmen sich wie Erwachsene, erreichen eine ihrem Alter widersprechende Frühreife, die mehr betrübt, als ergötzt. Mit zehn Jahren kommt der Knabe ins Collège, etwas älter das Mädchen in die Pension. Kehrt dann das Mädchen nach einigen Jahren in das väterliche Haus zurück, so führt es auch weiterhin ein streng abgeschlossenes Leben. Der tägliche, gesellige Verkehr zwischen Mädchen und Jünglingen, wie er in Deutschland und mehr noch in England üblich ist, wird in Frankreich nicht gestattet. Gemeinsames Spielen, Schlittschuhlaufen, Landpartieen kommen überhaupt vergleichsweise selten vor. Ein junges Pariser Mädchen kommt vor dem Tage seiner Vermählung selten in das Theater und sieht fast nie einen Ball; man wacht ängstlich über seinen Umgang und seine Lektüre, und selbst den Salon des Hauses darf es erst bei eintretender Reife an den Empfangstagen betreten.

Die geringe Zahl der Kinder, die, wie Lagneau sagt, aus dem Prinzip der elterlichen Fürsorge entspringt, den Kindern eine gute materielle Existenz zu sichern, verbunden mit der Abnahme der Ehen und der großen Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren, führt uns zur Erkenntniß einer Thatsache, die wirklich verhängnißvoll die französische Nation bedrückt. Während alle Völker Europas an Kopfzahl rasch zunehmen, ist die französische Nation in starker Abnahme begriffen. Vor hundert Jahren zählte Rußland 28 Mill., Deutschland 20 Mill., England 15 Mill., Frankreich 25 Mill. Seelen; heute besitzt Rußland 96 Mill., Deutschland 49 Mill., England 35 Mill., Frankreich kaum 38 Mill. Bewohner. Von 1872 bis 1877 wurde in 20, laut der letzten Volkszählung (1891) in 55 Departements eine Abnahme der Bevölkerung festgestellt. Die statistischen Angaben beweisen unerbittlich, daß die Eheschließungen von Jahr zu Jahr abnehmen. Im Jahre 1869 wurden 315,413, im Jahre 1875 300,427, im Jahre 1880 279,848, im Jahre 1890 nur 269,332 Ehen geschlossen. Auf 10,000 Seelen entfielen in den Jahren 1770 bis 1780 380, in den Jahren 1881—1889 nur 240 Geburten. Die Zahl der Neugeburten beträgt in Deutschland jährlich 1,900,000, in Frankreich kaum 850,000. (Marquis Nadaillac. Correspondant. Février. 1892). Außer der erwähnten elterlichen Fürsorge und der Abnahme der Ehen ist als weitere Ursache der Verminderung der Bevölkerung, namentlich der Sterblichkeit, zu verzeichnen das unnatürliche, künstliche Stillen der Kleinen, die ungünstige Behandlung der Säuglinge in fremder Ammenschaft. In den Departements Calvados und Eure kommen 78, in Seine-Inférieure 87, in Loire-Inférieure sogar 90 Sterbefälle auf 100 Kinder unter einem Jahr. „Ich zweifle," sagt Le Bon, „daß man in China, wo die überzähligen Kinder mit ruhigem Gemüthe getödtet werden, den Mord der Neugeborenen so schwunghaft betreiben würde, wie in manchen Gemeinden des civilisirten Frankreichs." Diese traurige Thatsache ist von tiefster Bedeutung. Sie weist nicht nur auf das Schwinden

des moralischen Sinnes hin, sondern, nimmt sie den Charakter des Beständigen an, so werden in einem halben Jahrhundert die Reihen der französischen Nation sehr gelichtet sein. „Unsere Nation," sagt Louis Figuier, „wird des Todes der Schwäche sterben."

Werfen wir noch einen Blick auf die Landbevölkerung. Im Allgemeinen steht das Volk auf einer sehr niedrigen Stufe der geistigen Kultur. Nach Figuier ist mehr als die Hälfte der Frauen und sicher ein Drittel der Männer des Lesens und Schreibens unkundig. Der französische Bauer fühlt kein Bedürfniß zum Lesen; er erachtet jede Zeit, welche auf das Lesen verwendet wird, für völlig verloren. Ja, es gilt ihm seine Unwissenheit für einen Ehrenpunkt, und die verabschiedeten Soldaten, sagt Gobineau, welche in den Militärschulen etwas Unterricht genossen, lassen es in manchen Theilen Frankreichs nicht einmal merken, daß sie Lesen und Schreiben gelernt haben. Aber auch in anderer Beziehung besteht eine gähnende Kluft zwischen dem Städte- und Landbewohner. Während der Städter in Wohnung, Kleidung, wie auch in Sitten die Früchte seiner übertriebenen Kultur genießt, steckt der Bauer in den entlegenen Provinzen in Elend, Schmutz und Roheit. In der Auvergne, in Morvan, in den felsigen Abhängen der Alpen der Dauphinée, in der Bretagne, in den Landes könnte man streitig machen, ob man sich auf dem Boden des civilisirten Frankreichs befindet. Der häßliche Auvergnate ist zwar treu, brav und fleißig, aber nur zu niederen Verrichtungen, zum Lasttragen, zu gewöhnlichen Diensten fähig. In seiner Hütte vertritt geöltes Papier die Stelle der Fensterscheiben und die blanke Erde dient ihm als Fußboden. Seine ganze Einrichtung beschränkt sich auf ein paar Holzstühle, einen Tisch und eine von den Mäusen zernagte Truhe. Sein knarrender Holzkarren, dessen Räder keinen Eisenbeschlag haben, sein räderloser Pflug, der kaum den Boden aufritzt, scheint noch ein Ueberbleibsel der Urzeiten zu sein. Die Häuser der Morvaner sind gleich elend und obendrein noch vom Schmutze strotzend, da häufig das Vieh denselben Raum mit den Menschen bewohnt. Aeußerst groß ist die Armuth dieser Leute; sie nähren sich mit Kartoffeln und Buchweizenbrot und haben Karren, deren Räder, wie in der Auvergne, nur durch Holzbänder zusammengehalten werden. Die Bewohner der gebirgigen Dauphinée könnte man nach ihrer Bekleidung die Troglodyten der Gegenwart nennen. Männer und Frauen kleiden sich in Schaffelle, die getrocknet und mit Salz eingerieben werden. Die Arme tragen sie nackt, und beide Geschlechter unterscheiden sich bloß dadurch, daß die Männer Hosen von grobem Stoff, die Weiber eine Art von Unterrock tragen, der nur bis zum Knie reicht. Der Bretone, dieser echte Keltensohn, in dessen Adern noch immer reines, keltisches Blut wallt, der seiner Ursprache noch immer mächtig ist, dem der Franzose als „ein Fremder" gilt, der, wenn er in eine benachbarte Provinz geht, zu sagen pflegt: „Ich reise nach Frankreich," ist seit Jahrtausenden sich ähnlich geblieben. Klein und mager, mit dunklen, häßlichen Augen, meist schwarzen Haaren, ist er rauh und wenig mittheilend. Seine zwischen Gebüsch versteckten Hütten, aus Lehm oder Granit erbaut und mit Stroh bedeckt, sind um so mehr unrein, je weiter man nach Nordwesten kommt. Es ist für Jedermann, der nicht der Sprache kundig ist, gerathen, nicht in dieses Gebirgsland zu kommen; denn er wird leicht für einen Feind gehalten und als solcher behandelt. Es ist hier ein uraltes Volk, das sich seit undenklichen Zeiten gar nicht verändert hat. Die Art, sagt Rütimeyer, wie die Aehren des Korns, nicht der Halm, mit der Sichel abgeschnitten und dann in kleine Würfel zusammengebunden werden, ruft bis in kleine Details jene Erntebilder aus Aegypten in Erinnerung, wie sie noch in alten Skulpturen erhalten sind. Die Lanusquets oder Landescots, die Bewohner der Landes, sind schwächliche Leute, von kleiner Statur, gelblicher Hautfarbe, eine Folge der häufigen Wechselfieber und des starken Trinkens. Sie sind gutmüthig, aber äußerst wenig gebildet, verschlossen und haben einen Abscheu vor Fremden, vor denen sie sich schleunigst verstecken. Die Bauern sind meist Hirten

oder Harzsammler. Die Hirten bringen den ganzen Sommer auf dem freien Felde zu, wobei sie sich zur Beaufsichtigung des Viehes mächtiger, 2 m hoher Stelzen bedienen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man diese zu Riesen gewachsenen Leute auf ihren künstlichen Füßen über Heide, Flugsand und Morast dahineilen sieht, oder wenn sie nach den Tönen ihres Dudelsacks auf ihren hohen Stelzen gar tanzen und walzen. Die Wohnungen der Lanusquets sind elend und dürftig, aus Baumstämmen und Aesten erbaute Hütten. Ihre Kleidung besteht aus einem weiten Rock von schwarzem Schafpelz, ähnlichen Beinkleidern, einem Strohmantel und Strohhut. Auch der Harzer bedient sich der Stelzen und sogar noch höherer, als die gewöhnlichen. Außerdem führt er noch eine Leiter, welche er mit der linken Hand an den Stamm der anzuzapfenden Fichte stellt, während er die Axt mit der Rechten hält. Die Leiter besteht aus einem einzigen Stück Holz, in dem querüber einige Stufen gehauen sind. Von Kindheit an in diesem Handwerk geübt, wird der Harzer im Klettern ebenso geübt, wie der Ureinwohner Australiens. Gleich unberührt vom Hauche der Civilisation sind die Hirten in der Camargue. In einen rauhen, von Dornen und Winden zerrissenen Mantel gehüllt, lagern sie das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel und suchen nur in seltenen Fällen sammt ihren Herden Schutz gegen Unwetter in großen, offenen Schuppen. In Felle gekleidet, mit bloßen Füßen, um den Kopf ein seidenes Tuch und darüber einen breiten Filzhut tragend, nur mit einem eisernen Dreizack bewaffnet, erscheint der Hirt inmitten seiner Rinder, Schafe und Pferde als ein Rest aus der patriarchalischen Zeit, über den die Jahrhunderte spurlos dahin geflogen sind.

Das sind nur einige Züge aus dem Leben des französischen Bauern, der in weit entlegenen, schwer zugänglichen und von der Natur karg bedachten Gebieten wohnt. In den reicheren, von den Kulturstraßen durchschnittenen Gefilden ist der Landbewohner nicht nur körperlich anmuthiger, sondern auch geistig gesitteter. Der französische Bauer ist arbeitsam, er liebt die Scholle, die ihn ernährt; er ist genügsam, mit wenig zufrieden, was ihn von seinem englischen Kollegen vortheilhaft unterscheidet, der leichtsinnig dahinlebt und gar häufig den wohlthätigen Vereinen zur Last fällt. Als ein ganz eigenthümlicher und gewiß nicht lobenswerther Charakterzug des französischen Bauern wird selbst von Franzosen (Boisjoslin) verzeichnet der Mangel an dem, was man „stimulus patriae“ nennt. Der Bauer verhält sich gleichgültig gegen die nationale Idee; allgemeine Interessen lassen ihn unberührt; er strebt nur seinem eigenen Vortheil nach und untersetzt diesem gar oft das allgemeine Wohl.

Der französische Bauer ist tief religiös; seinen Priestern ist er ganz ergeben und obliegt gewissenhaft seinen religiösen Pflichten. In allen Theilen des Landes haben sich alterthümliche Festlichkeiten erhalten, die meist bei Ehebündnissen, Taufen und zur Erntezeit begangen werden. In der Provence sind Stierkämpfe, bei den Basken Kuhkämpfe üblich. Die letzteren unterscheiden sich von den spanischen Stierkämpfen dadurch, daß in ihnen die Thiere nicht getödtet werden. In den abgelegenen Winkeln spuken unter dem Volke noch immer Gespenster, und es wuchert noch so mancher Aberglaube in voller Fülle. Der Auvergnate glaubt noch heute, daß auf den Wolken Zauberer reiten, die nach ihrem Belieben hageln lassen; und es ist gar nichts Seltenes, daß dieser Bergbewohner mit seiner Flinte nach den Wolken schießt, um den Zauberer zu tödten. Der Bretone wird durch seine ganze Umgebung zum Gespensterglauben gestimmt. Riesenhafte Steinreihen, Steinkreise, gewaltige Opfertische, mächtige Grabkammern bedecken zu Hunderten sein Land, Ueberreste eines unbekannten Geschlechtes. Ueberall wittert er Gespenster, jeder Sockel, jede Grotte birgt ihm Zwerge und Feen. Es giebt Feen männlichen und weiblichen Geschlechtes. Sie sind sehr gutmüthige, dienstfertige Wesen; sie gewähren Heilmittel dem Kranken und geben Kuchen und Brot von außerordentlicher Güte. Eine alte, wohl dem keltischen Heidenthum entstammende Sitte, das

Speisen der Todten, besteht noch heute. An den Todtenfesten, am Tag nach Allerheiligen, wenn sich die Familie um Mitternacht von dem gemeinsamen Mahle zurückzieht, werden Speisen auf dem Tische gelassen für die Abgeschiedenen, die jetzt aus den Gräbern aufsteigen und unter dem Dache, wo sie geboren wurden, ihr jährliches Mahl in Empfang nehmen. Der Bauer aus der Normandie nimmt noch heute bei den meisten Krankheiten lieber die Hülfe eines zauberkundigen Schäfers in Anspruch, als die eines Arztes; noch jetzt befragt er „kluge Frauen“, wenn er einen Dieb oder geheimen Feind entdecken will; noch heute ist das Vertauschen der Kinder durch Feen keine Seltenheit. Nun, das sind aber Dinge, die unter dem Volke in allen Welten zu finden sind.



**Mädchen aus der Bretagne.**

Die Corsen, die Bewohner des großen, felsenreichen Eilands im Mittelmeer, sind italienischer Abkunft. Sie sind mittelgroß, stark und wohlgebaut, mit brauner Gesichtsfarbe, schwarzem Haar und glühenden Augen. Reizend schön sind die Kinder. Auch sieht man zu Zeiten sehr hübsche Mädchen; nun aber bleiben diese sehr viel zu Hause, denn der Sitte gemäß dürfen sie nie allein ohne die Begleitung einer verheirateten Frau ausgehen. Im Anzug der Corsen herrscht die schwarze und braune Farbe vor; nur selten sieht man selbst bei jungen Mädchen etwas Buntes. Reichere Frauen tragen über den Rock weite, runde, schwarze Mäntel mit einer Kapuze, die über den Kopf gezogen wird. Aehnliche Mäntel haben auch manchmal die Männer, die stets bewaffnet erscheinen. Sehr armselig sehen die corsischen Hütten aus. Sie sind aus Granitblöcken zusammengesetzt, oft theilweise mit Erde, Lehm oder Stroh zugedeckt, — ein viereckiger Raum ohne Fenster, ohne Dach. Die Stube erhält ihr Licht durch die Thüre; als Feuerherd dient eine Steinplatte, worüber der Kessel an einem von der Decke herabhängenden Haken befestigt ist. Dem Rauch steht es frei, sich einen Ausweg zu suchen.



Ein Corse.

Die Corsen sind ein liebenswürdiges, gefälliges, uneigennütziges Volk. Sie haben großes Selbst- und Ehrgefühl und einen Stolz, der sie auch von der geringsten Gemeinheit zurückhält. Sie sind sehr ernst, ja sogar melancholisch; ihre Lieder gleichen Todtenklagen und eine lustige Melodie ertönt gar selten auf ihren Lippen. Auch haben die Frauen meistens etwas sehr Ernstes und Gedrücktes in ihren Zügen, was man wohl begreifen kann, wenn man sieht, wie niedrig ihre Stellung ist. Nicht die Lebensgefährtin ihres Mannes ist das corsische Weib, sondern seine Dienerin und Sklavin. Auf der Landstraße begegnet man den Männern zu Pferd, oder zu Maulesel sitzend, während

die Frau zu Fuß mühsam neben hergeht und obendrein noch oft eine Last trägt. Die ganze Last des Lebens liegt auf der Frau, während der Mann im hellen Schein dem lieben „Dolce far niente“ fröhnt.

Ganz eigenthümlich sind die Todtenfeierlichkeiten der Corsen. Ihren Todten sind sie sehr ergeben; es wird damit ein wahrer Kultus getrieben. Für den Vater, für die Mutter trauert man drei bis vier Jahre, die Gatten für einander ihr Leben lang, wenn sie sich nicht wieder verheirathen. Die ganze Insel ist mit Todtenkapellen förmlich besät. Ein jeder Korse hegt nämlich die Sehnsucht, eine solche Kapelle zu besitzen, um einst mit den Seinen dort ruhen zu können. Ist jemand gestorben, dann behängt man die Hausthür mit schwarzen Draperien und silbernen Zierrathen, je nach der Stellung und dem Vermögen der Familie. In der Hausflur steht ein Tisch, wo eine Liste aufliegt, damit die Verwandten, Freunde und Bekannten sich einschreiben können, um ihre Theilnahme zu bezeugen. Von großer Wichtigkeit sind bei Leichenbegängnissen die Klageweiber, die mit jammernder Stimme ihre „Voceri“, Todtenklagen, vortragen, d. h. die Tugenden des Verstorbenen in meist improvisirten Versen preisen.

Eine andere corsische Sitte ist die **Vendetta**, die Blutrache, welcher die Corsen trotz ihres tief katholischen Sinnes leidenschaftlich ergeben sind. Ein Mord oder irgend eine Beleidigung kann nur durch Blut gesühnt werden. Der nächste Verwandte des Verstorbenen, des Beleidigten sieht es als seine heiligste Pflicht an, die begangene Frevelthat zu bestrafen, und oft sind es Frauen und Mädchen, welche zur Rache anfeuern. Am seltsamsten bleibt es, daß nicht allein der Mörder, der Beleidiger das auserseheue Opfer ist, sondern daß, wenn man diesen nicht erreichen kann, ein Mitglied von dessen Familie an seiner Statt eintreten muß. Der Rachekrieg führte häufig zur gegenseitigen Vernichtung ganzer Familien, ganze Ortschaften wurden schon durch ihn verödet. Die von der Vendetta Bedrohten versammeln sich oft in ihren Häusern, verschließen alle Läden und wagen es oft Jahre lang nicht, die Straße zu betreten. Verstohlen trägt man ihnen das Essen von draußen zu.

Ist die Vendetta verübt worden, dann flieht der aus Ehrgefühl Mörder Gewordene in die Berge und wird Bandit. Nun darf man aber diese Benennung nicht mit dem verwechseln, was man in Italien darunter versteht. Nicht von Raub lebt der corsische Flüchtling, sondern nur in Vertheidigung seines eigenen Lebens vergießt er Blut. Der Bandit bereitet keine Gefahr dem Reisenden; nur von Noth gedrungen verlangt er etwas, um sich vor dem Verhungern zu retten. In den höchsten Alpengegenden treibt er sich herum; als Nahrung erschießt er sich das Wild, welches in jenen Regionen noch reichlich vorhanden ist; auch benützen die Verwandten jede Gelegenheit, dem Flüchtling Lebensmittel, Pulver und anderen Bedarf zuzuschicken. In der Mitte unseres Jahrhunderts hat die französische Regierung versucht, dieses Unwesen durch weise und strenge Gesetze auszurotten; und wirklich schien die Vendetta im Jahre 1869 ausgestorben zu sein. Aber auf das Drängen der Corsen hob die republikanische Regierung jene Maßregeln auf, und seither lodert die Flamme der Vendetta von Neuem empor.

# 14. Spanien und Portugal.

Die pyrenäische oder iberische Halbinsel, diese südwestliche Ecke des europäischen Kontinents, umfaßt zwei Königreiche, Spanien und Portugal.*) Mit dem Rumpfe desselben ist sie nur durch die 418 km breite Landbrücke der Pyrenäen verbunden; in den übrigen Theilen wird sie ganz vom Meere umflossen, im Norden und Westen vom Atlantischen Ocean, im Osten vom Mittelmeer, im Süden von beiden und der Straße von Gibraltar, welche die Verbindung zwischen beiden Meeren vermittelt. Die Gesammtfläche der Halbinsel beträgt 586,616 qkm, wovon auf Spanien 497,244, auf Portugal 89,372 qkm entfallen. Spanien besitzt 17,246,000, Portugal 4,3 Mill. Einwohner.

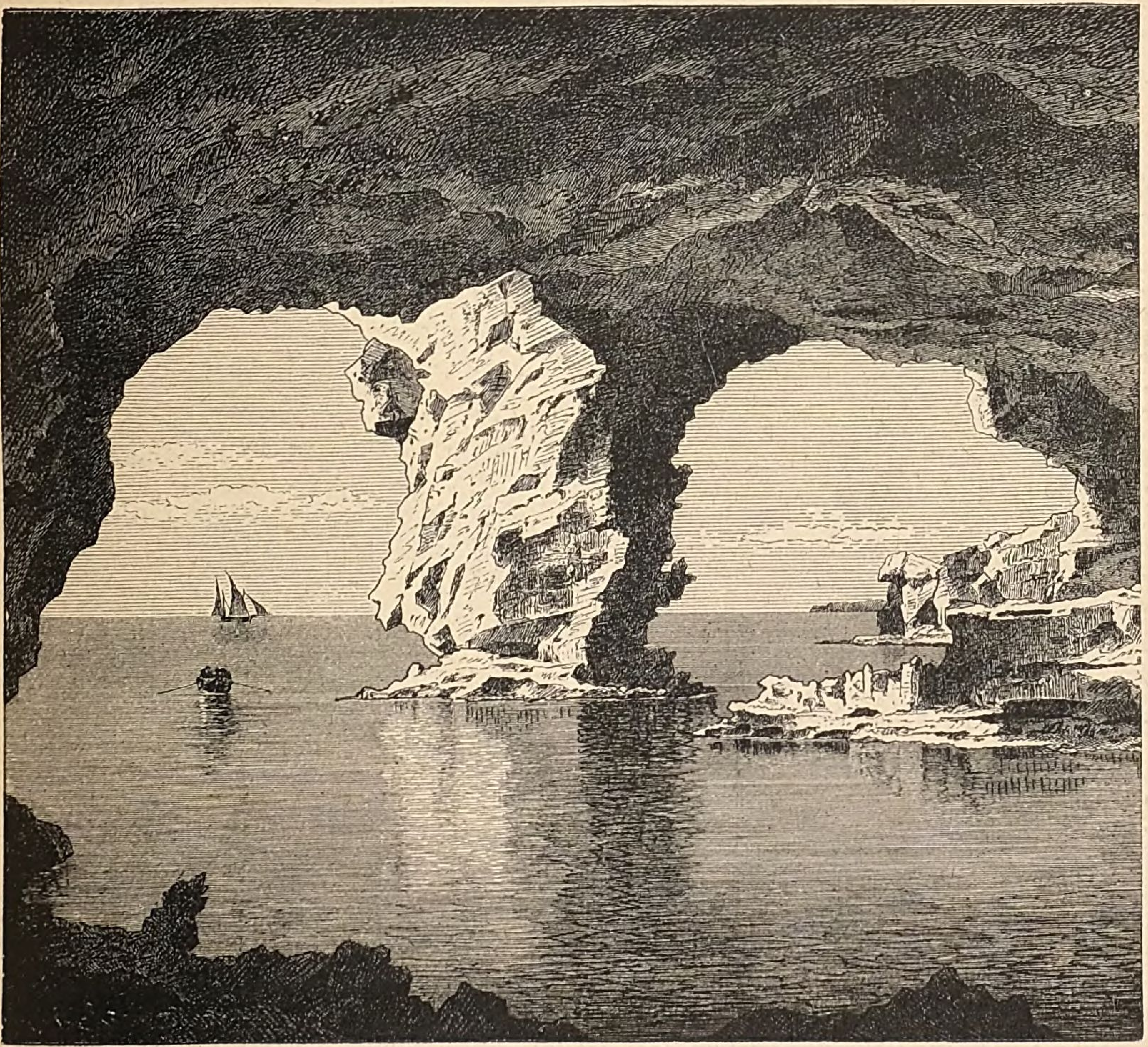
Ganz wohlbegründet ist die Bemerkung von Reclus, daß die Südgrenze Europas nicht durch die Straße von Gibraltar, sondern durch den Wall der Pyrenäen gebildet wird. Denn die iberische Halbinsel ähnelt ihrem Aeußern nach ganz und gar dem Afrikanischen Kontinent, mit dem sie ursprünglich zusammengehangen hat. Dieselbe Einförmigkeit der Küstenränder, im Innern ein massiges Plateauland, eine sengende Sonne, Steinwüsten und ausgedorrte Steppen, im Süden eine afrikanische Pflanzenwelt, an wasserreichen Gebieten eine lachende, üppige Vegetation. Am wenigsten gegliedert ist die Nord- und Westküste. An der nördlichen atlantischen Küste tritt das Gebirge dicht an das Ufer; die stürmische und häufig mit dichtem Nebelschleier bedeckte Nordwestküste erinnert durch ihre Zerrissenheit an die Bretagne; es erstrecken sich dort wie hier tiefe Einschnitte in das felsige Küstenland, den Fjorden Norwegens ähnliche „Rias", welche den Schiffen eine sichere Zuflucht gestatten. Die portugiesische Westküste ist durchaus flach, nur im Süden wird sie steil; der südwestliche Küstenabschnitt Spaniens ist mit kolossalen Dünen und Strandsümpfen, den „Arenas Gordas" bedeckt, wogegen im Südosten eine Steilküste folgt. Die Ostküste Spaniens ist mit geringen Ausnahmen flach. Dieser Einförmigkeit der Küstenentwicklung, entspricht die Armuth an Inseln. Abgesehen von einigen unbedeutenden Felseneilanden an der portugiesischen Küste, sind nur die im Mittelmeer gelegenen Pityusen und Balearen zu nennen. Beide Gruppen tragen niedrige Höhenzüge (Mallorca 1570 m) und sind reich an ausgezeichneten Häfen.

Die pyrenäische Halbinsel ist in ihren centralen Theilen ein massiges Hochplateau von 700 m mittlerer Höhe, dessen wildverzweigte Bergrücken mehr als zwei Drittheile der Halbinsel einnehmen. Die östlichen und westlichen Abhänge des Tafellandes erstrecken sich terrassenförmig bis an die Meeresküste und gewähren sowohl in Ostspanien als auch in Westportugal nur schmalen Küstenniederungen Raum. Im Nordosten dacht sich das innere Hochplateau in das Becken des Ebro, im Südwesten in das Becken des Guadalquivir ab; im Norden und Süden wird dasselbe von mächtigen Randgebirgen umschlossen.

Den Nordrand des centralen Hochlandes bilden die Pyrenäen und das an dieselben sich anschließende kantabrische Gebirge. Beide verlaufen in ostwestlicher Richtung. Die Pyrenäen beginnen hart an den Küsten des Mittelmeeres. In der Mitte der östlichen Hälfte liegt die kleine Republik Andorra (452 qkm, 6000 Einwohner.) Seine größte Entwicklung erreicht das Gebirge in den centralen Theilen, in der wild zerklüfteten, von furchtbaren Steinwänden umgürteten Maladetta, deren höchster, mit Schnee und Eis bedeckter Gipfel, der Pic d'Anethou, 3404 m hoch ist. Nach Westen hin wird die Kette bedeutend niedriger, an der Grenze von Navarra thürmt sie sich aber im Pic d'Anio nochmals bis 2500 m

*) Siehe Karte Europa.

empor. Die Westpyrenäen sind größtentheils bewaldet; in den centralen und höheren Ostpyrenäen leidet aber alles an einer trostlosen Dürre. Infolge der Entwaldung der Bergabhänge strömt der Regen sofort von den Bergen herab, Schutt und Geröll mit sich führend. Die Sonne brennt hier auf den röthlichen Felsen und auf die kahlen, vom Regen zerwühlten und von Felsgeröll bedeckten Abhänge; für blühende Almen und friedlich weidende Heerden ist hier kein Platz. Infolge ihrer Massenhaftigkeit und ihrer weit ausgedehnten Felsenmeere bilden die Pyrenäen ein fast unüberwindliches Bollwerk zwischen Spanien und Frankreich. Im Ganzen führen etwa 100 Pässe über das Gebirge, aber sie erreichen fast alle die Höhe der Gipfel; in den centralen und höheren Ostpyrenäen sinken nur wenige unter 2500 m. Es giebt nur zwei Pässe, die seit den ältesten Zeiten als Verkehrsstraßen benützt wurden, im äußersten Osten der Col de Perthus, durch welchen schon Hannibal zog, und der Paß von Roncesvalles im äußersten Westen, welcher den Alanen, Vandalen, Sueven und Westgothen als Völkerpforte diente. Das kantabrische Gebirge schließt sich hart an die Pyrenäen an und verläuft wie diese in zwei Parallelketten in westlicher Richtung, von denen die nördliche in die Fluthen des Atlantischen Oceans herabsinkt, die südliche ihre verzweigten Joche weit in das Land entsendet. Die erhabensten Gipfel finden sich in den centralen Theilen



**Küstenbildung auf spanischen Inseln.**

der südlichen Kette, im Picos de Europa, wo der schneebedeckte Torre de Cerebo 2618 m, die Peña Prieta 2530 m hoch ist. Das ganze Gebirge ist sehr schroff und wild, aber reich bewässert und gut bewaldet. Eine Eigenthümlichkeit der kantabrischen Kette, sowie der übrigen Gebirge der Halbinsel sind die „Parameras“, hohe, von steilen, felsigen Rändern, wohl auch Felsenmauern umgürtete, öde Plateaus.

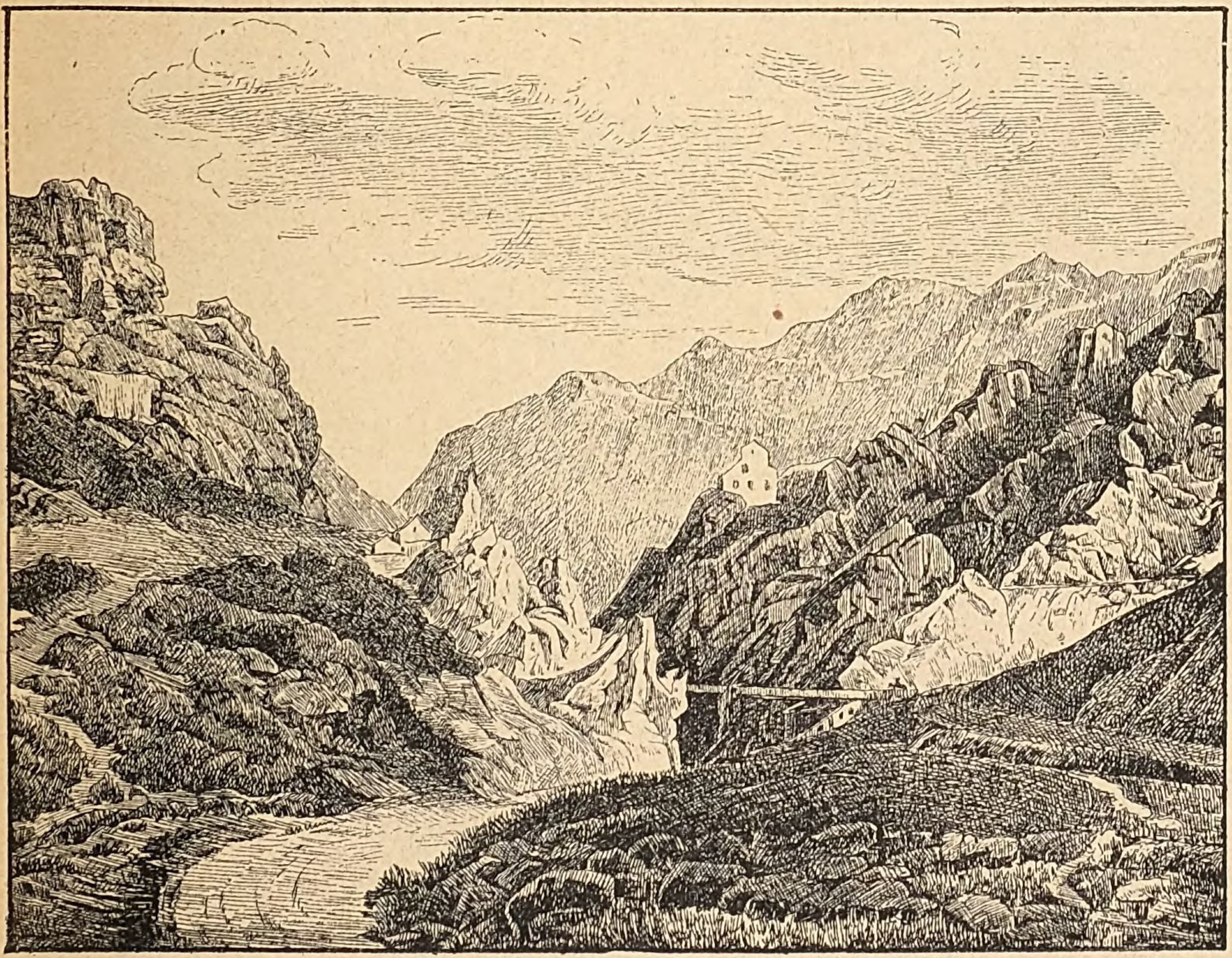
Das nördliche Randgebirge steht durch das Plateau von Alava in den baskischen Provinzen, mit dem centralen Tafellande in Verbindung. Dieses ist ein düsteres Felsenlabyrinth, bedeckt mit einsamen, dürren Ebenen, dem aber mehrere gewaltige Gebirgszüge aufgesetzt sind. Namentlich wird das Tafelland durch mehrere von Nordosten nach Südwesten ziehende Ketten in zwei Theile geschieden, in das nördliche altcastilische und das südliche neucastilische Plateau. Diese Scheidegrenze beginnt im Nordosten mit der schneebedeckten Sierra de Guadarrama (2404 m); an diese schließt sich im Westen der Gletscher tragende, südwärts schroff abfallende Felsenwall der Sierra de Gredos (2660 m), die Sierra de Gata (1734 m), deren westliche Fortsetzung die Serra da Estrella (1993 m) das Centrum Portugals fast gänzlich ausfüllt. Das neucastilische oder südliche Plateau trägt in seiner Mitte gleichfalls einige von Nordosten nach Südwesten verlaufende Gebirgszüge, die Montes de Toledo, die Sierra de Guadalupe (1558 m), deren westliche Ausläufer als Serra de S. Mamede nach Portugal sich erstrecken. Beide Hochflächen gehen in Osten durch hochanschwellende, stufenförmig sich aufbauende Plateaus unmerklich in einander über. Es sind dies schauerliche Felsenlabyrinthe, ein Meer von Bergen mit schroffen und kühn geformten Gipfeln. Zwischen dem nördlichen Randgebirge und dem inneren Tafelland dehnt sich im Nordosten das Becken des Ebro aus. Dieses ist in seinen oberen, nordwestlichen Theilen ein wahres Plateau, aber im Südosten erweitert es sich und nimmt den Charakter eines Tieflandes an.

Den Südrand des centralen Tafellandes bildet die Sierra Morena. Dieser von vielen Päßen und Flußthälern durchbrochene Gebirgszug erstreckt sich in ostwestlicher Richtung quer über das Land, er ist nur mittelhoch und tritt im äußersten Südosten Portugals in der Serra Monchique (903 m) hart an das Meer. Die Sierra Morena wird so benannt nach ihren dunklen Wäldern; nun aber ist das ganze Gebirgsland nur an den Abhängen waldreich, auf den Höhen ist es dürr und fast vegetationslos, in den Thälern morastig. Südlich und südwestlich von der Sierra Morena breitet sich das zweite Tiefland der iberischen Halbinsel das weite Becken des Guadalquivir aus. In seinen oberen Theilen ist dasselbe ähnlich dem Ebrobecken ein entschiedenes Plateau; der größere westliche Abschnitt aber bildet ein wirkliches Tiefland, dessen Boden sich nirgends über 80 m ü. M. erhebt.

Den südlichsten Abschluß der pyrenäischen Halbinsel bildet die Sierra Nevada. Diesen 100 km langen Gebirgswall verbindet das Plateau von Murcia mit dem centralen Tafellande. Das Gebirge ist ringsum von tiefen, weiten Thälern umgeben, an der Nordseite von fürchterlichen und wild zerklüfteten Felsenmauern umgürtet; seine meist pyramidal geformten und mit ausgedehnten Gletschern belasteten Gipfel ragen weit über 3000 m empor und bilden die höchste Erhebung der ganzen Halbinsel. Der mächtigste unter allen ist der 3481 m hohe Mulahacen. Die südlichsten Verzweigungen der Sierra Nevada, die Sierra de Gador (2323 m), die Sierra Contraviesa erstecken sich als Randgebirge bis an die Küsten des Mittelmeeres und umfassen einen Komplex von entzückenden und wunderbar schönen Thälern voll der üppigsten Vegetation. Die Küstenkette wendet sich nun südwestwärts auf Gibraltar zu, und selbst der isolirte Gibraltarfelsen (425 m), dieser durch ein weites, flaches Stück Land vom Festlande getrennte Grenzstein zweier Welten, der seit 1704 die britische Flagge trägt, ist als ein weit vorgeschobener Posten dieses Randgebirges zu betrachten.

Der Hochplateaucharakter der Halbinsel,

die nach allen Richtungen hin verzweigten Gebirgskämme, die himmelhoch aufragenden Randgebirge bedingen ein rein kontinentales, sehr trockenes Klima. Die centralen Theile des Tafellandes werden zu den trockensten Orten Europas gezählt. Wenige Punkte haben hier mehr als 500 mm Regenhöhe, wogegen an den nördlichen Atlantischen Küsten die jährliche Regenmenge beinahe 2 m erreicht. Das Hochplateau, noch vor fünfhundert Jahren mit mächtigen Fichten- und Eichenwaldungen bestanden, bietet das Bild einer trockenen Heide, wo nur manche Heidekräuter gedeihen, die den ungeheuren Heerden der Merinoschafe ein dürftiges Futter bieten. Ja in einigen Gebieten, wo der Boden salzhaltig ist, wie in der im Norden der Sierra Morena gelegenen Mancha, nimmt die Hochebene geradezu den Steppencharakter an. Und doch ist dieses letztgenannte Gebiet die eigentliche Kornkammer Spaniens, wunderbar reich in Regen spendenden Jahren. Wo das Lebenselement der Pflanzenwelt, das Wasser, in genügender Menge vorhanden ist, da erzeugt der fast afrikanische Sonnenstrahl eine üppige Vegetation. So in der berühmten Vega, diesem Garten von Granada, am Westfuße der Sierra Nevada, so an der mittelländischen Ost- und Südostküste von Valencia und Murcia, wo das Gedeihen echt afrikanischer Produkte, wie Baumwolle, Dattelpalme, Zuckerrohr, durch künstliche, noch von den Mauren herrührende Bewässerung befördert wird. Das innere Tafelland zeigt nebst der Trockenheit noch große Gegensätze in der Jahrestemperatur. Oft steigt hier im Sommer das Thermometer auf 40° C., sinkt aber häufig im Winter auf — 8° herunter.



Despeñaperropaß in der Sierra Morena.

Die pyrenäische Halbinsel bildet eine nach Westen geneigte Platte. Dieser Richtung folgen auch die Hauptströme, mit Ausnahme des einzigen Ebro, welcher an der Ostküste in das Mittelmeer mündet. Der Duero, Tajo, Gua-

diana, und Guadalquivir entsenden ihre Gewässer in den Ocean. Sämmtliche Flüsse bahnen mühsam ihr Bett in die felsigen Gebirgsmassen und halten auf diese Weise bis nahe ihrer Mündung den Charakter der Plateauströme bei. Daher sind auch die größten Ströme der Halbinsel, der Tajo (895 km) und der Guadalquivir, der wasserreichste unter allen, nur auf etwas größere Strecken schiffbar.

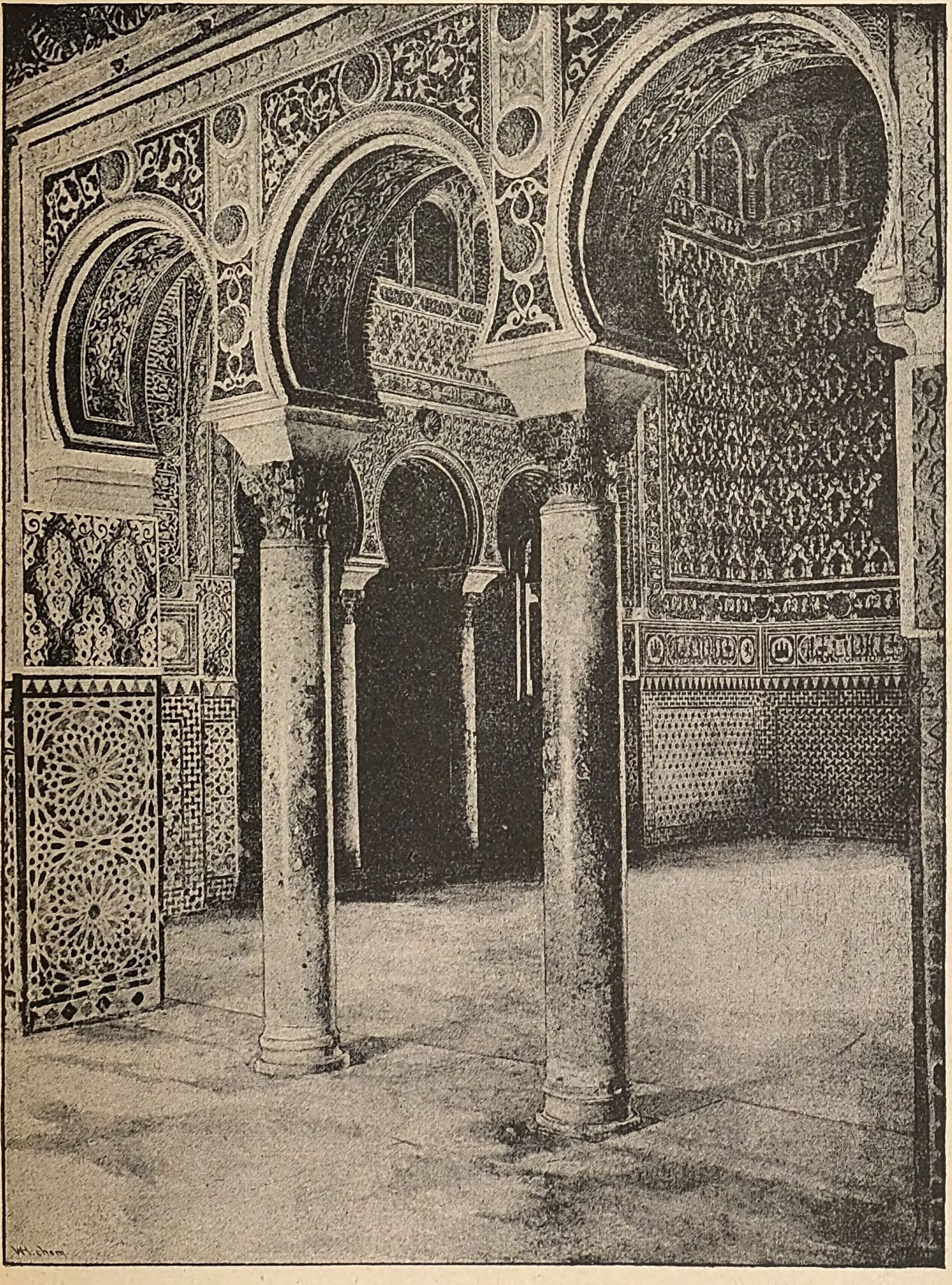
Seit dem grauesten Alterthum galt die pyrenäische Halbinsel als eines der reichsten Erzgebiete der bekannten Welt. Strabo findet nicht Worte genug, die unerschöpflichen Schätze des Bodens zu schildern. Schon haben die Karthager hier einen sehr starken Bergbau betrieben und bei Linares in der Sierra Morena tragen noch jetzt, wie zur Zeit des Plinius, einige Schächte den Namen Hannibals (Pozos di Annibal). Der letztgenannte Bergzug ist ist noch heute der Mittelpunkt des Bergbaues, seine Ketten und Ausläufer bergen einen unermeßlichen Reichthum an Kupfer, Blei und Quecksilber in ihrem Schoße. Die reichsten Silbererzgänge finden sich im Südosten bei Cartagena und in Catalonien bei Tarragona. Dieser Provinz gehört auch das reichste Salzlager an. Sehr berühmt ist hier Cardona durch seinen Steinsalzberg, der aus schroffen, weißen, stellenweise über 150 m hohen Felsen besteht und 1 Legua im Umfang hat. Auf einem solchen Steinsalzfelsen liegt ein stark befestigtes Kastell. Auch Eisenerze und Steinkohlen sind sehr verbreitet, besonders in den spanischen Nordprovinzen; leider aber wird die Ausbeutung der Flötze, wie überhaupt der ganze Bergbau in beiden Königreichen nur sehr lässig betrieben. Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Während aber in einigen Gegenden Spaniens die künstliche Berieselung eine wirklich paradiesische Ueppigkeit hervorruft, wird jene in Portugal gänzlich vermißt. Im Ganzen steht die Bodenbehandlung noch immer auf einer sehr niedrigen Stufe. Von großer Wichtigkeit ist der Weinbau und die Olivenkultur. Der Malaga und Jeres in Spanien, der Portowein in Portugal sind weltbekannt. Die Oliven gebene ein ziemlich gutes Oel, das aber viel besser sein könnte, wüßte man es in Spanien, wie in Frankreich und Italien, zu bereiten. Die altberühmte Zucht der Merinoschafe geräth immer mehr und mehr in Verfall. Die Zahl der Schafe wird in Spanien auf 30, in Portugal auf 3 Mill. gesetzt; da aber diese Goldvließe nie unter Dach kommen, sondern auf den Hochflächen stets umherwandern, wird ihre Wolle an Güte von der englischen und deutschen übertroffen. Auch wird die Zucht der Esel und Maulthiere namentlich in Spanien mit ungemein viel Sorgfalt betrieben, ferner die Zucht der Seidenraupe. In Spanien sind Murcia und Valencia, in Portugal Braganza das Centrum des Seidenbaues.

## 15. Die Bevölkerung von Spanien und Portugal.

### A. Spanier.

Das spanische Volk bildet eine Mischrasse, die gerade wie die französische, im Verlaufe der Jahrhunderte aus der Vereinigung sehr verschiedener Völkerelemente hervorgegangen ist. Die Urbewohner des Landes waren **Iberer**; diesen gesellten sich in den westlichen Abhängen der Pyrenäen **Kelten**, aus deren Vermischung mit den ersteren die Celtiberer der alten Geographen entstanden sind. Als reine Nachkommen der Iberer gelten die **Basken**. Schon sehr frühe fanden Einwanderungen fremder Völker auf der pyrenäischen Halbinsel statt. Zuerst ließen sich **Phönicier**, dann **Griechen** an den östlichen Küsten nieder; im dritten vorchristlichen Jahrhundert besetzten **Karthager** die inneren Gebiete, diesen folgten nach dem zweiten punischen Kriege **Römer**, unter welchen das Land rasch romanisirt wurde.

Im Beginne des 5. Jahrhunderts n. Ch. drangen germanische Stämme, Sueven, Vandalen Alanen, ein; den Strom des germanischen Elements beschlossen die Westgothen, die sich die ganze Halbinsel unterwarfen, aber gleichfalls romanisirt wurden. Nun setzten im Beginne des 8. Jahrhunderts (711) arabische Mauren aus Afrika nach Spanien



Bauten aus der Maurenzeit in Sevilla.

über und eroberten binnen Kurzem die ganze Halbinsel, nur der Westflügel der kantabrischen Kette, Asturien blieb ununterworfen.

Die Maurenzeit bildet eine der glänzendsten Kulturepochen der spanischen Halbinsel. Während zu gleicher Zeit der größte Theil des übrigen Europa noch in Barbarei versunken war, blühten in Kordova, Granada und anderen maurischen Städten Gelehrsamkeit und Künste. Zu den berühmten Lehrern der Hochschulen von Kordova, Sevilla, Murcia, Salamanca pilgerten in großer Zahl christliche Gelehrte, Raymundus Lullus, Michael Scotus Matheas Platearius, Gerbert (später Papst Sylvester VI.), Gerardus Cremonensis und andere, um aus der Quelle arabischer Wissenschaft philosophische, astronomische und medicinische Kenntnisse zu schöpfen. Ebenso blühte die Dichtkunst und die Baukunst. Noch heute werden die Herrlichkeiten der Alhambra, des prachtvollsten Denkmals maurischer Baukunst bei Granada, bewundert. Von Asturien aus entging der Freiheitskampf gegen die Mauren, deren Herrschaft mit dem Fall von Granada im Jahre 1492 ihren Untergang fand.

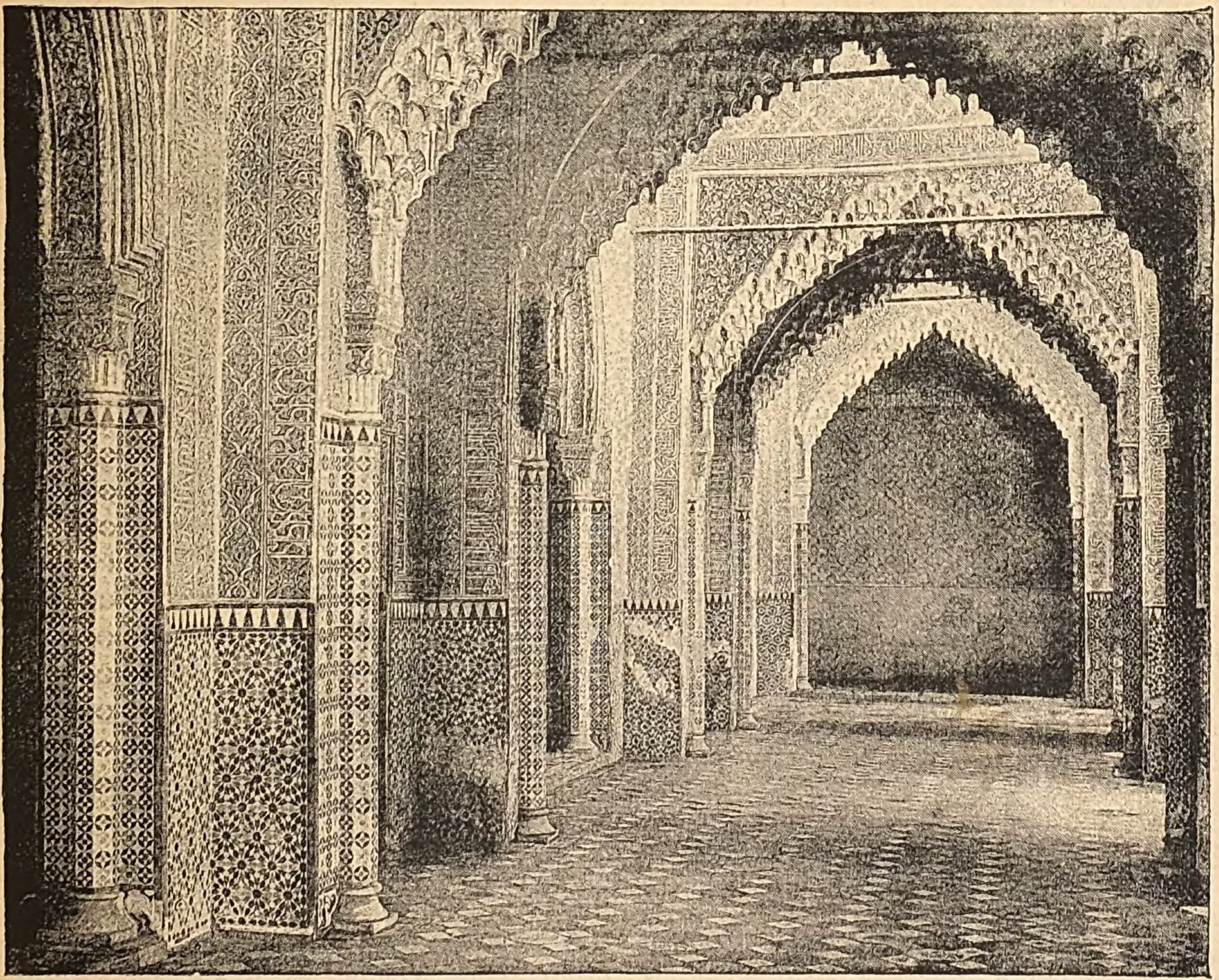
Alle diese Völker haben ihr Schärflein zur Heranbildung der spanischen Nation beigetragen. Zwar wurden die Mauren wiederholter Weise, zuletzt im Jahre 1609 aus Spanien vertrieben, doch bilden ihre Nachkommen im Süden, in Andalusien, Granada und Murcia einen sehr ansehnlichen Theil der Bevölkerung. Griechen und Phönizier haben im Osten, die Gothen im Westen, die Sueven im Nordwesten ihre Merkmale zurückgelassen. Als noch ein fremdartiges Element der Bevölkerung wollen wir die Zigeuner (gitanos) erwähnen; sie zählen etwa 50,000 Köpfe und zerfallen in seßhafte und herumziehende. Ihre Mehrzahl ist in Andalusien zu Hause.

Die Verschiedenartigkeit der nationalen Abstammung bedingt bei dem spanischen Volke manche Verschiedenheit sowohl in Körperbildung, als auch in gewissen Charakterzügen. Im Allgemeinen sind die Spanier ein körperlich wohlgebildetes Volk, meist mittlerer Statur, hager, mit schwarzem Haar. Die Frauen sind meist voll und schlank, von großer Lebhaftigkeit und von einem überaus anmuthigen Wesen. Namentlich sind die Andalusierinnen, diese Maurenkinder, von einer bestrickenden, unnachahmlichen Grazie und mit vielem Mutterwitz begabt und gelten, wenn nicht für die schönsten, doch für die interessantesten und liebenswürdigsten Spanierinnen. Die klassischste Schönheit des Landes ist die Valencianerin. Sie ist größer, stärker, nicht so braun wie die Andalusierin, sie hat regelmässigere Züge, sanfte Augen; ihr Gang, ihre Bewegungen sind matronenhaft. Der Castilier ist ernst, schweigsam und gemessen; der Catalonier lebhaft und fröhlich; der Asturier rauh, aber muthig, rechtlich, arbeitsam und von unerschütterlicher Gemüthsruhe; der Andalusier heiter, vergnügungssüchtig, leichtsinnig, jähzornig, ein Freund des Messers; der Valencianer über alle Massen wild und grausam. Eine Mordthat wird so gleichgiltig unternommen, als gelte es, einen Brief auf die Post zu tragen. Ein valencianischer Bauer, der ein Gewehr in den Händen hat, ist im Stande, auf einsamer Straße zu seinem Begleiter zu sagen: „ich will sehen, ob ich treffe", und auf den ersten besten Unbekannten zu schießen. Der Galicier im Nordwesten ist gutmüthig, friedfertig, mässig, aber im übrigen Spanien und Portugal wegen seiner Tölpelhaftigkeit und sehr beschränkten Auffassungskraft verspottet. „Gallego", d. h. Galicier ist überall im Lande ein Schimpfwort. Und doch giebt es in größeren Städten wenig Häuser, in welchen nicht wenigstens ein Galicier oder eine Galicierin als Hausknecht, Stubenmagd, Amme, Wasserträger u. s. w. angestellt ist. Denn der Galizier ist ehrlich und arbeitsam.

Die herrschende Sprache ist das Castilianische, das sich fast gar nicht in Dialekte theilt und so die Schriftsprache auch die Sprache des gemeinen Mannes ist. Im Süden ist dem Castilianischen viel Maurisches beigemengt, ganz rein aber hat es sich in Asturien erhalten, wie denn auch das Asturische als die Mutter des Castilianischen betrachtet wird. Die Sprache der Galicier neigt zum Portugiesischen hin.

Eine Sonderstellung nimmt das Catalonische oder Lemosinische ein, das in Catalonien, Valencia und auf den Balearen von etwa 3 Mill. Menschen gesprochen wird. Es ist ein Zweig des Provençalischen, hart und rauh, hat aber eine Geschichte und Literatur. Seit den sechziger Jahren sind die Catalonier thätig, ihre Sprache wieder in ihre Rechte zu versetzen. Und diese Bewegung geht so mächtig voran, daß schon jetzt von dem Catalonischen als von einer selbstständigen Literatursprache die Rede sein kann; zahlreiche Zeitungen, Wochen- und Monatschriften werden im Catalonischen veröffentlicht. Nicht nur das Volk spricht Catalonisch, sondern auch die gebildeten Klassen bedienen sich dieses Idioms als Umgangssprache.

Trotz dieser Verschiedenheiten haben die Spanier viele gemeinschaftliche Charakterzüge. Vor allem ein sehr entwickeltes Nationalitätsgefühl. Nach so vielem nationalen Unglück und einem so tiefen Fall ist ihr Stolz noch heute dergestalt, daß der Fremde fast glauben möchte, es seien noch dieselben Spanier, wie vor drei Jahrhunderten. Aber es ist kein beleidigender Stolz, sondern ein unschuldig rhetorischer. Sie erniedrigen nicht andere Nationen, um selbst höher zu erscheinen. Der spanische Landsmann nennt sich zwar mit einem ungeheueren Selbstbewußtsein einen Spanier, aber sein Antlitz zeigt nicht jene Unverschämtheit, welche gewöhnlich mit der Prahlerei verbunden ist. Die große Vergangenheit bildet den Quell dieses Selbstgefühls. Es ist unglaublich, sagt de Amicis, Stiefelputzer, Packträger, Bettler heben den Kopf und blicken strahlend um sich, wenn sie die Namen Karl V., Philipp II., Fernando Cortes, Don Juan



Alhambra.

d'Austria hören. In Parlamentsreden, Zeitungsartikeln, in akademischen Schriften wird das spanische Volk unverblümt, „un pueblo de heroes", ein Heldenvolk, die große Nation, der Ruhm der Jahrhunderte genannt. Denselben Stolz nähren sie für ihre Schriftsteller und Künstler. Man hört einen Bettler statt España, „patria de Cervantes" sagen. Spanien ist vielleicht das Land, in welchem die Geburtstage der großen Schriftsteller am meisten gefeiert werden; ein jeder hat seinen Gedenktag, an welchem seinem Grabe Gesänge und Blumen dargebracht werden. Auch ihren lebenden Schriftstellern zollen sie ein übertriebenes Lob. Dichter, deren Namen außerhalb Spaniens ganz unbekannt sind, nennen sie „grande poeta"; die Ausdrücke: unerreichbar, göttlich, wunderbar, werden in Spanien verschwendet, und ohne geringsten Zweifel an ihrem Werthe aufgenommen. Alles Eigene schauen die Spanier durch ein Vergrößerungsglas an. Die Ursache daran ist die große Abgeschlossenheit ihres Landes. Durch die Pyrenäen vereitelt, an dem gemeinsamen Leben Europas theilzunehmen, fehlt ihnen die Gelegenheit, sich mit andern Völkern zu vergleichen und sich darnach zu beurtheilen. Hiermit ist verbunden die Abneigung gegen alles, was ausländisch ist. Diese Abneigung ist so groß, daß selbst der Gebildete im Verkehr mit Fremden sie nicht zu verleugnen vermag. Namentlich macht das Volk den Ausländer nur gar zu gern zur Zielscheibe seines beißenden Spottes, zumal wenn derselbe der Landessprache nicht mächtig ist.

Ueber die Nüchternheit, Ehrlichkeit und Einfachheit der Spanier stimmen alle Beurtheiler überein. Noch heute sind sie ganz unbegreiflich genügsam. Oft verzehren spanische Arbeiter, sagt Ernst Bark, als einzige Nahrung nach einem Tage angestrengter Arbeit nichts weiter, als Brot und Früchte, einige Feigen oder dergl. In den Gesellschaften der sogenannten Gebildeten wird erstaunlich wenig zu essen und trinken gereicht; auf den spanischen „tertullias," d. h. geselligen Abenden mit Tanz, amüsirt sich die junge Welt bei frischem Wasser ganz prachtvoll und die Herren sitzen stundenlang in den Cafe's bei einer kleinen Tasse Mokka. Und dann haben die Spanier eine äußerst liebenswürdige, treuherzige Art und Weise. Ihre Manieren sind vielleicht weniger fein, aber gewiß herzlicher, als die so hoch gepriesenen französischen. „Anstatt zu lächeln" sagt de Amicis, „reichen sie Euch eine Cigarre, statt viele höfliche Worte zu machen, drücken sie Euch die Hand." Namentlich den Damen gegenüber liebt der Spanier die Offenheit, nie läßt er es an der Ritterlichkeit ihnen gegenüber fehlen, doch liebt er es ihnen seine Bewunderung unzweideutig auszudrücken. Eine hübsche Dame wird sich z. B. nicht wundern, wenn elegante und gebildete Herren ihr auf der Straße laut sagen, was ihr der Spiegel tausendmal gesagt hat. Noch heute gebrauchen sie die früheren ritterlichen Formeln für den Gruß; der Mann sagt zur Frau: „zu ihren Füßen"; die Frau sagt zum Mann: „ich küsse ihnen die Hand"; und das Volk hat seinen eigenen herzlichen Gruß: „Vaya Usted con Dios", „gehen sie mit Gott". Eine Eigenthümlichkeit der Spanier ist die Leutseligkeit, mit der die höheren Stände die niederen behandeln; alle scheinen sich gleich zu fühlen; dabei ist aber auch dem ungebildeten Spanier ein so feines Taktgefühl angeboren, daß derselbe sich nicht leicht zu unliebsamen Vertraulichkeiten gegen Höhergestellte oder gegen seinen Herrn hinreißen laßen wird.

Wie die Männer, ebenso einfach und anspruchslos sind in ihrem Benehmen auch die Frauen. Der vornehmlichste Zauber spanischer Frauen besteht in deren Natürlichkeit; aus ihrem Sprechen, Auftreten, Bewegungen weht uns eine unverfälschte Natur entgegen. Während die Französin vom Kopfe bis zum Fuße gekünstelt ist, scheint die Spanierin von ihrer Schönheit nichts zu wissen. Jede Geziertheit steht ihr ferne, sie hat weder Manieren noch Gang einstudirt, sie ist ganz natürlich, aber immer lebhaft, ausdrucksvoll und fesselnd einfach.

In der Hauptstadt, Madrid, ist der Luxus in Kleidung, Equipage und Wohnung außer-



Spanische Zigeuner.

gewöhnlich; in der Provinz ist man dagegen frappirt über die Einfachheit der Möbel und Wohnungen. Kleidung allein macht auch hier eine Ausnahme; hierin wird entschieden zu viel verschwendet; was Kleiderluxus betrifft, wird Spanien von keinem Lande übertroffen, namentlich werden die Frauen und Kinder mit großer Sorgfalt ausgestattet. Ungemein einfach ist die Einrichtung eines Bauernhauses. Von bäuerlichem Luxus, wie man das in Deutschland oder in den Niederlanden findet, sieht man nichts, weder eine Wanduhr, noch alte von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Möbel oder Porzellan- und Silbergeschirr, keine Bilder an den Wänden und kein einziges Buch. In Andalusien trifft man noch häufig Häuser, die aus der großen Maurenzeit stammen, Häuser mit ringsum laufenden Bogengängen von anmuthigen Säulen getragen; die Doppelfenster, sowie die Thüren sind noch mit jenen unbeschreiblichen Verzierungen geschmückt, welche die Alhambra auszeichnen. Die Balken und Bretter der Decke sind geschnitzt, man sieht Nischen für Blumentöpfe, Urnen für Wohlgerüche, Wasserbecken in der Mitte des Hofes, diesem Lieblingsaufenthaltsort der schönen Andalusierinnen, wo sie ihre Zeit mit Plaudern und ein wenig Arbeiten verbringen.

Die höheren Stände haben gegenwärtig meist die französische Mode angenommen und das einzig eigene ist die capa, ein Flügelmantel, welchen sie im Winter tragen. Außer bei besonderen Gelegenheiten folgen auch die Damen der Pariser Mode. Die Frauen aus dem Mittelstande tragen noch hie und da die Mantilla; aber die peineta (Kamm) mit welcher die Mantille in den Haaren befestigt wurde, ist gänzlich verschwunden. Die pittoresken Volkstrachten haben sich nur in den kleinen Landdörfern erhalten. Der Castilianer trägt eine knappe Jacke, kurze Kniehosen, hohe Strümpfe und Schuhe und einen fest um den Leib gewundenen Shawl, als Kopfbedeckung den bekannten, breitkrämpigen Hut. Die Farben sind bei den ältern Männern vorzugsweise schwarz, bei jungen dunkelblau, die Strümpfe weiß, die Gürtelbinde roth oder violett. Die Frauen tragen im Ganzen eine recht einfache, wenig schöne Tracht, grobe Röcke, kurze Jacke, auf dem Kopfe ein buntes Tuch und alles das in den möglichst schreiendsten Farben. Der Andalusier liebt bunte Farben. Der Aragonier trägt anstatt des Hutes ein rothes Tuch, das wie ein Turban um den Kopf geschlungen wird. Der Valencianer hat anstatt der Jacke ein weißes Hemd, ein sammtenes Wams von beliebiger Farbe, ein paar leinene Zuaven-Hosen, eine rothe Schärpe, ein paar weiß gestickte Gamaschen und hanfene Sandalen. Um seinen Kopf schlingt er gleichfalls ein hellfarbiges Tuch, trägt aber darüber manchmal noch einen Sammthut. Unzertrennlich vom Aragonier und Valencianer ist seine Capa, eine weite, gestreifte und mit Fransen verzierte Wolldecke.

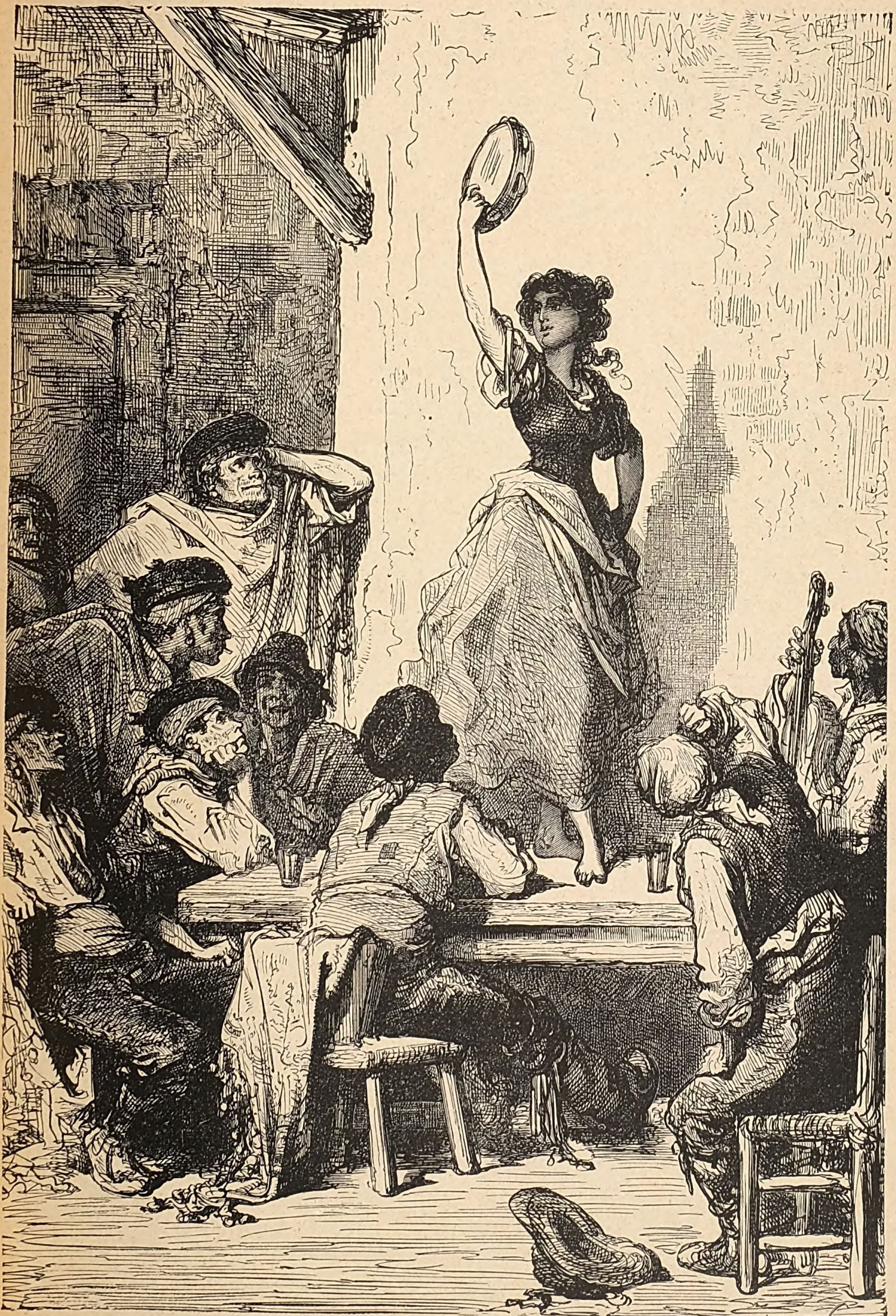
Wohl besitzt Spanien zehn Universitäten und eine Menge von verschiedenen Fachschulen, dennoch aber steht die geistige Kultur auf einer sehr niedrigen Stufe. Im Jahre 1877 konnten nur etwa 24 Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben. Der mangelhafte Volksunterricht wird insbesondere in den Hochgebirgsregionen verspürt. So in Asturien, wo die Bevölkerung zum größten Theil in weit zerstreuten Gehöften und Weilern lebt, Dörfer und Kirchen oft meilenweit von einander entfernt sind, da mangelt es an Schulen fast gänzlich. Und trotz der geringen Schulbildung spanischer Bauern ist man überrascht über deren würdiges Auftreten und nicht selten findet man eine Klarheit und Raschheit des Denkens, wie man sie z. B. in Deutschland nicht antrifft. Aber auch die besseren Stände sind des vielen Lesens abhold. Ernstere Werke, welche Sammlung und Studium erfordern, werden hier nicht genossen, nur die französischen Moderomane finden einzig und allein Gnade. Nicht einmal die heimischen Klassiker gehören zu dem selbstverständlichen Inventar einer gebildeten spanischen Familie, wie das in England und Deutschland der Fall ist. Junge Damen, wohl auch sogenannte gebildete junge Männer, in allen Künsten des guten Tones bewandert, offenbaren häufig in Literatur, Geschichte eine Naivität, die wirklich staunenswürdig ist.

Spanien, sagt Ernst Bark, ist das klassische Land der Feste und Feiertage. Tanz, Gesang, Musik und Festlichkeiten währen fast das ganze Jahr hindurch. Sie finden nicht nur statt in den verschiedensten Verhältnissen des profanen Lebens, sondern sind auch mit dem tief religiösen Sinn des durchaus katholischen Volkes Spaniens verbunden. Zu den originellsten und schönsten Festlichkeiten religiösen Anstriches gehören die „romerias". Jede Stadt und jedes Dorf feiert zu Ehren seines Schutzpatrons jährlich eine solche ab. Ungeheuere Mengen strömen von nah und fern auf den betreffenden Ort zusammen mit dem löblichen Vorsatze, dort nebst den kirchlichen Obliegenheiten nach Möglichkeit lustig zu sein, zu singen, zu tanzen, zu trinken und zu essen. Gewöhnlich dauern die romerias eine Woche. Das Eingreifen des Profanen in das Religiöse finden wir ganz eigenartig in dem kirchlichen Tanz, welcher jährlich nach Fronleichnam acht Tage lang abendlich in der Domkirche von Sevilla stattfindet. Eine Schaar kleiner, als mittelalterliche spanische Ritter bekleideter Knaben, wird in zwei Reihen vor dem Altare aufgestellt. Auf das Zeichen eines Domherrn beginnt eine liebliche Violinmusik, worauf die beiden Knabenreihen in tausend anmuthigen Bewegungen einherschreiten. Dann stimmen alle zusammen einen melodisch angenehmen Gesang an und begleiten Tanz und Gesang mit Castagnetten (Klapperinstrument). De Amicis fand diesen kirchlichen Tanz so anmuthig und ernst, daß er offen bekennt, ihn habe keine religiöse Ceremonie je so sehr gerührt, wie diese. Derselbe Tanz wird noch in den drei Karnevalstagen und den 8. Dezember aufgeführt.

Dem spanischen Volke ist das größte Vergnügen Musik und Tanz. Die Harmonie der Guitarren, der Ton der Flöte und des Tamburin, das Geklapper der Castagnetten, das Sumsen des Dudelsackes üben eine magische Anziehungskraft auf das Landvolk. Von den Volkstänzen werden in den besseren Gesellschaften blos die „hota aragonese", und etwa noch zuweilen der „bolero" getanzt; beide Tänze kommen noch den französischen und deutschen Tänzen am nächsten; den anfangs langsam, bald schneller, dann leidenschaftlich sich bewegenden „fandango" sieht man überall bei Volksfesten oder in Dörfer tanzen. Durchaus originell sind die spanischen Volksgesänge. Es sind dies nicht Lieder in unserem Sinne, sondern mehr eine Art Deklamation, ohne Rhythmus, schleppend und gedehnt, deren Monotonie an dieselbe der russischen Lieder erinnert. Unter den öffentlichen Volksfesten nehmen die Karnevalszüge den ersten Rang ein. Diese werden namentlich im Süden noch immer mit ungezwungener Heiterkeit begangen und selbst die besseren Klassen nehmen Theil daran. Groteske Figuren alles Mögliche darstellender Masken ziehen in dichtgedrängter Menge durch die Straßen scherzend und lachend, sich neckend und plaudernd; Wolken von „papirillos", d. h. von bunten, feinen Papierschnitzeln füllen die Luft und streben als ein unschuldiges Zeichen des Beifalls hübsche Frauen und Mädchen zu erreichen. Diese Karnevalszüge dauern drei Tage lang.

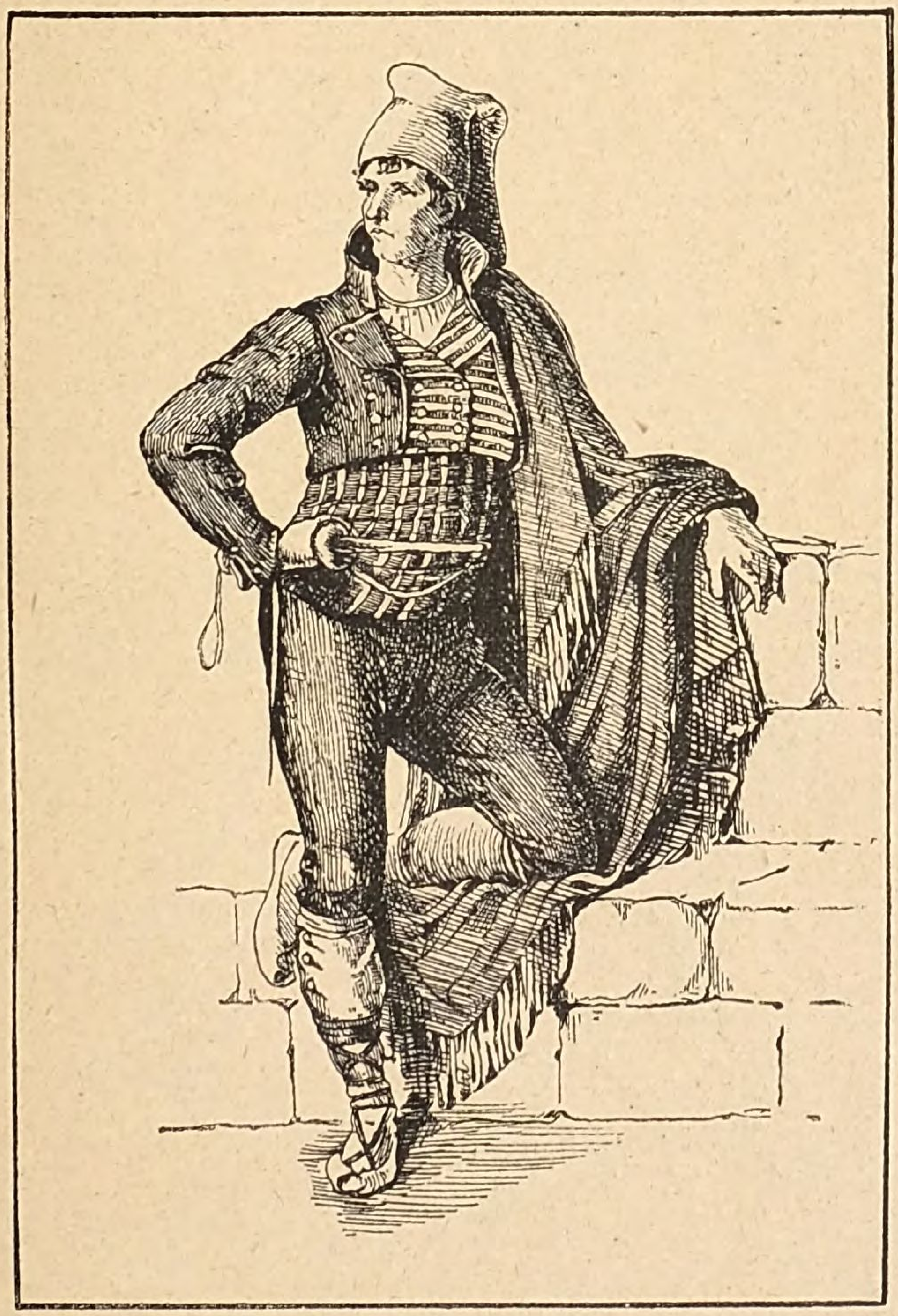
Und nun zum Schlusse von den Specialitäten des spanischen Bodens, den Stier- und Hahnenkämpfen. Wann das erste Stiergefecht (corrida de toros) stattfand, weiß man nicht mehr genau. Im Mittelalter hat sich die adelige Jugend mit vielem Eifer dieser Uebung gewidmet und Stierkämpfe waren das Lieblingsspiel der Höfe und die bevorzugte Uebung der Krieger. Selbst Könige, wie Karl V. Philipp IV. erschienen auf dem Wahlplatze, und Fernando Pizarro, der Eroberer Perus, war ein tapferer torero. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts theilte sich diese Kunst mit dem Volke und nun erst entstanden die eigentlichen toreros, diese Künstler von Beruf, welche zu Pferde und zu Fuß kämpfen. Gegenwärtig blüht das Stiergefecht mehr als je in Spanien; Madrid, Barcellona und die übrigen Großstädte haben Circusse ersten Ranges; kleinere, für 3—4 Tausend Zuschauer giebt es mindestens fünfzig. In Madrid findet das Schauspiel jeden Sonntag, in den anderen Städten so oft als möglich statt.

Der Verlauf eines Stiergefechtes ist folgender. Der Stier tritt in die Arena; einige capa-



Tanzende Zigeunerin.

deros, d. h. Leute mit rothen Mänteln reizen ihn, dann stoßen die banderilleros 1 bis 2 Zoll lange Eisenstacheln dem Thier in das Fleisch; nun folgen die mit Lanzen bewaffneten picadores auf elenden Pferden, denen der rasende Stier gewöhnlich den Leib aufschlitzt; zuletzt erscheint der glänzend bekleidete matadore oder espada, welcher dem vor Wuth schäumenden Thier einen Säbel in das Genick treibt. Hat der Stoß gelungen, so belohnen begeisterte Beifallsrufe den Mann, Hüte fliegen in die Arena, Taschentücher wehen; andernfalls fliegen Apfelsinenschalen in den Wahlplatz, und es regnet die schlimmsten Schimpfworte von allen Seiten. — Die Stierkämpfe sind allerdings blutige, wilde, aufregende Schauspiele; aber man könnte mit Louis Ulbach die Frage stellen, ob unsere Wettrennen, und noch mehr die Hetzjagden, nicht denselben Charakter besitzen. Die toreros von Beruf werden nicht für Künstler, wie die Seiltänzer sind, betrachtet. Der torero wird auch außer dem Circus geachtet, die jungen Aristokraten protegiren ihn; im Theater hat er eine Loge, er besucht die feinsten Kaffeehäuser. Berühmte espadas, wie Frascuelo, Lagartijo, Cayetano verdienen ihre 20,000 Franken im Jahre, sie besitzen Häuser und Villen; ihre Namen und Gesichter sind dem Volke bekannter, als die Namen und Gesichter der Heerführer und Minister.

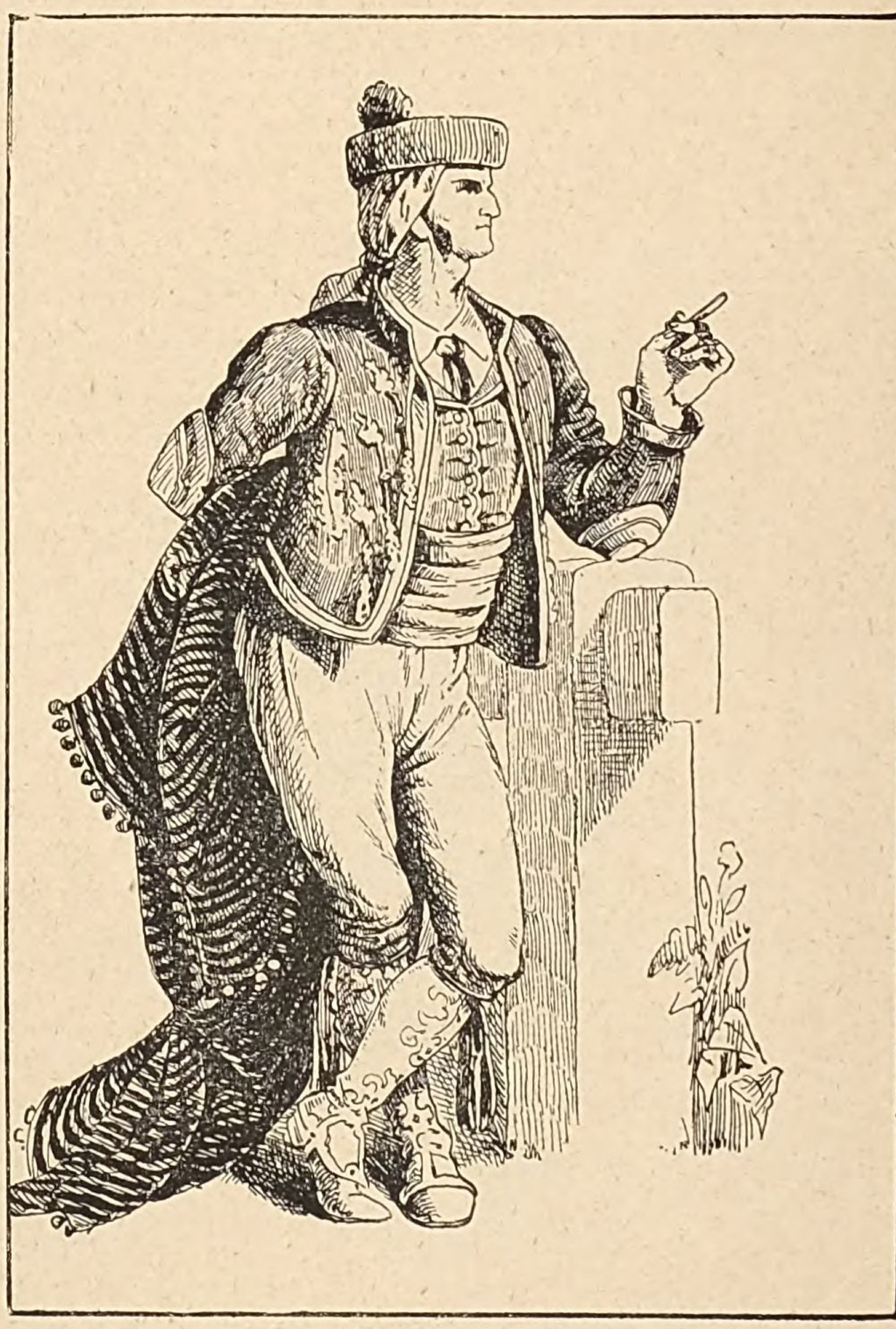


Bauer von Tarragona.

Die Hahnenkämpfe werden in kleinen Theatern gehalten, die aber genug geräumig sind, 1000 Menschen zu fassen. In der Mitte ist eine Art Bühne angebracht, so groß wie ein Tisch; dies ist der Kampfplatz der Hähne. Keiner der kämpfenden Thiere darf mehr wiegen, als der andere, noch ein gewisses, in den Kampfregeln bestimmtes Maas übertreffen. Man folgt diesen blutigen Raufereien mit demselben Interesse wie den Stierkämpfen, geht auf Wetten ein und in wenigen Minuten sind häufig mehr als 1000 Franken im Spiele.

B a s k e n. Die Basken haben am Golfe von Biscaya die östlichen Flügel der kantabrischen Kette inne. Auf spanischem Boden wird ihr Land in drei Provinzen: Vizcaya, Guipuzcoa und Alava geschieden und ihre Zahl dürfte hier etwa 500,000 Seelen betragen. Als Nachkommen der alten Iberer waren sie

in grauer Vorzeit über die ganze iberische Halbinsel ausgebreitet, denn die ältesten Fluß- und Städtenamen der Halbinsel finden ihre Ethymologie einzig und allein in der baskischen Sprache. Ueber den Ursprung und die Zugehörigkeit dieses Volkes ist uns nichts bekannt. Seine Sprache steht bis jetzt ganz isolirt in Europa, wie in der Welt. Ihr Formenreichthum ist ein unendlicher, man zählt nach Kobelt über 200 Konjugationen. Die einheimische Volkssage behauptet, das Baskische sei dieselbe Sprache, die Gott der Herr selbst dem ersten Menschenpaare im Paradiese gelehrt habe. Seltsamer Weise hat sich bei diesem Urvolke keine Tradition, die über die Rolandszeit (778) reicht, erhalten. An einigen Punkten des Landes finden sich wohl alte Steininschriften aber Niemand weiß sie zu deuten. Ganz sicher sind die Basken ein Rest aus Zeiten vor der Einwanderung der Arier; vielleicht waren sie schon Zeitgenossen der Renthierhirten, deren Reste wir in Höhlen und den ältesten Steingräbern finden. Niemals hatten die Basken ihr Haupt vor einem fremden Herrscher gebeugt; die Stürme der Völkerwanderung hatten keinen dauernden Einfluß auf sie gehabt; auch haben sie in ihren Bergfesten den Mauren einen energischen Widerstand geleistet. In der Maurenzeit finden wir die Basken zum ersten Male als eine nationale Einheit, als sie 842 den tapfern Inigo Arista zu ihrem Senor und Führer wählten und unter der heiligen Eiche von Guernica bei Bilbao ihre Freiheiten, diese berühmten Fueros, aufstellten. Um 1200 haben sie die Oberherrschaft der Könige von Leon und Navarra, später derjenigen von Castilien freiwillig anerkannt; aber diese waren immer gehalten, die alten Fueros, die Sprache, Verfassung, eigene Gerichtsbarkeit und Verwaltung, das Freisein von Steuern und Zöllen, vom Waffendienst, durch festlichen Eid sicher zu stellen. Nach dem letzten Karlistenkriege (1872—76) wurde die Sonderstellung des Baskenvolkes aufgehoben, die alten Fueros gestrichen; nur sind Salz- und Tabakmonopol, sowie die Stempelabgaben noch nicht eingeführt und der baskische Landtag tagt noch heute regelmäßig in Guernica und ordnet alle Provincialangelegenheiten selbstständig.



Spanischer Bauer.

Die Basken sind im Allgemeinen ein großer, kräftiger Menschenschlag, von ziemlich



Ein Baske.

heller Hautfarbe und nicht sehr dunklen, nicht selten auch blonden Haaren. Die eigentliche nationale Männertracht ist die boina, eine schirmlose, barretartige Mütze, von Schafwolle gewirkt, die junge, volle Gesichter sehr gut kleidet. Die Frauen gehen fast immer barhäuptig, nur selten verhüllen sie den Kopf mit einem weißen Tuch; das Haar flechten sie



**Bauernwagen im Sonntagsstaat.**

in dicke Zöpfe und pflegen große und schwere Ohrringe von Gold und Silber zu tragen. Neben den Städten giebt es im Baskenlande eigentliche Dörfer kaum; vereinzelt stehen die weißgetünchten Häuser in den üppigen Thälern inmitten von Gemüse- und Obstgärten; nur hie und da sammeln sie sich zu lockeren Gruppen, um ein kleines thurmloses Kirchlein, dessen Vorhof von uralten Bäumen beschattet wird. Die große Reinlichkeit, wodurch beide Geschlechter sich auszeichnen, macht sich auch an ihren Häusern, außen wie innen, sehr angenehm bemerkbar.

Das Baskenland ist das wohlhabendste Gebiet des spanischen Königreiches. Gewerbe, Industrie, Handel und Ackerbau haben daselbst von jeher geblüht. Ein sehr ausgedehnter und rationeller Bergbau auf Eisen, Papierfabrikation, Baumwollspinnereien bilden die Hauptzweige der heimischen Industrie; Viehzucht, Ackerbau, namentlich aber die Zucht von Edelkastanien und des Apfelbaumes liefern weitere Exportartikel. Der Baske ist fleißig und arbeitsam; auch betheiligen sich die Frauen sehr energisch an der Arbeit; stellten sie ja doch früher fast ausschließlich die Packträger, welche das Be- und Entladen der Schiffe besorgten. In den Thälern bestellt der Ackerbauer die Felder mit dem Pflug; an den Abhängen aber gebraucht er noch heutigen Tages seine alt-

hergebrachte laya, eine Gabel mit zwei spatelförmigen Zinken. Ein anderes, uraltes Hausgeräth ist der zweirädrige, stets von zwei Ochsen gezogene Karren, dessen Räder aus massiven Holzscheiben bestehen. Früher gehörten diese Karren zu den Fueros d. h. die Basken durften mit denselben auch außerhalb ihres Landes herumfahren, was längst verboten ist.

Freiheitsliebe, Festhalten an das Hergebrachte und tief religiöser Sinn, das sind die Hauptzüge im Charakter der Basken. Wer reges Nationalgefühl, warme Anhänglichkeit an den heimischen Boden, unermüdlichen Fleiß und Ausdauer, harmlose Fröhlichkeit, noble Gastfreiheit, einen stolzen freien Sinn sucht, der gehe nach den baskischen Provinzen. Der Baske, mag er noch so arm, ein Taglöhner sein, ist stolz, wie ein geborener Fürst; seit Urzeiten ist er der freie Besitzer seines Bodens. Er ist stolz auf sein Land, das fremden Schwertern niemals unterlag, stolz auf sein Volk, welches seit Menschengedenken frei war, stolz auf sein Blut, das mit dem Blute der Ungläubigen nicht gemischt ist. Seine Vorfahren waren die Ersten in Spanien, welche das Christenthum annahmen, deshalb nennt er sich einen „cristiano viejo", einen alten Christen. Die Basken gehören zu den gläubigsten Katholiken Spaniens. Streng beobachten sie die Vorschriften der Kirche und beugen sich ehrfurchtsvoll vor dem Priester. Jede kirchliche Feierlichkeit wird mit Gesang und Musik begleitet. Besonders schön ist die Sitte, welche man „die Blumen des Mai" nennt. In diesem Monat versammeln sich nämlich alle Abende die jungen Mädchen, auch die jungen Damen der höchsten Stände in der Kirche und singen vierstimmig Hymnen zum Lobe und Preise der heiligen Jungfrau ab. Ebenso groß ist ihre Geselligkeit. Der Baske ist lebensfroh und daher geselligen Vergnügungen, dem Tanzen und Singen leidenschaftlich ergeben. Nächst dem Tanze ist bei den Männern das Ballspiel sehr im Schwunge, weshalb in allen Ortschaften besondere Plätze dazu bestimmt sind. Bei geselligen Versammlungen werden viel geistige Getränke konsumirt; aber leichtsinnig und verschwenderisch sind sie doch nicht, wie andere Söhne des Südens.

Die Basken bilden den geistig vorgeschrittensten Theil der spanischen Nation. Während in den übrigen Landschaften die Volksbildung auf einer sehr niedrigen Stufe steht, ist hier für den Volksunterricht sehr gut gesorgt. Ueberall giebt es Volksschulen und unter den jüngeren Leuten wird man fast keinen treffen, welcher nicht lesen und schreiben könnte. Nun aber wird sich das kleine Völkchen als eine selbstständige Nationalität nicht mehr lange halten können. Im Süden dringt das Spanische, im Norden das Französische in das Land ein. Die Zeit steht nicht fern, wo der Name der Basken nur als geschichtliche Erinnerung bekannt sein wird.

## B. Portugiesen.

Die Portugiesen sind aus der Vereinigung derselben Völker hervorgegangen, aus welchen die spanische Nation entstanden ist. Nur muß noch ein Element, das Französische, hinzugegeben werden, welches unter der alten Dynastie der Burgunder im 12. Jahrhundert in das Land floß. Aeußere Gestalt, Aehnlichkeit der Sprache, Sitten und Gewohnheiten zeigen auf den ersten Blick, daß man es mit einer den Spaniern verschwisterten Nation zu thun hat; aber die kahlen, dürren Bergeinöden, welche beide Länder scheiden, haben auch die Völker getrennt; und so erscheinen uns Spanien und Portugal wie zwei Bäume, die sich aus demselben Stamme entwickelt haben und nun jeder eine gesonderte Existenz führen.

Die Portugiesen sind mittelgroß, von starkem Körperbau und schöner Gesichtsbildung. Sehr häufig trifft man in Stadt und Land wirklich schöne Frauen; die Männer geben sich durch ihren wenig schönen Nationalbart, breite Koteletten mit glatt geschorener Oberlippe und

Kinn, ein langweiliges Aeußere, und ihr rundes Gesicht wird dadurch noch breiter und trivialer. Einen sehr angenehmen Eindruck machen die Kinder mit den großen, schwarzen Augen und dem intelligenten und lebhaften Gesichte; um so weniger anziehend sind aber die älteren Leute, deren Züge infolge der geringen geistigen Arbeit einen nichtssagenden Ausdruck besitzen. Die Frauen werden bei reiferen Jahren häufig noch durch Leibesfülle verunstaltet. In der südlichsten Provinz, Algarve, macht sich das maurische Blut kenntlich. Die Gesichtsfarbe ist dunkler, die Männer meist hochgewachsen, mit verschmitztem Gesichtsausdruck und blitzend schwarzen, etwas lauernden Augen. Die portugiesische Sprache hat sich, wie die spanische, aus der römischen Volkssprache entwickelt. Unter der Herrschaft der Burgunder hat sie viele französische Wörter in sich aufgenommen, ist aber von arabischer Beimischung viel reiner geblieben, als das Spanische. Dem französischen Einfluß sind die Nasallaute zuzuschreiben; dagegen fehlen ihr die castilischen Kehllaute, die sie in gelinde Zischlaute verwandelt hat. Außerdem besitzt sie eine Reihe von Diphtongen, welche der Sprache etwas Weiches und Süßes, aber auch Kraftloses und Unmännliches verleihen.

Bei den höheren Klassen herrscht in der Kleidung die französische Mode; die Frauen haben auch jetzt noch eine Vorliebe für die schwarze Farbe; aber schwarze Schleier, wie sie die Frauen in Venedig tragen, sieht man selten mehr. Wie in Spanien, herrscht auch hier ein fast grenzenloser Luxus in der Bekleidung. Ein Kleinbürger ist tief überzeugt, bloß feine Kleider anlegen zu brauchen, um gesellschaftsfähig zu sein und seine Kollegen in Arbeitskleidern mit souveräner Geringschätzung behandeln zu können. Manche Familie aus dem Mittelstande kargt und erlaubt sich kaum das Nothwendigste, um nur der Welt gegenüber und namentlich in der Kleidung glänzend auftreten zu können. Einen grellen Kontrast bilden zu diesem Kleiderluxus die äußerst einfachen Wohnungen der Mittelklassen. Weißgetünchte Wände, teppichlose Fußböden, ein Dutzend hölzerner Stühle und ein oder zwei Brettertische, das ist Alles. Keine Vorhänge an den Fenstern, keine Bilder an den Wänden, keine Tischtücher, kein Spiegel, kein Tisch, der in bunter Unordnung Bücher, Zeitungen und Handarbeiten trägt, keine Blumenvasen, keine Uhr — nichts von den hundert kleinen Sachen, welche bei uns den Geschmack beweisen und unseren Wohnungen einen Reiz verleihen. Die Bauern tragen im Norden sehr lange Röcke, schwarze Leibbinden und breite schwarze Filzhüte; die Frauen und Mädchen kurze Röcke aus buntem Stoff, eine schwarze Doppelbinde, ebensolche Filzhüte und meist reichen Goldschmuck, Ketten, Ohrgehänge, Herzen von riesiger Größe in hohlem Goldfiligran. Im Süden tragen die Männer kurze Jacken, weite Hosen, breiten Filzhut, an Sonn- und Feiertagen scharlachrothe Westen und rothseidene Leibbinden. Die Frauen schmücken sich hier mit Halsketten aus aneinandergereihten Dukaten, die ärmeren mit solchen aus bunten Glasperlen.

Portugal ist vorzugsweise ein landwirthschaftliches Land; Wein, Früchte sind seine wichtigsten Handelsartikel. Die Industrie ist sehr wenig entwickelt, ein großer Theil der Industriewaren kommt von dem Auslande. Es ist auffallend, daß hier, gerade wie in Spanien, die Aristokratie nicht, wie das in England, Deutschland rc. der Fall ist, ihre ländlichen Besitzungen selbst bewirthschaftet; sie verpachtet dieselben direkt an die Bauern oder übergiebt sie Generalpächtern, die dann aus den Bauern den größtmöglichsten Gewinn herauspressen. Die Ackerwerkzeuge der Landbevölkerung sind noch von der rohesten Primitivität. Der Pflug ist nichts anderes, als ein gekrümmter Ast, der den Boden eben nur aufkratzt und zumeist ganz bequem auf der Schulter getragen werden kann. Auch sind ihre Ochsenkarren noch ein Erbtheil der römischen Occupation und seither kaum verändert.

Der Charakter der Portugiesen hängt innig mit den Schicksalen und der geographischen Lage ihres Landes zusammen. Die großen Entdeckungen im 15. und 16. Jahrhundert gaben ihnen einen abenteuerlichen und kühnen

Sinn; die Mühseligkeiten, welche sie auf ihren weiten Seefahrten zu ertragen hatten, machten sie geduldig; die Sehnsucht nach dem entfernten Vaterlande erweckte glühende Anhänglichkeit an den heimischen Boden, durch die Reichthümer ihrer Kolonien wurden sie hochmüthig und verschwenderisch. Andere Charakterzüge fallen mit denen aller heißblütigen Südländer zusammen, als vorherrschende Sinnlichkeit und schnell auflodernder Jähzorn, der bei Streitigkeiten gleich zum Messer greift. Dagegen darf man von den Portugiesen rühmen, daß sie sehr mäßig und wohlthätig sind. Ihre Zechgelage zeichnen sich durch Harmlosigkeit und ausgelassene Fröhlichkeit aus; und an wohlthätigen Anstalten ist verhältnißmäßig kein Land reicher, als Portugal. Sehr entwickelt ist die Geselligkeit der Portugiesen und ihre anspruchslose, wohlwollende Höflichkeit berührt stets sehr angenehm den Fremden. Diese zeichnet sich durch eine gewisse Schlichtheit und Einfachheit aus; nichts Gemachtes, Phrasenhaftes drängt sich in ihr in den Vordergrund; vielmehr entspringt sie einer natürlichen Liebenswürdigkeit des Gefühls. Ein Portugiese hat eine wirkliche Scheu, das Gefühl des geringsten Menschen zu verwunden und vermeidet ängstlich jeden Ausdruck, der möglicherweise diese Wirkung haben könnte. Namentlich wird dem Fremden nie die Nichtkenntniß portugiesischer Sitten verübelt. Nur den Spaniern sind die Portugiesen abhold, unter deren Herrschaft (1580—1640) ihnen alle Vortheile der Kolonialbesitzungen verloren gingen.

Ein Schattenzug im Charakter der Portugiesen ist ihre Arbeitsscheu. Der Portugiese liebt weder körperliche, noch geistige Anstrengung. Als Beschäftigung der Frauen wäre nur Nähen, Plaudern, und stundenlanges Aus-dem-Fenster-Gucken zu nennen. Die Männer bummeln in den Städten zwischen den Verkaufsläden herum und rauchen zahllose Papiercigaretten. Scheint die Sonne, so stehen sie gruppenweise an den Straßenecken mit aufgespannten Sonnenschirmen in der Hand; im Winter hängen sie sich einen Shawl um die Schultern und besprechen den Tagesklatsch. Einige schwere Arbeiten hält auch der geringste Portugiese unter seiner Würde, so das Wassertragen, das in den Städten von den „Gallegos“, d. h. spanischen Galiciern, besorgt wird. Dasselbe gilt von der geistigen Arbeit. Die Portugiesen lesen im Allgemeinen sehr wenig; ihre große Geselligkeit erspart ihnen die Bücherausgaben; in den Cafés, zu Hause, auf der Straße, in der Kirche — überall wird geplaudert; man hat gar kein Bedürfniß, seine Zeit allein mit einem Buche zu verbringen. Trotz der unbegrenzten Preßfreiheit, die so weit geht, daß die Witzblätter, wie Louis Ulbach versichert, selbst den König in Karrikaturen darstellen, hat sich die Tagesliteratur noch nicht zu einer moralischen Macht emporzuschwingen gewußt. Den Portugiesen interessirt das Ausländische ebensowenig, wie den Spanier. Nur ein kleiner Kreis Auserwählter folgt der europäischen Bewegung der Geister; die große Masse bis hinauf zur Mehrzahl der sogenannten Gebildeten lebt ausschließlich im engumschriebenen Kreise der portugiesischen Interessen. Bei solcher geistigen Trägheit wird uns die Behauptung von Ernst Bark nicht unglaublich erscheinen: es soll selbst in den gebildeten Kreisen Frauen geben, die noch nicht in die Mysterien der edlen Schreibkunst eingeweiht sind.

Musik ist bei den Portugiesen sehr beliebt; fast in jedem Hause ertönt Pianoforte oder Guitarrenspiel. Von dem letztgenannten Instrument ist es zu bemerken, daß dasselbe in der sogenannten guten Gesellschaft nicht mehr salonfähig ist; man findet das Klavier anziehender. Die Guitarre ist zum Musikinstrument des Volkes degradirt. In den äußeren Theilen der Städte hört man Sonntags aus allen Häusern Guitarrenmusik mit Gesang. Das ist das beliebteste Sonntagsvergnügen. Die Männer sitzen in der warmen Sonne, die Guitarre in den Händen, die Frauen und Kinder singen mit oder hören zu. Zu den nationalen Volksbelustigungen gehören auch die Stiergefechte. Diese werden in Portugal nicht minder schwunghaft betrieben, als in Spanien. In Lissabon dauern sie mit Ausnahme der drei



Portugiesische Frauen.

Wintermonate fast das ganze Jahr hindurch. Ihr Verlauf ist derselbe, wie in Spanien.

Die Portugiesen bekennen sich durchaus zur katholischen Religion. Wie alle Südländer lieben sie sehr das kirchliche Gepränge und begehen die Kirchenfeste und Prozessionen mit möglichster Feierlichkeit.

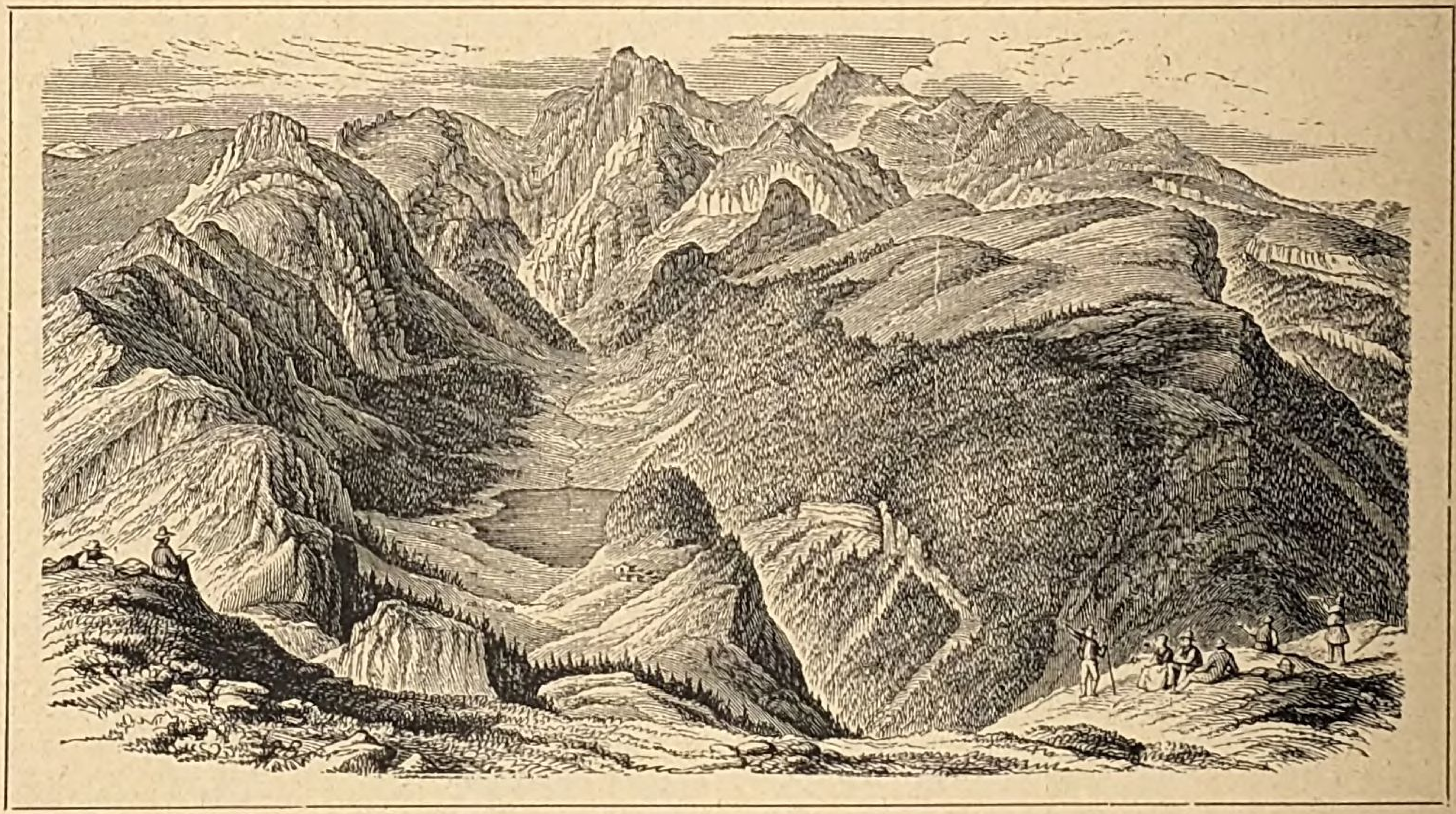
## 16. Das deutsche Reich.

Das deutsche Reich,*) derzeit der politische Schwerpunkt Europas, bildet zwar nicht das mathematische Centrum unseres Erdtheils; da es aber mit drei Großmächten in unmittelbarer, und mit Rücksicht auf das Deutschthum, mit allen Ländern Europas, in näherer Berührung steht: darf man es mit allem Rechte als den Kern, das Herz unseres Kontinentes, als „ein Land der Mitte" bezeichnen, wodurch die übrigen Theile Europas zu einer wahrhaften Einheit zusammengehalten werden. Im Osten von Rußland, im Süden von der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie und der Schweiz, im Westen von Frankreich, Belgien und den Niederlanden, im Norden von der Nordsee, Dänemark und der Ostsee begrenzt, besitzt das deutsche Reich eine ziemlich ungeformte Gestalt. Im Osten tritt Rußland, im Südosten die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie mit einem mächtigen Busen in das deutsche Land hinein; während im Nordosten die Provinz Ostpreußen, im Nordwesten die Provinz Schleswig-Holstein halbinselartig in die benachbarten Gebiete hineinragen. Der Hauptkomplex der Ländermassen entfällt auf die westliche Hälfte des deutschen Gebietes. Das gesammte Deutsche Reich hat einen Flächeninhalt von 543,964 qkm mit 49 1/2 Mill. Einwohner, wovon nicht ganz 2/3 dem Protestantismus und mehr als 1/3 dem Katholicismus ergeben sind. Der erstere herrscht mehr im Norden, der letztere mehr im Süden. Das Deutsche Reich ist kein einheitlicher Staat, sondern ein Staatenbund, dem vier Königreiche (Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg), sechs Großherzogthümer (Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Weimar-Eisenach), fünf Herzogthümer (Anhalt, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Braunschweig), sieben Fürstenthümer (Lippe, Schaumburg-Lippe, Reuß jüng. Linie, Reuß ältere Linie, Schwarzburg-Rudolfstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck), drei freie Städte, (Hamburg, Lübeck, Bremen) und das Reichsland Elsaß-Lothringen angehören. Als Reichsoberhaupt gilt der deutsche Kaiser, dessen Würde erblich ist und seit 1871 stets dem König von Preußen zukommt. Die einzelnen Staaten sind konstitutionelle Monarchien; die drei freien Städte besitzen eine republikanische Regierung; das Reichsland wird von einem kaiserlichen Statthalter verwaltet.

Von der 7675 km langen Umfangslinie des deutschen Reiches entfallen 5205 km auf das feste Land und 2470 km auf die Meeresküste. Die Landgrenzen sind nur im Süden und Westen durch Bergländer scharf markirt, im Osten verschmilzt sich das deutsche Land unmerklich mit dem großen Osteuropäischen Tieflande. Die nördliche Grenzmarke wird durch die Küsten der Nord- und Ostsee gebildet. Die Gestade der Nordsee sind flach und tragen Zeichen der furchtbarsten Verheerungen durch die Meeresfluthen. Sie sind zernagt und zerrissen. Der ehedem bestandene Dünengürtel ist fast gänzlich verschwunden, nur in den nördlichen Theilen sind einige Reste übriggeblieben. Dem Festlande ist eine Reihe flacher Inseln

*) Siehe Karte Deutschland physikalisch und Deutschland. Platz: Völker der Erde V.

vorgelagert, zwischen denen und der Landmasse die **Watten** sich erstrecken, seichte Meerestheile, die zur Zeit der Ebbe beinahe ganz trocken liegen. Die Landung der Schiffe wird fast überall durch Sandbänke erschwert, daher hat diese Küste keinen einzigen Hafen von größerer Bedeutung. Die Ostseeküste ist in ihrem nördlichen Abschnitt reich gegliedert und vom Kleinen Belt bis nach Lübeck von schön bewaldeten Hügeln begleitet. In ihren schmalen, langen, weit in das Land eindringenden Busen liegen eine Anzahl von schönen Hafenplätzen, unter denen derjenige von Kiel der wichtigste



Alpenpanorama.

ist. Der nach Osten sich erstreckende Küstenstrich besitzt drei größere Einbuchtungen, die Neustädter, Swinemünder, und Danziger Bucht. Zwischen beiden ersteren liegt die Insel Rügen, die im Osten steile, mit Buchenwäldern bestandene Küsten besitzt. Eigenthümlich für diese Ostseeküsten sind die **Haffe**, d. h. Süßwasserseen, welche Strömen als Sammelbecken dienen und von der See durch wenig ausgedehnte Landmassen getrennt sind. Es giebt deren drei: das Pommersche oder Stettiner Haff an der Odermündung (das kleine und große Haff) von der Ostsee durch die Insel Usedom und Wollin getrennt; das Frische Haff an der Weichsel und Pregel im Danziger Busen durch die Frische Nehrung, das Kurische Haff an der Memel, durch die Kurische Nehrung von der See geschieden. Beide Nehrungen werden durch mächtige Dünen gebildet. Dieser ganze Abschnitt der Ostseeküste ist sehr ungünstig beschaffen, flach und besitzt wenige Häfen.

Aeußerst mannigfaltig ist die Oberfläche Deutschlands gebildet. Im Allgemeinen senkt sich der Boden von Süd nach Nord, so daß man in dieser Richtung drei Hauptlandschaften unterscheiden darf. Das Alpengebiet, das deutsche Mittelgebirge und das norddeutsche Tiefland. An den Alpen besitzt das deutsche Reich nur einen geringen Antheil; nur die **Allgäuer** und **Bayerischen** Alpen gehören in seinen Bereich, deren zumeist steil aufgerichtete Ketten in der 2960 m hohen Zugspitze, dem höchsten Punkte des Deutschen Reiches, kulminiren. Den Alpen im Norden vorgelagert dehnt sich die **Schwäbisch-Bayerische Hochebene** aus, die höchste in Deutschland (550 m), ein welliges Hügelland mit alpinischen Bruchstücken bedeckt, rauh und naß und reich an ausgedehnten Moosen, so die Dachauer und Erdinger Moose an der Isar.

Das **deutsche Mittelgebirge** ist von der letztgenannten Hochebene durch das Donauthal geschieden. Die nördliche Markscheide desselben



Eine Klamm in den deutschen Alpen.

wird nur durch eine idealische Linie gebildet, die wie Kutzen bemerkt, von den Quellen der Oder bis zu den Grenzen Frankreichs verläuft und die Sudeten, das Erz- und Fichtelgebirge, den Thüringerwald, die Rhön, den Vogelsberg, Taunus, Westerwald, Hunsrück und die Eifel berührt. Dieser 970 km lange Gebirgsdamm bildet keine zusammenhängende Kette; auch ist zu bemerken, daß im Norden desselben noch immerhin einige ansehnliche Erhebungen sich befinden, wie der Harz. Dieses mittlere Gebiet Deutschlands ist nun mit einer Unzahl von Gebirgszügen besetzt, die nach allen Himmelsrichtungen streichen. Sie besitzen weder die Erhabenheit noch den Farben- und Formenreichthum der Alpen; insbesondere sind ihre Gipfel in der Regel abgerundet. Sie umschließen ausgedehnte Hochebenen, bergen in ihrem Schoße reizend malerische Gegenden und sind in ihren südöstlichen, nordwestlichen und nördlichen Rändern reich an mineralischen Schätzen, aber auch reich an Moorgründen.



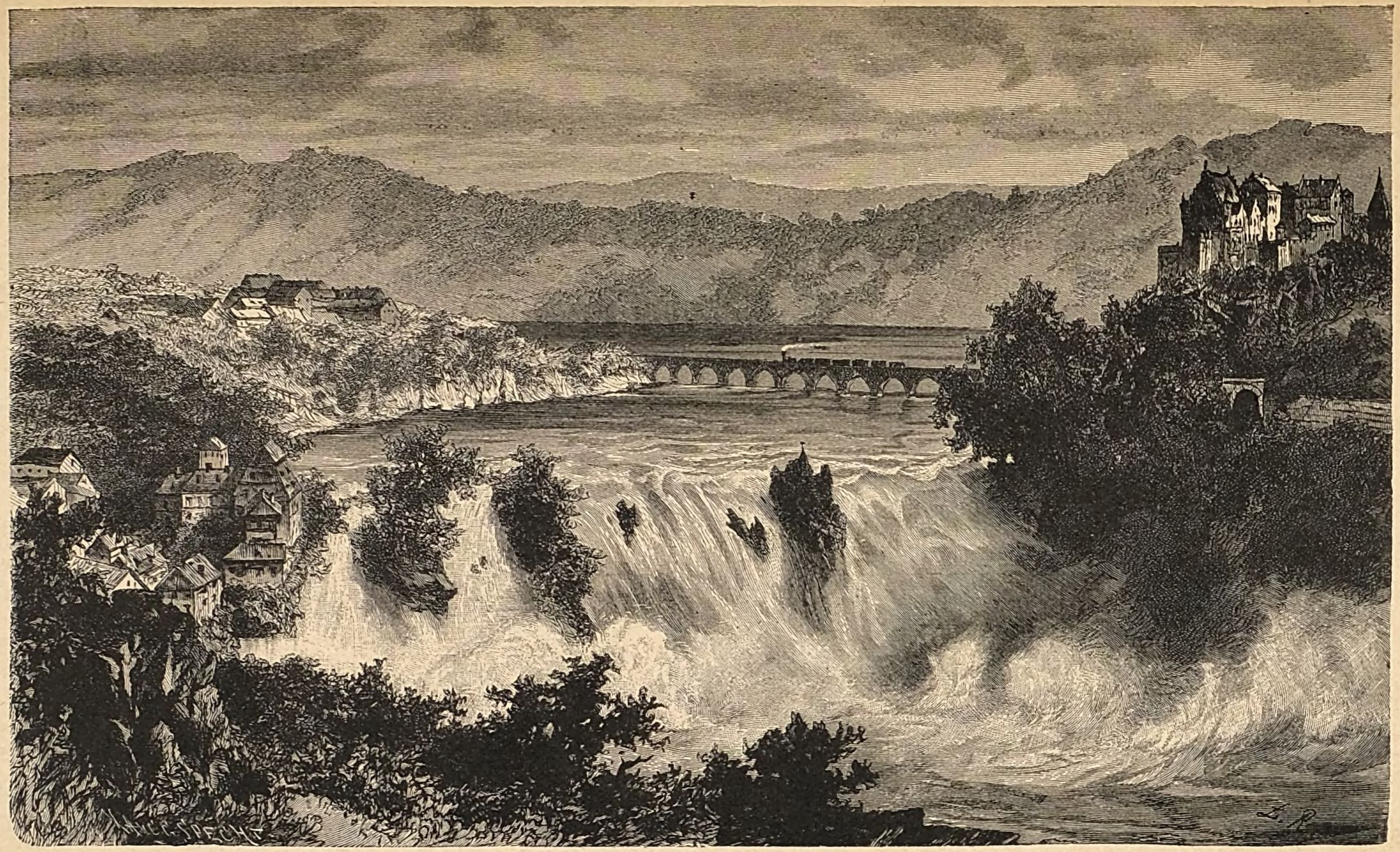
Wolfsschlucht im Schwarzwald.

Den südöstlichen Rand bilden die Sudeten und das Riesengebirge, deren Ketten in ihren Erhebungsverhältnissen nach den Alpen die erste Stelle einnehmen. Die Schneekoppe im Riesengebirge mißt 1605 m. Kahle Felsenkegel, kolossale Granitblöcke, Hochseen und Moorgründe charakterisiren den letztgenannten Gebirgszug, an den sich im Westen das rauhe Isergebirge, weiter das Lausitzer- und Elbsandsteingebirge anschließt, das wegen seiner von Flußthälern durchschnittenen Gebirgsmassen, senkrechten Wänden, isolirten Kämmen den Namen der „Sächsischen Schweiz" erhielt. Das Randgebirge wendet sich nun im Erzgebirge nach Südwesten. Dasselbe besitzt einen scharf ausgebildeten, nirgends von Paßeinsenkungen unterbrochenen Kamm und erhebt sich im Fichtelberg und Keilberg über 1200 m. Das im Westen gelegene Fichtelgebirge (1053 m) bildet einigermassen einen Centralknoten, von dem die Mittelgebirge nach verschiedenen Seiten hin auslaufen und welches die Wasserscheide dreier europäischer Hauptströme, der Donau, des Rheins und der Elbe ist. Im Südwesten schließt sich an dasselbe der Böhmerwald an (1458 m), ein langgestreckter Gebirgszug, der unwegsamste und unbekannteste in ganz Deutschland, mit Urwäldern bedeckt, in denen noch bis in dieses Jahrhundert Bären und Wölfe hausten.

Der ihm parallel vorgelagerte Bayerische Wald (1216 m) ist nur als ein Glied desselben zu betrachten. Nordwestlich vom Fichtelgebirge zieht der Franken- und Thüringerwald (984 m), eine schmale, langgestreckte, mit üppigen Wiesengründen und herrlichen Waldungen bedeckte Bergkette, „der Park Deutschlands und Wallfahrtsgegend zahlloser Touristen", reich an fürstlichen Schlössern und geschichtlichen Erinnerungen (Wartburg). Nördlich von demselben breitet sich die Thüringer Hochebene aus, die durch eine von der Unstrut durchflossene Senke vom Harz geschieden wird. Dieser ist ein abgeschlossenes, massenartiges Plateaugebirge (1142 m), rauh, mit klaftertiefen Torfmorästen bedeckt, waldreich, aber nebstdabei wasserarm. Südwestlich von Thüringen liegt das Hessische Bergland, auf dessen Südrand zwei Berggruppen sich erheben: der Vogelsberg und die Rhön (950 m). Beide tragen vulkanische Kuppen, sind rauh, haben ausgedehnte Torfmooren, ja die Rhön ist an vielen Stellen öde und arm. Weiter südlich zieht der Spessart, dessen vielkuppiger Rücken noch heutzutage mit herrlichen Eichen- und Buchenwaldungen bedeckt ist. Durch den Main vom letzteren geschieden, erstreckt sich bis zur Rheinebene der freundliche Odenwald, der bis auf die obersten Kuppen (518 m) Wiesen- und Ackerbau und Waldungen meistens von Laubholz trägt.

Wenden wir uns jetzt nach Südwesten, wo dem Schoße der Gebirge die Donau und der Neckar entquellen. Der Donau entlang zieht hier in nordöstlicher Richtung der deutsche oder schwäbische Jura, auch rauhe Alb genannt, an welchen beim Durchbruch der Wörnitz in nördlicher Richtung der fränkische Jura sich anschließt. Beide sind ein massiges Kalksteinplateau, rauh, in ihren oberen Theilen zerklüftet, höhlenreich und wasserarm, bergen aber an ihrem Fuße anmuthige Thäler mit grünenden Wiesen und üppigen Laubwäldern. Unter den letzteren sind die lieblichen Thäler zwischen Erlangen und Bayreuth schon seit Jahrhunderten mit dem Namen der „Fränkischen Schweiz" belegt. Alles Land, welches beckenartig in der Form eines großen Dreiecks zwischen den beschriebenen Gebirgen eingesenkt ist, ist unter dem Namen des „fränkisch-schwäbischen Stufenlandes" bekannt. Vom Main und Neckar durchflossen besitzt es einen großen Wechsel von Hügel- und Flachländern, ist reich an anmuthigen Abschnitten; namentlich aber ist das badische und württembergische Neckarland mit einer so großen Mannigfaltigkeit ausgestattet, die Natur ist so frisch, lachend und reich, wie man sie nur in wenigen Gegenden Deutschlands finden kann.

Da wo der Rhein den Boden Deutschlands betritt, wird er auf beiden Seiten von mächtigen Bergzügen begleitet, rechts vom Schwarzwald, links vom Wasgenwald. Beide Gebirge gleichen einander auffallend. Beide haben eine keilförmige Gestalt, deren Spitze nach Norden gerichtet ist. Die Hauptmassen und Gipfel beider liegen im Süden, im Schwarzwald der Feldberg 1494 m, im Wasgenwald der Sulzer Belchen 1426 m; gegen Norden nehmen beide an Breite und Höhe ab. Beide fallen schroff dem Rhein zu ab, und gehen auf entgegengesetzter Seite allmählich in Hochflächen über; beide sind mit dichten Nadelholzforsten bedeckt und bergen in ihren Thälern kleine Bergseen und Torfmoore. Der Wasgenwald geht im Westen in die Lothringische Hochebene, im Norden in die Haardt über, die gleichfalls den Charakter eines Hochplateaus besitzt. Mit dem berühmten Durchbruchsthal des Rheins bei Bingen beginnt das niederrheinische Schiefergebirge, welches durch Flußthäler in viele Theile zerschnitten, doch nur ein Ganzes bildet. Links haben wir den waldreichen Hunsrück, die basaltkuppige Eifel, das mit Torfmooren und Heide bedeckte Hohe Veen; rechts den gleichfalls reich bewaldeten Taunus, den rauhen moorigen Westerwald und das kohlen- und eisenreiche Sauerland, das dichtbevölkertste und industriellste Gebiet Deutschlands. Schließen wir mit dem Bergland an der Weser. Dieses dringt wie ein Hochlandskeil in die norddeutsche Tiefebene ein, ist nur mittelhoch (470 m), besteht aus mehreren nach Nordwesten gerichteten Ketten, unter denen das Wiehengebirge und der langgestreckte Teutoburger



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Wald hervorragen, so genannt, weil man glaubte, an seinem südöstlichen Ende bei Detmold das Schlachtfeld entdeckt zu haben, wo der Cherusker Armin im „Saltus Teutoburgiensis“ dem Vordringen der Römer ein Ziel setzte.

Alles Land, welches sich zwischen den Mittelgebirgen und den Meeresküsten erstreckt, ist unter dem Namen der norddeutschen Tiefebene bekannt. Es ist eine Fortsetzung des osteuropäischen Tieflandes. Was seine Oberflächenverhältnisse betrifft, so ist im Ganzen ein Sinken des Terrains nach Norden und Westen hin vorherrschend. Nur an wenigen Stellen erhebt sich das Tiefland bedeutend über das Meeresniveau, ja es sinkt sogar an mehreren Punkten, namentlich im Westen, unter dasselbe herab. Dem Tieflande sind zwei Bodenanschwellungen aufgesetzt. Der südliche Rücken bildet kein einheitliches Ganzes; er hängt im Osten mit dem wolhynischen Plateau zusammen, zieht über den dürftigen, wasserarmen Fläming (200 m) und endet im wellenförmigen Sandboden der Lüneburger Heide. Der nördliche Landrücken betritt in Kurland den deutschen Boden. Er zieht über Preußen, Pommern, Mecklenburg, wendet sich in Holstein nach Norden und durchläuft in dieser Richtung die jütische Halbinsel. Tausende von Seen liegen über sein ganzes Gebiet zerstreut und mit Rücksicht auf deren Zertheilung wird der Landrücken in eine preußische, pommersche und Mecklenburger Seenplatte geschieden. Seine höchsten Erhebungen finden sich in der preußischen (Seesker Berg 303 m) und der pommerschen Seenplatte (Turmberg 331 m). Zwischen beiden Landrücken ist von Bromberg an der Weichsel bis nach Magdeburg an der Elbe eine Tieflandsmulde eingebettet, eine vielfach sandige und moorige Niederung, in deren geräumigstem Theile, der märkischen Ebene, in unfruchtbarer, von Sand und Sumpf bedeckter Gegend Berlin liegt.

In dem westlich von der Elbe gelegenen Theile des Tieflandes treffen wir hochgelegene Heiden und weit ausgebreitete Moore. Das ausgedehnteste Heideland ist die Lüneburger Heide, eine graue, einthönige Gegend, deren langgestreckte Flächen und wellenförmige Hügel mit Sand, Thon und Mergel bedeckt sind. Dennoch aber besitzt die Heide nicht den Steppencharakter; überall ist sie wenigstens mit Heidekraut bedeckt und wo es nicht an Feuchtigkeit mangelt, finden wir ausgedehnte Buchen- und Birkenwaldungen und schöne Eichengehölze, namentlich in der Umgebung der Heidedörfer. Einen ähnlichen oder noch traurigeren Eindruck gewährt die Hohe Geest, ein in Schleswig-Holstein von Süden nach Norden verlaufender Landrücken, ehedem mit dichten Waldungen bedeckt, jetzt nach der Entholzung dem Ueberwuchern des Sandes preisgegeben. Erfreulich hierzu ist der Gegensatz, den die reichen Marschen bieten, die von der See und den Flüssen angeschwemmt von Hamburg bis Eiderfeld der Geest vorgelagert sind. Die Marsch ist ein flacher und höchst fruchtbarer Landstrich, liegt nur wenig höher, als die See und muß zuweilen durch Deiche gegen Ueberschwemmung geschützt werden. Im äußersten Westen nehmen jene unheimlichen, sumpfigen Striche einen sehr großen Raum ein, welche Moore heißen. Das ausgedehnteste Moorgebiet liegt auf beiden Seiten der unteren Ems, wo das Meppensche Moor eine Fläche von 1500 qkm das Bourtanger Moor und der Twist eine Fläche von 3000 qkm bedecken. Hier ist wohl die trostloseste Gegend Deutschlands. Das öde, schwarzbraune Land, die im Moraste gebannten, kaffeebraunen Gewässer, das schmierige, schwammige Moos, die leblose Stille, alles athmet Schwermuth. Lange Jahre hindurch lieferten die Moore nur Brennmaterial; später fing man an, sie durch Abbrennen und Entwässerung zu kultiviren.

Die mehr als anderthalb Hundert Flüsse des Deutschen Reiches sind ganz gleichmäßig über das Land vertheilt und fast das ganze Jahr schiffbar. Entsprechend der Abdachung des Bodens befolgen alle Hauptströme eine nördliche Richtung, nur die Donau eilt dem fernen Osten zu. Der Rhein, die Weser, die Elbe münden in die seichte Nordsee, die Oder, Weichsel und Memel (Njemen) in die

Haffe der Ostsee. Unter allen Flüssen gehört die Weser allein Deutschland ganz an, die übrigen haben entweder ihre Quellen, oder ihr Mündungsgebiet, oder aber auch beide in fremden Landen. Dies gilt namentlich vom Rhein, der in den Eis- und Schneefeldern der Graubündner Alpen geboren, im Bodensee geläutert bei Basel den Boden Deutschlands betritt und bei Emmerich denselben verläßt. Und doch ist der Rhein der eigentlich heimathliche Strom Deutschlands, an dessen Ufern Natur und Kunst, Sagen und Lieder, geschichtliche Erinnerungen und lebendige Gegenwart sich vereinigen.

Das Klima Deutschlands ist ein gemässigtes, aber schon mit einem Anflug des Nordischen. Der Süden ist rauh, theils wegen der Nähe der Alpen, von denen häufig kalte Luftströmungen herabwehen, theils wegen seiner größeren Erhebungen; der Norden ist rauh, theils wegen seiner höheren geographischen Breite, theils weil die kalten Nordostwinde ohne Widerstand in die Tiefebene dringen. Doch ist der Unterschied der Temperatur nicht von Süden nach Norden, sondern von Westen nach Osten bemerkbar. Im Westen herrscht das oceanische Klima vor, dessen Einfluß bis nach Hannover und Hessen und in die Rheinebene reicht; im Osten gewinnt das kontinentale Klima die Oberhand. Die Nordsee friert nie zu, wohl aber sind die Küsten der Ostsee fast jährlich mit Eiskruste bedeckt. Der günstigste Landstrich in klimatischer Beziehung ist das lachende Rheingebiet, die Thäler des Neckar, Main und der Mosel, die Heimstätten der feurigen Weine; diesen gesellen sich viele tiefere Thaleinschnitte der Mittelgebirge, die allseitig vor rauhen Winden geschützt, eine den südlicheren Breitegraden angemessene Temperatur besitzen. Die reichsten Niederschläge finden wir in der Alpengegend und auf einzelnen Mittelgebirgen (85 cm) wo die regenbringenden Westwinde vorherrschen, deren Einfluß über die ganze Tiefebene bis nach Polen hinein (60 cm) zu verspüren ist. Die kleinste Regenmenge haben wir in den von den Mittelgebirgen umschlossenen Gebieten, wie in Würzburg, wo der jährliche Regenfall kaum 40 cm Höhe erreicht.

Wie schon angedeutet, sind die mineralischen Schätze Deutschlands an dem Außenrande der Mittelgebirge aufgehäuft. Im Südosten bietet Oberschlesien Eisen, Kohle und Zink, das Erzgebirge Kohlen und edle Metalle; im im Norden der Harz Metalle aller Art; im Nordwesten der Nordabhang des Rheinischen Schiefergebirges Kohlen und Eisen in unerschöpflicher Fülle. Ueberall sind diese Mineralien die Grundlage einer sich immer mächtiger entwickelnden Industrie geworden, namentlich aber in den preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen, Sachsen, Schlesien und im Königreich Sachsen. Von größter Bedeutung für die Belebung der deutschen Industrie und des deutschen Handels ist das sehr ausgedehnte Eisenbahnnetz des deutschen Reiches, die sehr zahlreichen Wasserstraßen und die deutsche Handelsflotte, welche im Jahre 1890 aus 3635 Seeschiffen bestehend an Tonnengehalt nur den Handelsflotten Englands, der Vereinigten Staaten Nordamerikas und Norwegens nachsteht.

Als leitende Großmacht sah sich Deutschland veranlaßt, seit 1884 eine in großem Maßstabe angelegte Kolonialpolitik zu betreiben. Es wurden enorme Ländereien erworben, die zwar schwach bevölkert, aber doch an Größe das Deutsche Reich bei weitem übertreffen. Das deutsche Schutzgebiet umfaßt in Ostafrika alles Land vom Rovumaflusse bis zum Kilimandscharo und Viktoria Nianza mit mehr als 1 Mill. qkm Oberfläche; auch wurde das Küstengebiet von Sansibar, vom Wanga bis Rovuma am 15. August 1888 deutscher Verwaltung unterstellt. In Westafrika das Togogebiet an der Sklavenküste und das Kamerungebiet mit 300,000 qkm, in Südwestafrika Angra Pequena mit fast 600,000 qkm Oberfläche. Die Grenzen der deutschen und englischen Besitzungen in Afrika wurden durch das am 1. Juli 1890 in Berlin unterzeichnete Abkommen endgültig festgestellt. In dem australischen Inselmeer umfassen die deutschen Besitze das Kaiser Wilhelmsland in Neuguinea (179,250 qkm) den Bismarkarchipel, die Marschall- und Pleasantinseln und einige Eilande der Salomongruppe.



Im Rheingau.

# 17. Die Bevölkerung des Deutschen Reiches.

Zur Zeit der Römer hatte das weit ausgedehnte Urvolk der Kelten Süddeutschland bis zu den Karpathen inne. Die Germanen saßen in Mittel- und Norddeutschland und waren von den westlichen Kelten durch den Rhein, von den Slaven im Osten durch die Weichsel getrennt. Mit der Völkerwanderung verließen die Germanen ihre Sitze, drangen nach Süddeutschland und in die Alpen, im Westen nach Nordfrankreich ein und mischten sich auf beiden Gebieten mit Kelten. Hierauf flutheten die Slaven von Osten her und füllten fast ganz Norddeutschland aus. Am westlichsten vorgedrungen waren unter den slavischen Stämmen die Sorben und die Polaben. Die Sorben ließen sich in Sachsen, Thüringen und der Lausitz, die Polaben in Holstein, Mecklenburg, Brandenburg und Vorpommern nieder. In Pommern saßen die Ljächen oder Polen, weiter östlich zwischen der Weichsel und dem Kurischen Haff die Preußen, an diese schlossen sich an der Memel die ihnen verwandten Littauer an. Die Grenze zwischen Germanen und Slaven bildete zu dieser Zeit etwa die Linie von Kiel bis Nürnberg.

Seit dem Ende des 8. Jahrhunderts betrat das deutsche Element seinen Rückweg, von West nach Ost. Die Germanen warfen sich auf die slavischen Völker, unterjochten sie und erwiesen ihnen gegenüber ihre Ueberlegenheit dadurch, daß sie dieselben im Verlaufe der Jahrhunderte vollständig germanisirten. Die slavischen Sprachen starben eine nach der andern aus. Inmitten des Germanenthums vermochten sich nur geringe, slavische Reste zu erhalten. So die Wenden im Lüneburgischen, die Sorben in der Lausitz (140,000), in sehr geringer Zahl die Kaschuben in Westpreußen, die Masuren an der preußisch-polnischen Grenze, endlich die Littauer (150,000). Aber auch auf diesen Gebieten schreitet die Germanisirung raschen Schrittes vor und in wenigen Generationen werden diese Ueberreste ganz verschwunden sein. In der Gesammtbevölkerung des Deutschen Reiches befinden sich nur 3 Mill. Nichtdeutsche. Von diesen sind $2^1/_2$ Mill. Slaven, deren Hauptkomplex, außer den schon genannten Resten, auf das östliche Preußen (Polen) entfällt. Hierzu kommen noch etwa 220,000 Franzosen in Lothringen und 150,000 Dänen in Schleswig.



Mädchen aus Oberbayern.

Die deutsche Sprache zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: in das Nieder- oder Plattdeutsche, und das Hoch- oder Oberdeutsche. Der Unter-

schied zwischen beiden wird durch das von J. Grimm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung der Konsonanten begründet, laut dessen im Vergleich mit den verwandten indogermanischen Sprachen die Konsonanten im Niederdeutschen um eine Stufe, im Hochdeutschen um zwei Stufen verschoben sind. Z. B. Sanskrit: tad, Englisch: that, Deutsch: das; Lateinisch: dentem, Englisch: tooth, Deutsch: Zahn. Das Niederdeutsche herrscht im nördlichen Tieflande und in einem Theil des nordwestlichen Berglandes; das Hochdeutsche im übrigen Deutschland. Das Niederdeutsche umfaßt die Friesen, die westlichen Niederrheinländer, Westfäler und die Niedersachsen in Hannover, Schleswig-Holstein und Braunschweig. Durch Germanisirung der Slavenvölker hat sich dasselbe über Mecklenburg, Brandenburg, Pommern und Ostpreußen verbreitet. Ihm verwandt sind das Holländische, Vlämische und Englische. Das Oberdeutsche umfaßt die Burgunden, Alemannen, Schwaben und Bayern. Die ersten sind im Rhônegebiet in Franzosen aufgegangen; die Alemannen mit dem oberrheinischen Dialekt sitzen am Oberrhein in Elsaß, in Baden vom Rhein bis zum Schwarzwald und nördlich bis Rastatt, in der östlichen Schweiz und dem westlichen Tirol. Das Schwäbische ist im oberen Neckarthal und an der Donau bis zum Lech verbreitet; das Bayerische in Altbayern, in den österreichischen Alpenländern und dem Erzherzogthum Oesterreich. Eine Mittelstelle zwischen beiden Dialekten nimmt das Mitteldeutsche ein, welches noch manches mit dem Niederdeutschen gemein hat. Es umfaßt das Obersächsische und Fränkische. Zum ersten gehören die Thüringer, die Harzbewohner, die Meißner im Königreich Sachsen, die Bewohner des nordwestlichen Böhmens und die deutschen Schlesier. Das Fränkische ist im Maingebiet zu Hause, tritt aber über den Rhein und umfaßt die Pfalz, reicht im Norden bis Bonn, im Süden bis zum Schwarzwald. Ihm nahe verwandt ist das Hessische.

Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache entstammt eigentlich keinem der deutschen Dialekte; einigermaßen steht sie in der Mitte zwischen Hoch- und Niederdeutsch, indem sie manches Plattdeutsche in sich aufgenommen hat. Es wird vielfach behauptet, daß sie ihren Ursprung Martin Luther zu verdanken hat. „Luther hat das Neuhochdeutsche erfunden und zwar an einem Tage mit einem Schlage". Also belehrte Herr von Treitschke am 7. November 1883 in einer Vorlesung zu Darmstadt seine Zuhörer. Nun in der Wahrheit ist sie aus dem Gebrauche der kaiserlichen Kanzlei und Reichsgerichte entsprungen und erhielt in den Schriften Luthers und der Reformatoren eine Verwendung, um das dieselben in die höheren und höchsten Kreise leichteren Eingang finden.

Unsere bisherigen Erörterungen lassen genügend erkennen, daß sich die alten Germanen mit fremden Völkern vielfach vermischt haben, namentlich mit Kelten, während der Römerkriege in nicht geringem Maße mit Romanen, insbesondere aber mit Slaven. Der urgermanische Typus, wie ihn Tacitus schildert, die blauen Augen, das blonde Haar, ist nur in wenigen Gebieten rein erhalten geblieben, vorzugsweise aber bei den Friesen und Niedersachsen, welche Stämme ihrer Heimath niemals entrückt worden sind. Im Allgemeinen darf man doch behaupten, daß der blonde Typus mehr im Norden, der braune mehr im Süden überwiegt. Am hellsten ist die Bevölkerung an den beiden Seiten der Elbe, am dunkelsten an den Hauptstraßen der Völkerwanderungen, an dem Rhein, an der Donau und Oder. Der Deutsche besitzt durchwegs einen guten, regelmäßigen Körperbau; in Norddeutschland bemerkt man an den Männern einen hohen, schlanken, in Süddeutschland einen gedrungenen, niederen Wuchs. Die Altbayern sind stämmig; die Alpenbewohner zeichnen sich durch einen starken Knochenbau, selbst beim weiblichen Geschlechte, und durch große körperliche Gewandtheit aus. Beim Bewohner des Tieflandes sind die Formen nicht so eckig, nichtsdesto weniger steht er an Körperkraft seinem süddeutschen Bruder nicht nach. Die Gesichtszüge erscheinen im nördlichen Tieflande mehr in einander verschmolzen als in Süddeutschland, wo sie, besonders in den Weingegenden

und in den Gebirgen markirter ausgeprägt sind. Häufig hängt das Aeußere mit der Beschäftigung zusammen. Im Frankenwalde ist der Holzfäller und Flößer stämmig, der Weber schwächlich; im Erzgebirge die Industriebevölkerung hager, blaß und mager, die Bauernschaft kräftig. An die alten Germanen des Tacitus erinnern uns die Westfäler mit ihrem gewaltigen Körperwuchs, den röthlichblonden Haaren und dem strengen Blick ihres dunkelblauen Auges. Das Frauengeschlecht theilt den Typus der Männer, scheint aber in der nördlichen Ebene in den mittleren Lebensjahren einen Hang zur Dickleibigkeit zu haben. Eine feine, sehr weiße Hautfarbe zeichnet die Schönen des Nordens, besonders die Großstädterinnen aus.

Obwohl die deutschen Stämme viele fremdartige Elemente in sich aufgenommen haben, wiegt doch überall das deutsche Wesen vor und diejenigen Charakterzüge, welche das deutsche Volk verbinden, übertreffen die dasselbe trennenden Eigenheiten. Schon die alten Römer rühmten an den Germanen nächst den kriegerischen Tugenden die Reinheit der Sitten, die Redlichkeit und Treue des Gemüths. Dieselben Eigenschaften zeichnen noch heute das deutsche Volk aus. Des Deutschen Fleiß, seine Treue und Frömmigkeit, seine Liebe zum Familienleben, sein Muth und Tapferkeit sind in aller Welt bekannt. Ernst und fest in seinem Thun, bescheiden, verständig und offen, ist ihm List und Tücke fremd; er ist der Leidenschaft weniger als der Vernunft hingegeben. Er ist nicht so kriechend und demüthig, sagt Karl Winderlich, als der Slave, nicht so stolz und starrig, als der Brite, nicht so anmaßend und prahlerisch, als der Franzose, nicht so witzig, leichtfertig und handelsüchtig als der Italiener. Wenn auch dem Deutschen jene hohe Lebendigkeit und Beweglichkeit, jener schnell entzündbare Enthusiasmus, jenes geschliffene Wesen, welches besonders seine westlichen Nachbaren, die Franzosen auszeichnet, fehlt, so besitzt er dagegen eine größere physische und moralische Energie, festen Sinn, Bedachtsamkeit und eine unüberwindliche Ausdauer in allen Unternehmungen und bei den größten Schwierigkeiten.



Bayer. Holzknecht.

Geringere Lebhaftigkeit des Gefühls, ein mehr zum Phlegma sich neigendes Temperament, mindere Herzlichkeit, Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, größerer Ernst sind vorzüglich das, was den Norddeutschen von dem Süddeutschen unterscheidet. Der Norddeutsche hat durchaus ein ernstes Wesen; er ist wortkarg, langweilig,

verschlossen, unbeugsamen Sinnes und hartnäckig; seine Geradheit übergeht mitunter in Derbheit und Grobheit. Der Süddeutsche hat durch seine 'vorherrschende Gemüthlichkeit eine große Neigung zur Fröhlichkeit; er singt und tanzt gern und macht sich gern bei einem Glas Wein oder Bier lustig. Seine Gutmüthigkeit spricht sich schon aus in dem freundlichen, offenen Auge und er beweist sie mit der That durch Gastfreiheit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit. Insbesondere ist der Schwabe aufgeweckt, drollig, oft witzig, von einem leichten Sinn, offen und treuherzig, ungezwungen, gleichsam ein Kind der Natur. Während der tief ernste Friese kein Bedürfnis fühlt, sein Gemüthleben in Lieder zu ergießen, ertönt in allen Theilen des südlichen Deutschlands das fröhliche Lied. Im Rheingau, wie in der Pfalz, auf den schneebedeckten Alpen wie in Schlesien, aber am meisten im Vogtlande, diesem gesangreichsten Gebiete Deutschlands.

Ein tief religiöser Sinn und Liebe zum Familienleben sind weitere Vorzüge des deutschen Volkes. Der Deutsche ist fromm und gottesfürchtig. Nirgends ist die Religion mehr eine Sache des tiefen Herzens, des warmen Gefühls und der innigen Ueberzeugung. Man darf mit allem Rechte behaupten, daß in Bezug auf Religion die Deutschen allen christlichen Völkern voranstehen. In England ist zwar die äußere Thätigkeit zur Ausbreitung des Christenthums größer als in Deutschland, wofür der Grund zum Theil in den größeren Kolonialbesitzungen Englands liegt; aber die Deutschen sind in erster Reihe Vertheidiger des Christenthums gegen Angriffe von innen heraus und seit drei Jahrhunderten giebt es eigentlich nur in Deutschland eine theologische Wissenschaft. Wie groß der Hang zum Familienleben ist, zeigt die Thatsache, daß der Deutsche sich glücklicher fühlt im häuslichen, als im öffentlichen Leben; er strebt mehr nach innerem Glück, als nach äußerem Prunk. Die Französin, sagt ein geistreicher Beurtheiler, heirathet aus Berechnung, die Engländerin aus Gewohnheit, die Deutsche aus Liebe. Die Französin liebt bis zu Ende der Flitterwochen, die Engländerin das ganze Leben, die Deutsche ewig. Zwar besitzt die deutsche Frau nicht das entschlossene Wesen, die Schlagfertigkeit, Gewandtheit, das Genie der Französin; aber es ist ihr auch das kecke Wesen, die Gefallsucht und die Koketterie der letzteren fremd. Die Französin hat Geist und Phantasie, die Deutsche tiefes Gefühl; die Ueberlegenheit der Französin liegt in der Zunge, die der Deutschen im Herzen. Während in Frankreich die Zahl der Kinder, aus dem Princip der elterlichen Fürsorge, den Kindern eine gute materielle Existenz zu sichern, gering ist; gilt in Deutschland der Kindersegen für das größte häusliche Glück. Im letzteren Umstande hat die rasche Zunahme der Bevölkerung Deutschlands ihren eigentlichen Grund. In den letzten Jahren betrug der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in Deutschland jährlich mehr als 500,000, in Frankreich nur etwa 125,000. Vor hundert Jahren zählte Deutschland in seinen heutigen Grenzen 20 Mill., Frankreich 25 Mill. Seelen; heute besitzt Deutschland 49½ Mill., Frankreich kaum 38 Mill. Bewohner. Und diese Zunahme hat stattgefunden trotz einer sehr bedeutenden Auswanderung.

Der deutsche Geist feiert in der Wissenschaft seine höchsten Triumphe. Mit einer tief dringenden Beobachtungsfähigkeit begabt und von Natur erfinderisch für die exakten Wissenschaften, sammelt er ameisenartig was die Fremde bietet. Dies hemmt zwar oft das eigene Schaffen, gewährt aber kräftigen, schöpferischen Geistern die Möglichkeit, alles dies zu benutzen, umzuprägen und dabei doch dem Kerne nach deutsch zu bleiben. In der Wissenschaft sucht der Deutsche große Gesichtspunkte zu gewinnen, von welchen aus er die Einzelheiten ordnet. Er eignet sich zum Philosophen. Aber oft nimmt er seinen Standpunkt zu hoch, die Einzelheiten werden unklar, die Sprache dunkel und unbestimmt. Die deutsche Gründlichkeit entartet oft in ein unfaßliches Grübeln nach ziellosen und unergreiflichen Problemen. Auch ist sehr zu bedauern, daß die deutsche Philosophie, seit dem großen Kritiker zu Königsberg, Kant, eine dem Christenthume vielfach entgegen-



Im Hochgebirge.

gesetzte Richtung eingeschlagen hat. In den Künsten haben die Deutschen bedeutendes geleistet. „Freilich haben sie nirgends", sagt Guthe, „und zu keiner Zeit in ihren Bildwerken die plastische Frische der Griechen, in ihren Gemälden den Farbenglanz und das warme Leben der Italiener und Spanier erreicht; aber sie haben hohe Dome gebaut, in deren wundersam erleuchteten Hallen die schlank aufstrebenden Pfeiler und hohen Wölbungen den Geist himmelwärts ziehen, in deren fantastischen Blätter- und Blumenschmuck die ganze Fülle der Natur dem Heiligendienstbar erscheint."

Aber in einer Beziehung nimmt das deutsche Reich unter allen Ländern der Erde unbedingt die erste Stelle ein, nämlich in der Volksbildung. Es ist kein Volk auf Erden, welches von oben bis unten einer so vielseitigen, allgemein verbreiteten Bildung sich rühmen könnte, als das deutsche Volk. Während in Frankreich die Hälfte der Frauen und ein Drittheil der Männer des Schreibens und Lesens unkundig ist, entfallen in Deutschland auf 100 Erwachsene 94 Schreibkundige. Wenn heute unter den einzustellenden Rekruten im Deutschen Reich noch 4 Prozent mangelhafte Schulbildung zeigen, so steigt diese Zahl in Frankreich und England auf 20—25, in Oesterreich-Ungarn auf 50, in Rußland auf 90 Prozent. In Würtemberg konnte 1877 unter 6000 Rekruten nur ein einziger nicht lesen und schreiben. Dieser hohe Grad der geistigen Bildung ist in erster Reihe den mehr als 60,000 Volksschulen zuzuschreiben. Man hat mit irgend einem Rechte behauptet, die unerhörten Siege der deutschen Waffen seien in erster Stelle den deutschen Schulmeistern zu verdanken. An die Volksschulen schließen sich die sehr zahlreichen Mittel- und Fachschulen, die 21 Universitäten, für deren Erhaltung und Hebung die Rivalität der Einzelstaaten nützlich gewesen ist.



Tracht aus dem Bayerischen Wald.

Die bisher bestandene Zersplitterung des Volkes in so viele, zum Theil winzig kleine Staaten, die allerdings bedingt und hervorgerufen war durch die geographische Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit einzelner Gebiete, hat im deutschen Volke einen Mangel an Gemeingeist erzeugt, infolge dessen nicht die gemeinsamen Interessen des ganzen Deutschthums und aller deutschen Lande, sondern vielmehr die Kleinstaaterei und Kleinvölkerei befolgt wurden. Die innere Zerrissenheit hat auch die Völker geschieden; und der Altbayer, der Würtemberger sieht den Hannoveraner, den Preußen meist als Ausländer an, als ob es nicht *ein deutsches* Volk wäre, das von der Nord- und Ostsee bis hinauf zu den Alpen wohnt. Verbunden mit dem Mangel

an Gemeinsinn ist der geringe Hang zum väterlichen Boden. Der Engländer und Niederländer verläßt zwar sein Heim, aber nur um in der Tropenwelt sich Reichthum zu sammeln und denselben später im väterlichen Lande zu genießen; der Chinese arbeitet und kargt in den Goldfeldern Australiens und Kaliforniens, eilt aber bald zurück, wenn er Genügendes sich erworben hat; der Franzose verläßt nur unwillig sein Vaterland und dem Ungarn gilt die Losung: extra Hungariam non est vita. Der Deutsche dagegen scheidet sich gar zu leicht und in all zu großer Zahl vom väterlichen Land und sucht sich in einem fremden Welttheil ein neues Heim. In diesem Sinne kennt nur eigentlich der Deutsche das Weltbürgerthum.

Wie hoch die Zahl der Auswanderer ist, läßt sich mit Sicherheit kaum ermitteln; in den letzten Jahren, namentlich von 1881 bis 1884, wo die Auswanderung am stärksten war, erreichte sie wohl jährlich anderthalb hunderttausend Köpfe. Seit 1885 ist eine Abnahme in der Auswanderung zu bemerken. Im Jahre 1891 betrug die Gesammtzahl der deutschen Auswanderer 93,145 Personen. Für die Auswanderung sind besonders zwei Zeiträume von hervorragender Wichtigkeit. Der erste umfaßt die Jahre 1852—54, und hatte eine Volksabnahme im ganzen südwestlichen Deutschland zur Folge. Der zweite begann mit 1866 und dauert noch gegenwärtig fort und erstreckt sich vorzugsweise auf die Küstenländer der Ostsee, auf die Gebiete des großen Grundbesitzes, namentlich auf Pommern und Mecklenburg. Die meisten Auswanderer lassen sich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nieder, während ein geringerer Theil nach Brasilien, Australien und ins Kapland wandert. In den Vereinigten Staaten schätzt man die Zahl der Deutschen auf 7—8 Mill., in Brasilien auf 120,000 Köpfe. Die Auswanderer gehen nicht nur dem Vaterlande verloren, ja häufig geben sie auch ihre Sprache und ihre Volksthümlichkeit auf. Erst in neuerer Zeit, seitdem auch aus dem gebildeten Theile der deuschen Nation zahlreichere Auswanderungen stattgefunden haben, zeigt sich bei ihnen das Bestreben, festzuhalten an heimischer Sprache und Sitte. Von größter Wichtigkeit in dieser Beziehung ist der deutsche Turnerbund in den Vereinigten Staaten, welcher in allen Gebieten der Union viele tausend Mitglieder zählt; ferner sehr zahlreiche deutsche Klubs, Vereine, Genossenschaften und eine nicht zu geringschätzende deutsch-amerikanische Presse, welche mit vereinten Kräften das Möglichste leisten, um das Deutschthum auch unter fremdem Himmel in seiner Wahrheit zu erhalten.



Schwäbischer Bauer.

Ein anderer Nachtheil der deutschen Nation ist, wie Carus betont, die geringe Meinung von sich, der Hang zur Nachahmung, das Mißtrauen je Original sein zu können. Während Engländer, Franzosen und Spanier zufrieden mit dem sind, was sie leisten und ihre Nation und deren Begabung für die erste der Erde halten, besitzt der Deutsche zu wenig vom Nationalstolze anderer Völker und bekümmert sich oft mehr um das Auswärtige, als um das Einheimische. Hierdurch wird er nicht selten unachtsam und ungerecht gegen Alles, was nach seinem Sprichwort „nicht weit her“ ist, überschätzt das Fremde, unterschätzt das

Eigene und ahmt nach, welche Nachahmungssucht sich selbst auf fremde Sitten und Trachten erstreckt. Nun ist aber in dieser Beziehung seit den großen Ereignissen der letzten Decennien ein Umschwung eingetreten. Das Selbstgefühl der deutschen Nation hat sich nicht nur bedeutend gehoben; ja es stand in den ersten Jahren der Triumphe nahe, dem verrufenen Wahne der französischen „gloire" anheimzufallen. Die deutsche Einsicht hat aber verstanden, das rechte Gleichgewicht zu erreichen.

Dies im Allgemeinen. Werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick in das Volksleben, diesen eigentlichen Kern der deutschen Nation. Wenn überall Land und Volk fast in einen einzigen Begriff zusammenlaufen, und das Land nicht nur die Beschäftigung, sondern auch die Individualität, die Sitten und Gebräuche des Volkes bedingt: so gilt dies insbesondere von Deutschland, wo die große Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse ein überaus mannigfaches, reiches und interessantes Volksleben geschaffen hat.

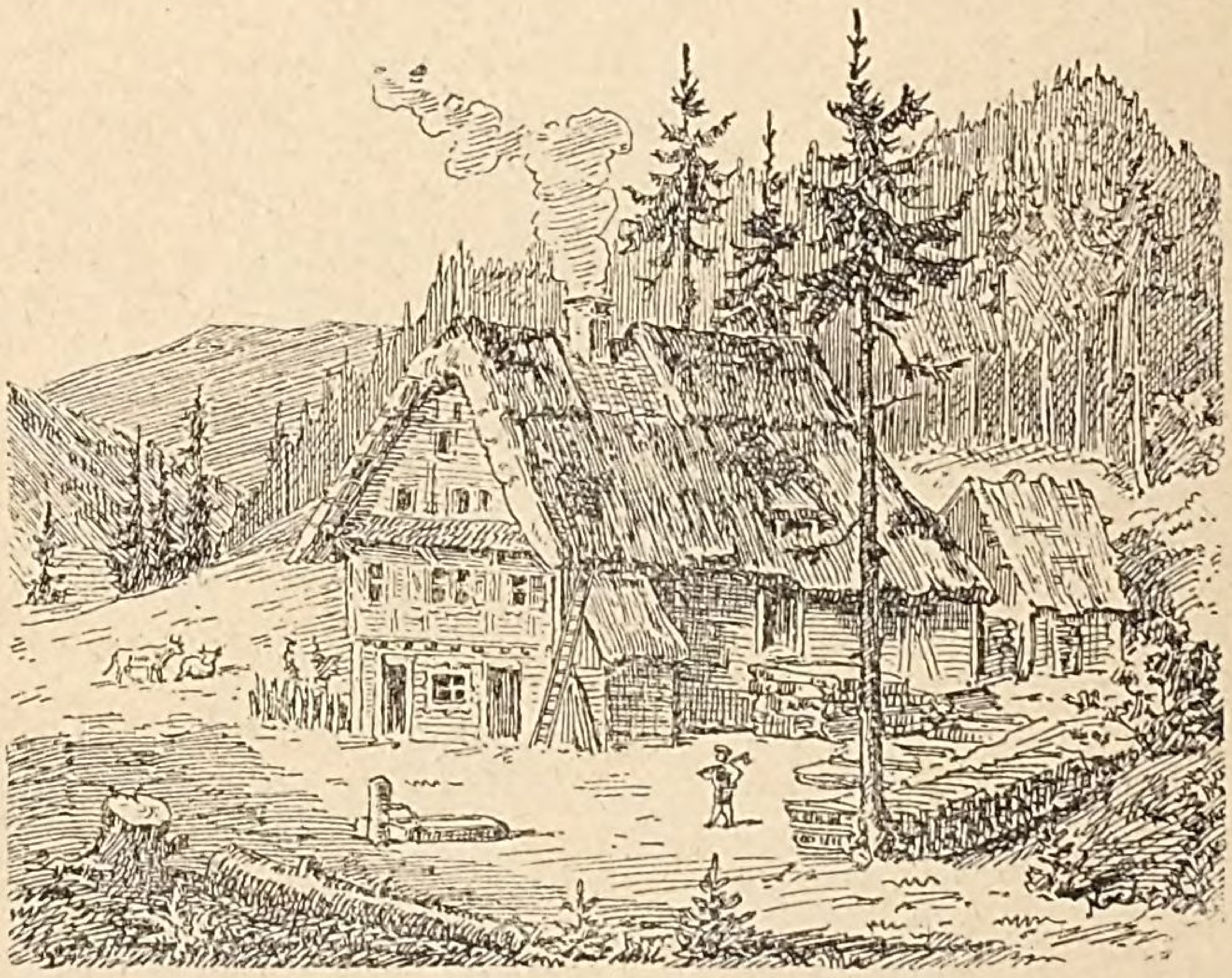


Tracht von der rauhen Alp.

Mühsam ist das Leben des Alpenbewohners. Viele Geschäfte, deren Verrichtung dem Flachländer wenig oder gar keine Mühe kostet, sind für den Aelpler nicht nur recht anstrengend, ja vielfach in den Erfolgen unsicher. Jahre lang arbeitet er, um seine Aecker, seine Wiesen urbar zu machen; ein einziger Gewittersturz vernichtet häufig alle diese Mühe. Nun beginnt er wieder vom Neuen. Dieser Kampf um sein kleines Hab verleiht ihm Ausdauer und Unverdrossenheit. Wenn er über die Joche zieht oder über Abgründe wandert, bereitet ihm Schnee, Gewitter und Nebel immer neue Gefahren. Dies gewährt ihm Gottvertrauen, es macht ihn unerschrocken, gewandt und stark. Der Allgäuer besitzt ein gutes Theil natürlicher Schlauheit im geschäftlichen Verkehr, er ist klug, berechnend und praktisch. Nebstdem aber gebietet er über einen fast unerschöpflichen Schatz von Witz und Spott, den er mit Vorliebe über die Bewohner gewisser Thäler ausgießt. Im Allgäu giebt es selten Dörfer, meist steht das Bauernhaus inmitten des Besitzthums. Im Hausbau überwiegt der Holzbau, mit ausgehauenen, in einander gefügten Stämmen. Die Außenseite ist meistens mit Schindeln gepanzert, und bis ans Dach hinauf roth bemahlen und mit weißem und grünem Zierath versehen. In der ganzen Behausung herrscht die größte Reinlichkeit, am meisten aber in der hellen, geräumigen Wohnstube, deren höchste Zierde das in einem Winkel stehende Hausaltärchen bildet, bei welchem das ganze Hausgesinde seine Andachten zu verrichten pflegt.

Den Reichthum der Aelpler bildet das Vieh. So viele Kühe in einem Hause Sommer und Winter über gehalten werden können, ebenso viele Hundert Gulden sind Haus und Gut werth.

Rauh, wie sein Tafelland, ist der **Altbayer**. Er ist handfest im Handel und Wandel und vertritt gern sein Recht mit der Faust. Viele Gemeinden haben einen besondern tüchtigen Raufer aufzuweisen, den „Hagenaier“, dem es obliegt, die Bursche seines Dorfes in allen diesbezüglichen Angelegenheiten zu vertreten. Und doch ist der Altbayer treuherzig, gutmüthig und streng katholischen Sinnes trotz der Aufklärungsperiode, die hier mehr als in irdend einem Lande gegen die katholische Kirche gewüthet hat. Nebst dabei besteht mancher Aberglaube; Truden und Hexen, Zwerge und Riesen beleben die Phantasie des Volkes. Die Hexen machen Wind und Wetter; „der Viehschelm“, ein schwarzes Ungethüm, vorn ein zottiger Stier, hinten ein todtes Vieh, bedeutet durch seine Erscheinung immer Viehseuche. Den Männern gilt als unerläßliche Zierde der Schnurrbart. Die Kleidung besteht in der kurzen Lederhose mit gesticktem Gurt und Hosenträgern, dem Wadenstrumpf, schweren Bergschuhen und einer dickwollenen Jacke. Der grüne Spitzhut wird von beiden Geschlechtern getragen, nur ist er bei den Frauen mit Quasten und Goldschnur geschmückt. Eigenthümlich ist das altbayerische, namentlich zwischen Isar und Inn erhaltene „Haberfeldtreiben“. Es ist eine Art volksthümliches Rügegericht, über dessen Ursprung und Organisation nichts mit Sicherheit zu erfahren ist. Es besteht lediglich darin, daß irgend ein Gauner, Betrüger u. dgl. von einer Anzahl vermummter und rußgeschwärzter Leute nachts überrumpelt und ihm das Sündenregister unter gräßlichem Geheul vorgelesen wird. Auch kommen mitunter Thätlichkeiten vor. Durch das Haberfeldtreiben ist der Ruf des Betroffenen für immer dahin und es wird daher mehr gefürchtet als das öffentliche Gericht.

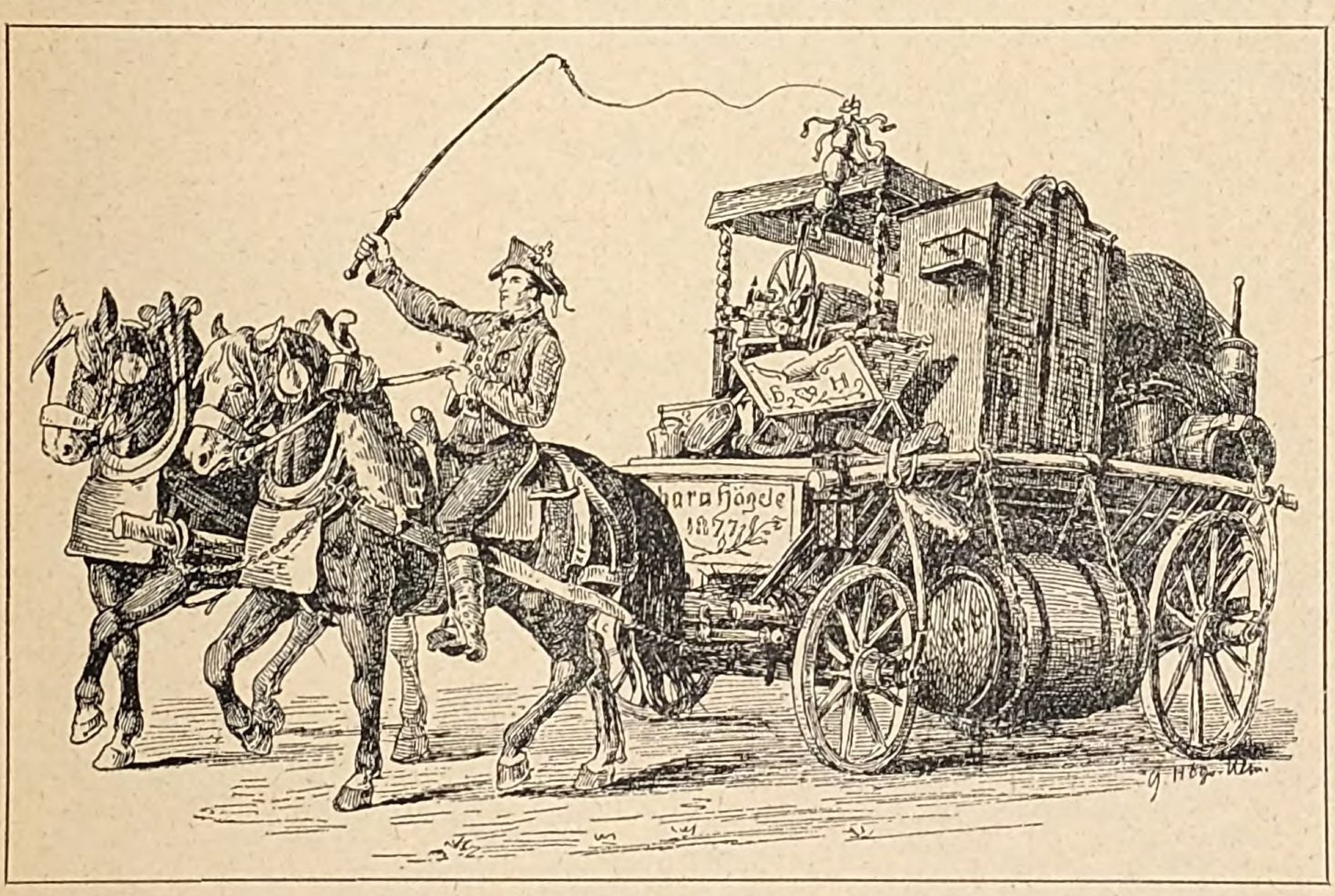


Schwarzwälder Bauernhaus.

Der Bewohner des **schwäbischen Jura** respektiert nur alte Sitten und Bräuche. Neue Gesetze und Verordnungen berühren ihn wenig, nur das alte Herkommen übt auf ihn einen Zwang aus. Da alle Verhältnisse des Lebens beim Aelbler der Landbau beherrscht, so richtet sich auch all sein Streben dahin, das ererbte väterliche Gut für die Nachkommen zu erhalten. Es ist hier eine wirkliche Bauernaristokratie, von steinhartem Sinne, die trotz aller Gesetze die Untheilbarkeit des väterlichen Gutes aufrecht erhält. Der Bauer nennt sich nach seinem Hofe, mag auch sein Geschlechtsnahme ursprünglich ein anderer sein. Am Hause ist alles Holz bunt übermalt, an der Thür und an den Fensterläden sind religiöse Sprüche angebracht und in irgend einer Nische steht das geschnitzte Bild eines Heiligen, der als Hauspatron verehrt wird. In der Volkstracht finden wir noch manches Althergebrachte. Sonntags erscheint der Bauer in einem langen Rocke mit stehendem Kragen und einreihigen Knöpfen, die Bäuerin in goldener Haube und seidenem Kleide. Noch trägt der Bauer den runden Filzhut mit dem hohen Kopf und einem breiten schwarzen Rande mit silberner oder stählerner Schnalle. Die dunkle Lederhose des

jungen Aelblers birgt häufig noch ein Messer mit silbernem Griffe, das bei Raufereien gar zu rasch zur Geltung kommt.

Das Erz- und Fichtelgebirge, der Franken- und Thüringerwald gehören zu den industriellsten Strichen Deutschlands. Besonders gilt dies vom Erzgebirge, diesem volksreichsten Gebiet des deutschen Reiches, dem Vaterlande des sächsischen Bergbaues und der Bergfabriken, des Klöppelwesens, zum Theil auch der Baum- und Schafwollenweber und Holzwarenarbeiter. Wohl wird auch Ackerbau getrieben, aber nur mühsam; denn Boden und Klima sind ihm feindselig. Und doch ist der Bauer körperlich wohl gestaltet und kräftig; der Industrielle dagegen blaß und mager. Den Erzgebirger charakterisiren Zufriedenheit mit Wenigem, Treuherzigkeit und Geradheit im Umgange; er ist gemüthlich trotz seiner Armuth und sorglosig bis zur Leichtsinnigkeit. Eigen ist ihm ferner, gleich dem Tiroler und Savoyarden, das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden. Den Strichvögeln gleich ziehen besonders vom Odergebirge im Frühjahre Hunderte mit Bändern, Spitzen u. dgl. in weite Länder; kehren aber zum Winter heim, um in ärmlicher Wohnung den mühsam errungenen Verdienst zu verzehren. Die Wohnung des Erzgebirgers ist fast durchgehends ärmlich. Die Häuser sind zumeist aus Bruchstein und Balkenfachwerk erbaut; im Innern herrscht die größte Reinlichkeit und die Wände sind alle glänzend weiß getüncht. Bei dem geringen Verdienst müssen aber oft zwei und drei, manchmal sogar vier Familien in demselben Zimmer wohnen, so daß zuweilen 20 – 24 Personen darin zu finden sind. Die wichtigste Forderung, die eine Familie an die Wohnung stellt, ist ein Fenster, zu dem der Arbeitstisch gestellt wird, um genügendes Licht zu haben. Hierzu kommen noch als Mitbewohner eine große Anzahl von Stubenvögeln, denen der Erzgebirgler so sehr ergeben ist, daß er sich die Ausgabe für das Vogelfutter lieber am Munde abdarbt, als daß er jene mißt.



Schwäbischer Brautwagen.

Dieselben Verhältnisse finden wir in den übrigen Gebirgsgegenden. Ueberall ist Armuth ein Antheil der Leute, nebstdem aber sind sie munter, lebenslustig und heiteren Sinnes. Der südöstliche Theil des Thüringerwaldes ist das Heim einer sehr berühmten Spielwaaren-Industrie, die etwa 30 Ortschaften beschäftigt, deren Erzeugnisse nach Nürnberg wandern und als „Nürnberger-Spielwaaren“ in alle Welt

entsendet werden. Der Erwerb dieser Leute ist äußerst gering. Ein fleißiger Drechsler vermag sich sammt Weib und Kindern wöchentlich nicht mehr als 4—5 Mark zu verdienen.



Schwäbische Braut.

„Das unschuldige Kind" bemerkt hierzu Alex. Ziegler, „welches am Weihnachtsabend mit Frohsinn nach jenem Posthörnchen greift, hat keine Ahnung von dem trüben Dämmerlicht, was dort am Walde in der armseligen Hütte seines Verfertigers zittert. Aber daß es die Eltern wüßten und rechtzeitig dem Kinde erzählten, das wäre gut."

Die Lebensweise hat bei dem Bergmann sowohl im Erzgebirge, als auch im Harze eine Eigenartigkeit der Sitten herbeigeführt. Der Bergmann ist stolz, er sieht mit erhöhtem Bewußtsein auf den Bauer herab. Er besitzt eigene Verfassung, Freiheiten, Stiftungen und Feste, zum Theil auch eigene Sprache. Für die einsame und schwere Arbeit tief unter der



Mädchen aus dem Elsaß.

Erde weiß sich der Bergmann zu entschädigen; und an Sonn- und Festtagen giebt sich das muntere Bergvolk den Vergnügungen, namentlich den Freuden des Tanzes mit Leidenschaft hin. Von jeher hat der Bergmann Gottesfurcht und Religiosität geübt; die Gefahren, von denen er umringt ist, haben diesen seinen Sinn gefördert. Hierzu kommt noch ein beinahe fatalistischer Gleichmuth, mit dem er allen Gefahren entgegengeht und oft selbst die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln außer Acht läßt. Das meiste hat er mit dem „Bergmännchen", dem „Berggeiste" zu thun, der ihm bald in Thiergestalt, bald als alter, grauer Zwerg erscheint, und der sich an dem armen Bergmann rächt, weil dieser ihm seine Schätze raubt. Zuweilen ist er auch ein guter Geist, der dem Hilfsbedürftigen aus der Noth hilft,



Schwarzwälder Brautpaar.

aber nur so lange, als letzterer verschwiegen ist. Nicht nur die Bergleute, auch hat die übrige Bevölkerung noch immer einen großen Rest abergläubischer Vorstellungen bewahrt. Im Erzgebirge steht die Kartenaufschlägerin in großem Ansehen; fast jedes Dorf hat seinen klugen Mann, der durch geheimnisvolle Worte und Mittel Krankheiten heilt. Auch lassen sie sich den Glauben an Drachen nicht nehmen. Die Fichten- und Frankenwälder wissen Vieles von Wunderblumen, die alle Wunden heilen und zu verborgenen Schätzen führen.

Zu den ärmlichsten Strichen des deutschen Bodens gehören die hohe Rhön und der Hochspessart. Daß namentlich auf der Rhön von Alters her Armuth und Elend das Schicksal der Bewohner ist, bekunden genügend die Dorfnamen. Da finden sich Dürrfeld, Sparbrot, Schmalenau und ähnliche Bezeichnungen. Da den Rhöner sein Acker nicht ernährt, so zieht er nach der Heuernte aus, um anderswo Arbeit und Verdienst zu suchen. Im Winter sitzt Groß und Klein daheim am Webstuhl, der aber nur kärglichen Lohn bringt. Daß bei diesen geringen Hilfsquellen nach langem Winter oder infolge von Mißernte nicht selten Hungersnoth unter den Gebirgsbewohnern ausbricht, dafür zeugt u.a. der Nothstand im Winter 1879—80. Die Bewohner des Hochspessarts leben in ärmlichen strohbedeckten, feuchten Lehmhütten. Armuth und Elend ist auch hier zu Hause, wenn auch der blühende Holzhandel, welcher in den Rheinlanden und in Holland seine Absatzquellen findet, zahlreiche Menschen beschäftigt. Trotz des mühsamen Lebens und der dürftigen Nahrung, trifft man sowohl in der Rhön als auch im Spessart kräftige Gestalten. Die rauhe Bergluft härtet die Leute ab, und das unverkünstelte Naturleben erhält den Körper zäh bei allem Elend.

Aber wenden wir uns glücklicheren Gegenden zu. Die Schwarzwälder sind naturwüchsige, biedere Leute, aufgeweckten Sinnes. Seit alter Zeit gewähren ihnen die Waldungen, das Holzfällen und Holzflößen einen sehr ergiebigen Nahrungszweig; auch verschaffen ihnen mancherlei Erzgänge, das Kohlen des Holzes und Harzreißen Beschäftigung; ferner Holzschnitzereien, Strohflechten, vorzüglich aber die Uhrenindustrie, deren Erzeugnisse durch ganz Deutschland, ja weit darüber bekannt sind. Ein Schwarzwalddorf besteht gewöhnlich aus einer Anzahl von Bauernhöfen, an die sich kleinere Grundbesitzer, sogenannte „Gütler", schließen. Ein Hof umfaßt mitunter mehrere hundert Morgen; der Besitzer fühlt sich in seinem Gebiet wie ein Fürst, erfüllt von einem hohen Selbstgefühl, und schaut auf die übrigen Bewohner der Gemeinde oft mit Stolz herab. Das Haus ist mit Ausnahme des gemauerten Fundaments ganz aus Holz erbaut; im Vordertheil befindet sich die Wohnstube, ausgestattet mit einem ungeheuren Kachelofen. Zwar ist die Einrichtung meist sehr primitiv; doch giebt es an den Verkehrsstraßen Bauernhöfe, die einen ziemlichen Luxus an Möbeln, nicht selten ein Klavier und ein mit Porzellan- und Glaswaren reichgefülltes Schränkchen besitzen.

Wie die Schwarzwälder, sind auch die Elsässer Nachkommen der alten Alemannen. Es sind kräftige Leute, meist mit hellbraunem oder blondem Haar, hellen Augen, aus denen ein treuherziges, allvertrautes deutsches Wesen spricht. Der weit größte Theil der Bevölkerung, mehr als 77 Prozent, sind der Sprache ihrer Väter treu geblieben; der französisch redende Teil umfaßt nur 12 Prozent, während 10 Prozent sich beider Sprachen bedienen. Es ist selbstverständlich, daß hier und da eine Sprachverwirrung vorkommt. „Plaisirvergnügen," „Sonnenparasol" und ähnliche Redeweisen gehören nicht zu den Seltenheiten. Gleich den Schwarzwäldern sind die Elsässer geweckte, rührige Leute, sie haben Sinn für Ackerbau und Industrie und zeichnen sich durch eine vorzügliche Schulbildung aus. Wie im Schwarzwald die alte Tracht noch immer lebt und bei den Männern in der Kniehose, Strümpfen, Schnallschuhen, dem runden, hohen Schlapphut, bei den Frauen in einem aus unzähligen Falten bestehenden kurzen Rock und einem cylinderartigen, gelben Strohhut, bei den Bauernmädchen in einem thurmartig gebauten Kopfschmuck aus Gold und Flitter sich kundgiebt:



Mädchen aus Lothringen.

ebenso findet man auch noch im Elsaß, zwar in geringerem Maße, die alte Mode vor. Man sieht noch den alten, breiten Filzhut. Der altväterische, schwarze Männerrock wird nur zum Kirchgang oder zu Festlichkeiten getragen; wie im Schwarzwald liebt auch hier das katholische Weibervolk bunte, grelle, helle, die Protestanten dunkle, ernste Farben.

Weit weniger als im Elsaß hat sich in Lothringen das deutsche Wesen erhalten. Die Stadt Metz nebst dem Kreise gleichen Namens ist fast ganz französisch; auch überwiegt im Kreise Chateau-Salins das französische Element. Im Ganzen aber herrscht doch das Deutschthum vor mit etwa 280,000 Seelen, denen etwa 190,000 französisch Redende gegenüberstehen. Der Lothringer ist gutmüthig und offen, dabei aber hartnäckig und abgeschlossen gegen Neuerungen. In den Dörfern sind die Häuser meist aus Bruchsteinen aufgeführt; in der Küche steht ein französischer Kamin, der Wärmespender für die ganze Wohnung, da auch die Wohnzimmer den Ofen vermissen. Die malerischen Trachten der Oberrheiner würden wir hier vergebens suchen. Der Mann trägt eine graue oder blaue Blouse und bedeckt das Haupt mit seiner charakteristischen Zipfelmütze. Die helmartig geformte Mütze des weiblichen Geschlechtes ist schon im Schwinden begriffen. In der heiteren, lustigen und reichen Pfalz finden wir der Mehrzahl nach nur heitere, fröhliche und reichbegabte Menschen. Ausgerüstet mit einem schlanken und von Kraft zeugenden Körper, zeichnet sich dieser rhein-fränkische Schlag der Pfälzer nicht minder geistig durch Erregbarkeit, Rührigkeit, ausdauernde Thätigkeit und feste Selbständigkeit aus. Freilich geht die Stärke seines Selbstgefühls oft über das Maß der Bescheidenheit hinaus, wobei er eine ziemliche Mundfertigkeit zu Tage fördert, die über alles herfällt, alles besser weiß und alles besser macht. Ebenso ist der leicht erregbare Charakter des Volkes vor Ueberstürzungen nicht sicher und fällt dann wohl, kommt er zum Bewußtsein, nicht selten in die ganz entgegengesetzte Bahn.

Dem Pfälzer gleicht in manchen Beziehungen der Rheingauer. An kleineren Orten, wo der Volkstypus sich reiner erhalten hat, tritt in Körper und Geist die fränkische Art hervor. Der Rheingauer ist hoch und schlank, fröhlich, aufgeweckt und witzig, mit vielem Selbstgefühl und Oppositionslust ausgestattet. Es ist ein Volk, das aus dem ehemaligen Wohlleben in die strenge Zucht der Armuth verfallen ist. Im Rheingau giebt es nur reiche und arme Leute; keine Städte und keine Dörfer; der Winzer ist kein eigentlicher Bauer mehr, obwohl er das Land bebaut, aber auch zum Bürger ist er noch nicht ganz fertig. Obwohl fast alle die früheren sozialen Charakterzüge des rheingauischen Volkes erloschen sind, so war doch ein einziger nicht zu vertilgen: der Rheingauer ist der Mann des deutschen Weinlandes, des Weinbaues und des Weintrinkens als solcher. Seit tausend Jahren, sagt Riehl, selbst ein Rheingauer, ist das Leben im Rheingau gleichsam in Wein getränkt, es ist „weingrün", wie die alten, guten Fässer. Dies schafft ihm seine Originalität. Die ganze Redeweise des Rheingauers ist gespickt mit ursprünglichen Ausdrücken, die auf den Weinbau zurückweisen. Selbst seine Chronologie theilt sich nicht ab nach gewöhnlichen Kalenderjahren, sondern nach Weinjahren. Ueberall herrscht die Poesie des Weines. Wenn auch Ackerbau, Industrie und Handel dem Rheingauer keinen rechten Segen bringen, so bleibt er doch frohen Muthes; er vertrinkt seine Noth. Denn je weniger Geld der Weinbauer hat, um so mehr hat er ja zu trinken.

Der niedersächsische Stamm hat sich nirgends so rein erhalten, wie in Westfalen. Der Westfäler ist groß und stark; in seinem Benehmen derb, schroff, konservativ und unbeugsam gegen alle Neuerungen; er hält fest an alter Sitte und Verfassung. Der Westfäler liebt nicht das Zusammenwohnen in großen Dörfern; in den Ortschaften wohnen meistens nur die geringeren Bauern und Handwerker; der freie Bauer wohnt draußen inmitten seines Besitzthums. Das niedersächsische Bauernhaus ist ein großes, einstöckiges, vorn oben mit zwei aus Holz geschnitzten Pferdeköpfen geziertes

Giebelhaus, von außen ringsum von alten Bäumen überschattet, der Länge nach in drei Räume getheilt. In der Mitte der Giebelseite ist die Einfahrt; rechts und links von derselben sind die Plätze für das Vieh; die Wohnungen befinden sich entweder neben den Viehställen, oder liegen als vierte Abtheilung am Ende der Einfahrt. Die Küche, häufig ohne Schornstein und mit offenem Herde, ist im Hintergrunde des mittleren Raumes so angebracht, daß die Frau, welche am Herde sitzt, zu gleicher Zeit das ganze Haus, alles Gesinde überblicken kann. Die große Einfahrt ist der Lieblingsaufenthaltsort für das kleine, häusliche Gemeinwesen; hier wird das Korn ausgedroschen; hier versammelt sich die Jugend zu Tanz und Gelage. Der Westfäler ist ein fleißiger Ackerbauer. All sein Sinnen ist auf seinen Boden und sein Vieh gerichtet. Der Besitz ist immer von einem Erdwall umgeben, auf dem knollige Baumwurzeln, die alle fünf bis sechs Jahre abgehauen werden, immer neue Sprossen hervortreiben. So sieht das Heim eines Westfälers aus. Weit von den Menschen entrückt, schaut er von ferne alle Dinge an und läßt sich von seiner Anschauung durch fremden Einfluß nicht sobald abbringen. Bei solchem konservativem Sinn läßt sich leicht begreifen, daß die Westfäler mit seltener Treue und Ergebenheit dem katholischen Glauben ihrer Väter zugethan sind.

Im norddeutschen Tieflande wiegt das Volk der Preußen vor. Herr Quatrefages sah sich nach dem letzten Kriege veranlaßt, in der Revue des Deux Mondes (1871, livraison du 15 février), über die Abstammung der Preußen sich zu ergießen. Nach ihm besteht die preußische Rasse aus Finnen mit slavischer Beimischung. Allerdings waren die alten Preußen Slaven; aber schon im 12. Jahrhundert besiedelten unter Albrecht dem Bären deutsche Stämme die Mark Brandenburg; im 17. Jahrhundert wanderten dann so viele Franzosen ein, daß die Bevölkerung Berlins über 46 Prozent aus Franzosen bestand. Hierzu kamen noch Ansiedler aus der Schweiz, Sachsen, Thüringer, Schwaben, Pfälzer u. a. Aus diesen Elementen entstand nun die deutsche Rasse der heutigen Preußen. Der preußische Volkscharakter, dessen Typus der Berliner ist, fällt in der großen Masse der deutschen Nation als eigenartig auf. Vor allem ist er fleißig und energisch. Es ist ein bestimmtes, schneidiges und darum mitunter schroffes Wesen. Der Berliner ist lebhaft, laut und selbst in den gebildeten Kreisen zu einer schnellen Erregtheit neigend. Etwas spöttisch, etwas „krakehlig“, aber dabei gutmüthig; infolge der großen Ereignisse der letzten Jahre mit einem ungeheuren Selbstgefühl ausgestattet, das nicht selten gegen Fremde das Aeußere des blinden Stolzes und einer fast beleidigenden Selbstüberhebung annimmt. Draußen auf dem Lande ist der Preuße nicht so erregbar und beweglich, wie in der Hauptstadt. Vielmehr wiegt bei ihm die ruhige Ueberlegung vor, er ist verschlossen und mißtrauisch; hängt aber mit ganzer Hingebung an Deutschland. In der Mark ist noch heute leicht zu erkennen, ob ein Dorf deutschen oder slavischen Ursprunges ist. Ist dasselbe langgestreckt, so spricht dieser Umstand für deutschen Ursprung; ist es kreisförmig gebaut, so stammt dasselbe von ehemaligen Slaven her. Nun aber greift die Zeit in alles Alterthümliche nivellirend ein. Es verschwinden die alten, strohbedeckten, altsächsischen Häuser, die dem Wodan geheiligten Roßköpfe auf den Giebeln; alte Trachten, alte Sitten sind im Schwinden begriffen. Noch vor Kurzem wurden von den Burschen zu Ostern Wettklettern, zu Pfingsten Wettrennen veranstaltet; heute findet man von diesen Volksbelustigungen fast gar nichts mehr. Eigenthümlich ist, daß der Märker keine Volkslieder hat; dagegen ist der Aberglaube und selbst der Hexenglaube noch immer vorhanden, und noch immer übt der „kluge Mann“ seinen medizinischen Schwindel.

Ein interessantes Völkchen bilden die Spreewälder in der südlichen Mark. Sie sind Reste wendischer Nationalität, werden aber binnen Kurzem vollständig germanisirt sein. In dem sumpfigen, wasserreichen Theile des südlichen Spreewaldes stehen alle Wohnungen

auf Inseln und sind durch Brücken, Dämme und Fußsteige mit einander verbunden. Früher



Der Kölner Dom.

standen die Häuser auf eingerammten Pfählen. Man verkehrt hier zu gewisser Zeit fast nur auf kleinen Kähnen; auf ihnen übt der Fischer sein ergiebiges Handwerk, auf ihnen fährt man das Vieh zur Weide, auf ihnen gleitet die Gemeinde am Sonntag zum Gotteshaus, die

Hochzeitsgesellschaft ins Wirthshaus. Reinlichkeit und Sauberkeit herrscht im Spreewalde überall, sowohl im Hause, als auch in der Tracht. Geht die Spreewälderin zur Arbeit, so „leichtet sie förmlich in ihrer Sauberkeit“. Eigenthümlich ist die Sonntagsmütze des weiblichen Geschlechtes. Sie besteht aus einem hohen Pappegestell, welches in eine Spitze zuläuft. An den Rand desselben ist eine breite, weiße Krause befestigt, die anmuthig das Gesicht umgiebt. Wir wollen noch der altnationalen Trauerkleidung der Frauen gedenken; sie besteht in großen, weißen Linnentüchern, welche fast den ganzen Körper bedecken.

Mecklenburg und Pommern sind die Länder der großen Rittergüter und Domänen und der seltenen freien Bauerndörfer. Die Masse der Bevölkerung ist zwar nicht dem Buchstaben des Gesetzes nach, aber doch faktisch im Zustande der Hörigkeit, auch unter der Hand wohlgesinnter Herrschaften ohne Aussicht, sich Selbständigkeit zu erringen. Daher zeigen beide Provinzen bei fruchtbarstem Ackerboden, fetten Weidegründen, dünner Bevölkerung fortdauernde Auswanderung. Mecklenburger wie Pommerer sind Nachkommen der Niedersachsen, ausgestattet mit allen Zügen dieses biederen Stammes. Anhänglichkeit an das Ererbte, Pflichtbewußtsein, Verschlossenheit bilden ihre Hauptcharakterzüge. Als Soldaten sind sie unübertroffen. Die Stärke der Pommerer hat schon Friedrich der Große erprobt, weshalb er in seinem Testamente seinen Nachfolgern räth, sich vorzüglich auf die pommersche Nation als die erste Stütze des preußischen Staates zu verlassen. Dem Mecklenburger wird nachgesagt, er sei mißtrauisch gegen alles Geniale, und daß ihm durch Beredsamkeit nicht beizukommen sei. Es sind kühle, nüchterne Menschen, die durch Flitterwesen nicht geblendet werden. Daher haben sie auch nur Feste religiösen Anstriches; politische, sei es gleich der Geburtstag des Kaisers, berühren sie wenig.

Die unwirthlichen Dünengegenden der Ostsee nähren nur Fischerbevölkerung. Die deutsche Fischerei ist nur noch wenig entwickelt. Von den mehr als 8000 Fahrzeugen der Fischer sind überwiegend viele nur unbedeutend und gestatten nicht, dem Zug der Fische weit ins Meer zu folgen. Nicht wenig hängt die Entwicklung dieses Erwerbs vom Hinterlande ab, von seinen Verkehrsverbindungen und seiner Verbrauchsfähigkeit. Um Inseln und Landzungen, in den großen Buchten, besonders in den Haffen, ist der Fischerbetrieb bedeutsam; im Allgemeinen aber mehr entwickelt im Osten als im Westen. Der Fischer hat fast durchaus eine ärmliche Existenz. An der pommerschen Küste ist das Haus des Fischers klein und einfach. Es ist aus Fachwerk gebaut, weiß getüncht und meist mit einem Stroh- oder Rohrdach versehen. Die Habseligkeiten des Fischers beschränken sich auf einige Schweine, eine Ziege; nur sehr selten ist eine Kuh zu finden. Hie und da erblickt man noch ein Gärtchen, das Kartoffeln, gelbe Rüben und etwas Küchenkräuter liefert. Eines der wohlhabenderen Fischergebiete ist die Insel Rügen. Hier hat der Heringsfang eine ähnliche Bedeutung, wie für den Weinbauer am Rhein die Weinlese. Während der Zeit des Heringsfanges ist in den Gegenden, die diesem Geschäft vorzugsweise obliegen, alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit von ihm ausschließlich in Anspruch genommen, und sogar für den Gottesdienst muß wohl alsdann eine andere Wahl des Ortes getroffen werden. So herrscht auf der Halbinsel Wittow, in dem Kirchspiel Altenkirchen, wie Kutzen berichtet, der alte Brauch, daß der Prediger dieses Ortes während der gedachten Zeit acht Sonntage nacheinander des Nachmittags die Predigten am Meeresufer halten muß. Aber nicht nur der Fischer, auch der Bauer und andere Einwohner werden von der allgemeinen Aufregung berührt und halten darauf, eine Tonne „selbsteingemachter Heringe“ im Hause zu halten.

Schroff ist der Kontrast, den die düsteren Torfmoore im äußersten Westen, und die reichen, üppigen Marschen an der Nordsee bieten. In jeder Beziehung gehören die ersteren zu den trostlosesten Gebieten Deutschlands. Die Torfbauern, diese Pioniere der vorschreitenden Kultur in den entlegenen Moorstrecken, leben




Preußisches Militär.

in Verhältnissen, daß man im höchsten Grade staunen muß, in Deutschland noch solche Zustände zu finden. Ihre Hütten liegen immer ganz vereinzelt in bedeutenden Entfernungen von einander. Von außen betrachtet, gleichen die Hütten alten vermoosten Strohdächern, welche von einem Hause abgehoben und auf den Boden gestellt worden sind. Ihre Mauern bestehen fast allgemein aus dünnen Torfstücken, die Dächer aus schilfbedeckten Zweigen und Sträuchern. Im Innern ist der Aufenthaltsort der Menschen nur durch einige Baumäste von der Stallung des dürftigen Viehstandes gesondert, den oft nur eine magere Kuh und drei zottige Schafe ausmachen. In der Mitte des inneren Raumes bildet ein Häufchen Sand den Herd, der Rauch findet seinen Ausgang durch eine enge, thürartige Oeffnung, welche ebenso für das Vieh, wie für die Menschen der einzige Eingang ist. Um den Herd herum kauern die mageren Kinder, auf einem Klotze sitzt die Familienmutter, die nicht selten ihr kurzes Tabakspfeifchen mit Behaglichkeit dampft. Daß bei solchen armseligen Hüttenleuten grenzenlose Unwissenheit und ein grober Aberglaube herrscht, darf nicht wundernehmen. Und doch ist es der Torfbauer, welcher mit rühriger Hand, mit echt deutscher Ausdauer diese trostlosen Gebiete bewältigt. Er gräbt den Torf ab, legt Gräben an, pflanzt Bäume, düngt den Boden und legt so den Grund zu den Fehne-Kolonien, deren schon manche heutzutage blühende Ortschaften sind. Papenburg, etwa eine Stunde östlich von der Ems, war noch im Jahre 1675 eine unabsehbare, wüste Sumpfgegend; heute zählt es fast 7000 Einwohner und ist ein mit Stadtrechten ausgestatteter Ort.

Die Marschen erstrecken sich, wie schon angegeben, an den beiden Ufern der unteren Elbe, an der westlichen Küste von Schleswig-Holstein, am Dollart, an der Ems und Leda. Fast alle Marschstriche werden von Friesen bewohnt, diesem uralten Volksstamm, den schon Tacitus als den mächtigsten und kräftigsten im nördlichen Deutschland schildert. Der Friese ist ernsten Gemüthes, bis zur Finsterkeit, er wird nicht leicht fröhlich; er ist zu wenig Gefühlsmensch, als daß ein eigentliches heimisches Volkslied aus seiner Brust hätte hervorblühen können. Dagegen liebt er Pracht und Aufwand, wenn auch weniger in Kleidung und in seinem Hause, wo übrigens Sauberkeit herrscht, als in seinem Auftreten nach außen, in Speise und Trank bei sich zu Hause, wenn er Gäste hat, oder bei festlichen Anlässen. Der Friese ist stolz auf seinen dem Meere abgerungenen Besitz; er ist „ein edler, freier Friese", der seinen ererbten Besitz nicht als Geschenk Fürsten zu verdanken hat. Er wacht eifersüchtig über seinen Rechten und besteht hartnäckig auf Achtung derselben.

An der schleswigschen Küste finden wir im Hausbau drei Bauarten. Im Süden herrscht der altsächsische Styl vor; in der mittleren Gegend liegen alle Gebäude unter einem einzigen Dach und bilden ein Viereck, oder schließen doch von drei Seiten den Hofraum ein. Im Nordwesten bildet „de Veerkant" den eigenthümlichsten Theil des Hauses. Es ist ein bis an das Dach von Balken aufgeführter Raum von 6—8 qm Grundfläche, der ursprünglich für das Heu bestimmt, jetzt oft als Kornmagazin dient. Um denselben herum liegen vier langgestreckte Vierecke, von denen das nach Süden gelegene das Wohnhaus ist mit drei bis vier Stuben. Die Häuser sind gewöhnlich auf ursprünglich höheren oder auf künstlich erhöhten Stellen, die „Wurten", oder auch „Warften" heißen, erbaut, um vor Ueberschwemmungen geschützt zu sein. Auch weiß der Friese, wie der Niederländer, sein Hab und Gut durch Deiche zu sichern, für deren Erhaltung ihm keine Mühen und keine Kosten zu groß sind. Schon in den alten Chroniken heißen die Dämme „das güldene Band, der güldene Ring", und noch heute sind die auf dieselben verwendeten Kosten so beträchtlich, daß der Marschbauer zu sagen pflegt, ohne die Deichlast könnte er mit einem silbernen Pfluge pflügen. Die Marschfriesen sind durchaus Ackerbauer; die Leute erfreuen sich eines großen Wohlstandes, und es ist gar nicht selten, daß ein Marschbauer über 100,000 Mark zu verfügen hat. Die ewige Berührung mit dem Meere hat



**Fischersfrau auf der Insel Rügen.**

einen Theil der Friesen zu tüchtigen Seeleuten ausgebildet. Zumeist entstammen diese den kleinen Eilanden der Nordsee. Es ist ein rauhes, hartes, tüchtiges Geschlecht mit schwerem Körper, wettergebräuntem Gesicht und blondem Haar. Im Sommer ist von den Männern

keiner daheim. Als sachkundige Lotsen und dreiste Matrosen durchfahren sie auf Kauffahrern aller Nationen das Meer, kehren aber gerne zu dem Lande ihrer Kindheit zurück, wo sie von den Alten und den Ihrigen mit Sehnsucht erwartet werden.

Unter den slavischen Völkern des Deutschen Reiches sind die Littauer an der Memel und die Polen in Posen am zahlreichsten. Die Littauer sind schlanke, muskulöse Gestalten, eher groß als klein, mit dunkelbraunem Haar, frischer Gesichtsfarbe und listigen, im Ganzen aber angenehmen Zügen. Unter den Mädchen sieht man Köpfe mit wahrhaft antiken Profilen; die Ragainerinnen in der Umgebung von Ragnit zeichnen sich durch malerische Kleidung und Haartracht aus. Das littauische Bauernhaus ist schmal und niedrig, oft wie ein Blockhaus von runden Baumstämmen errichtet, mit winzig kleinen Fenstern und nicht selten ohne Schornstein. Als wichtigstes Nebengebäude ist das „Kletis" zu nennen, was etwa dem deutschen Speicher entspricht. Es ist ein kleines, hölzernes Gebäude, in dem die Schätze von Betten, Wäsche und Kleider, auch Getreide und Mundvorräthe aufbewahrt werden. Der Littauer ist ein fleißiger Ackerbauer, Viehzüchter; an der Nordsee betreibt er Fischfang. Er ist gastfreundlich, dienstfertig, aber dem Fremden gegenüber argwöhnisch, hinterlistig und voll übertriebenen Selbstgefühls. Beim Handel ist er verschlagen, er macht sich kein besonderes Gewissen daraus, zu betrügen und aus der Verlegenheit Anderer Nutzen zu ziehen. Der Littauer führt alle Unterhandlungen beim Glase; kein Geschäft wird ohne Branntwein abgeschlossen. Dabei aber ist er äußerst kirchlich gesinnt, er versäumt keinen Gottesdienst und wandert auch meilenweit, um der religiösen Versammlung beiwohnen zu können.

Von den 1,700,000 Einwohnern des Großherzogthums Posen gehört die größere Hälfte den Polen an. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, leicht erregbar, heiteren Sinnes und gastfrei und hat eine große Anhänglichkeit an Religion, Sprache und Sitten der Vorfahren. Der polnische Bauer macht in seinem langen, grobwollenen Rocke, dem schmutzigen Schafpelze, dem langen, regellosen Haupthaar keinen günstigen Eindruck. Er ist freier Besitzer seines Bodens, treibt Ackerbau, Vieh- und Schafzucht, aber sein Fleiß läßt manches Wünschenswerthe übrig. Sein niedriges Haus ist meist aus Lehm gebaut, mit Stroh bedeckt und sehr dürftig eingerichtet. Auch steht er auf einer tiefen Stufe der Bildung. In seinem Benehmen ist er meist bedächtig und vorsichtig; häufig aber sorglos und leichtsinnig; denn das Sparen ist nicht die starke Seite des Polen. Ist er betrunken, so übt er nicht selten Gewaltthätigkeiten aus. Dem polnischen Edelmann, dem Großgrundbesitzer, ist ein äußerst geschliffenes Wesen eigen; in seinem Benehmen und Auftreten ist er fein und elegant. Gastfreiheit bildet seinen hervorragenden Charakterzug, aber nicht selten paart sich ihm Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit, die der Pole höheren Standes mit dem niederen Manne gemein hat. Die Verwaltung eines Großgrundbesitzes wird selten ein geübtes Auge befriedigen.

## 18. Oesterreich-Ungarn.

Oesterreich-Ungarn,*) die dualistische Monarchie, besteht aus zwei Reichshälften gleichen Ranges, dem österreichischen Kaiserstaat und dem Königreich Ungarn. Bezüglich ihrer Verfassung steht die Monarchie einzig da. Während Schweden und Norwegen auf dem Grunde der Personalunion fußend nur durch ein gemeinsames Oberhaupt an einander gefügt, in jeder anderen Beziehung aber von einander geschieden sind: herrscht in der Oesterreich-Ungarischen Monarchie nicht nur die Einheit des Staatsoberhauptes, sondern auch das

*) Siehe Karte Oesterreich-Ungarn.

Gemeinsame der auswärtigen Angelegenheiten, die Einheit des Münz- und Zollwesens, die Einheit der Armee. Im Herzen Europas gelegen darf die Monarchie noch mit größerem Rechte als Deutschland ein „Reich der Mitte" genannt werden; sie verbindet Westen und Osten, Norden und Süden. Im Norden von Deutschland und Rußland, im Osten von Rußland und Rumänien, im Süden von Rumänien, Serbien, der Türkei, dem Adriatischen Meere und Italien, im Westen von der Schweiz und abermals von Deutschland begrenzt, besitzt die Monarchie ein Areal von 676,667 qkm, mit 42,813,000 Einwohnern, wovon 300,232 qkm mit 23,895,000 Einwohnern auf Oesterreich, 325,325 qkm mit 17,463,000 Einwohnern auf Ungarn, 51,110 qkm mit 1,454,000 Einwohnern auf Bosnien und Herzegovina entfallen. Zwar sind die letztgenannten Provinzen nach Reclus durch „ein Band der Zweideutigkeit" sowohl mit der Türkei, als auch mit Oesterreich-Ungarn verbunden, doch glauben wir hier mit einer beendigten Thatsache zu thun zu haben und hegen die Hoffnung, daß Bosnien und Herzegovina nimmermehr unter dem fahlen Glanze des Halbmondes stehen werden. Ehedem Theile des ungarischen Reiches hatte der Erbe der hl. Stephanskrone nur seinem Krönungseide Genüge geleistet, als er 1879 mit bewaffneter Hand beide Provinzen in seinen Besitz zurücknahm.

Oesterreich-Ungarn ist fast gänzlich ein Binnenstaat; nur im Südwesten hat es einen 1720 klm langen Antheil an dem Adriatischen Meere. Die steilen Umrisse der Halbinsel Istrien sind buchtenreich und besitzen sichere Häfen; die felsige Küste Kroatiens, die steile und wild zerrissene Küste Dalmatiens sind theilweise durchaus unzugänglich; dagegen bieten die ihnen vorgelagerten Quarnerischen Inseln vorzügliche Ankerplätze. Unter den Golfen ragen die von Triest, Fiume (Quarnero) und die im Süden gelegene Bocche di Cattaro hervor; unter den Häfen besitzt Triest für Oesterreich, Fiume für Ungarn die größte Bedeutung, denen der ausgezeichnete Kriegshafen von Pola sich anschließt.

Bezüglich der horizontalen Gliederung besteht ein großer Unterschied zwischen beiden Theilen der Monarchie. Die Länder der ungarischen Krone bilden ein wohl abgerundetes geographisch geeintes Ganze. Oesterreich dagegen ist, vom rein geographischen Standpunkt aus betrachtet, wie A. Suppan bemerkt, ein monströses Staatengebilde, dessen einzelne Glieder gegen Osten, Westen und Süden einer centrifugalen Richtung folgen. Mit dem Hauptkörper des Kaiserstaates hängt Galizien und Bukowina nur durch einen schmalen Länderstreifen (27 km) und Dalmatien gar nicht zusammen. Ja im südlichen Dalmatien wird der Bezirk Ragusa durch zwei Landzungen der Herzegovina dermassen durchbrochen, daß derselbe nirgends an österreichisches Gebiet grenzt.

Mächtig sind die Gegensätze, welche in der Bodengestalt der Monarchie herrschen. Erhabene Gebirgsländer mit schnee- und eisbedeckten Hörnern, tiefen düsteren Schluchten, langgestreckten anmuthigen Thälern, lachenden Gauen streiten um den Vorrang mit einer fast endlosen Tiefebene, wo das Auge auf kein Hinderniß stößt und der goldene Sonnenstrahl seine sengende Kraft nach Lust ausübt. Doch herrscht das vorzugsweise im Westen und Norden gelegene Bergland vor und nur ein Viertel der Gesammtfläche trifft auf das Tiefland im Osten. Im Allgemeinen lassen sich hinsichtlich der Bodengestaltung folgende vier Theile unterscheiden: die Alpen und das böhmisch-mährische Stufenland in Oesterreich, die Karpaten und die von denselben umschlossene weite Tiefebene in Ungarn.

Fast genau in der Mitte zwischen dem Nordpol und Gleicher gelegen, nehmen die Alpen eine centrale Stellung in Hocheuropa ein. Im Norden von der oberdeutschen Hochebene, im Süden von dem lombardischen Tieflande begrenzt, werden sie auf allen Seiten von Mittelgebirgen umschwärmt; im Westen vom französischen, im Norden vom deutschen Mittelgebirge, im Osten vom ungarischen Bergland, im Süden von den langgestreckten Apenninen. In westöstlicher Richtung streichend besitzen die Alpen einen Flächeninhalt von 248,000 qkm;



Gletscherwanderung.

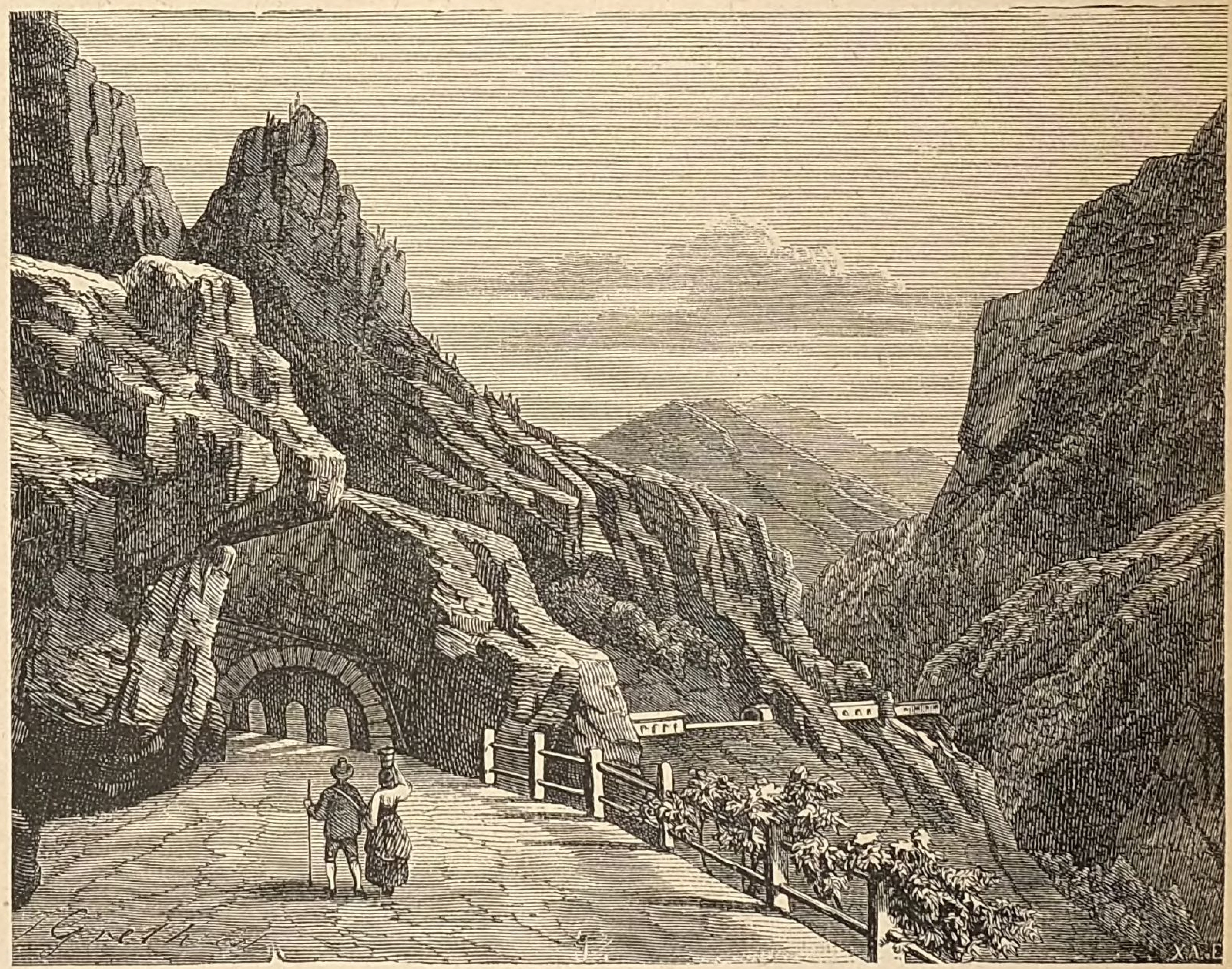
theilt man dieselben durch eine vom Bodensee bis zum Lago di Como gezogene Linie in eine westliche und östliche Hälfte, so entfällt fast die ganze Osthälfte auf österreichisches Gebiet mit einem Flächenraum von 119,000 qkm. Ihre Massen füllen Voralberg und Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Istrien.

Ein eigentliches Kettengebirge sind die Alpen nicht, vielmehr bilden sie parallel verlaufende Gebirgszonen; nur in östlicher Richtung, wo eine fächerförmige Theilung eintritt, herrscht die Kettenbildung vor. Bezüglich des Aufbaues und der Gliederung, zeigen sie eine deutliche Dreitheilung. Die Mittelzone aus Granit, Gneiß- und Glimmerschiefer bestehend, führt den Namen Centralalpen. Diese werden sowohl im Norden als auch im Süden von einer Nebenzone begleitet, die weil sie von Sandsteinen, Schiefern und hauptsächlich von Kalksteinen gebildet wird, den Namen Kalkalpen erhalten hat. Die nördlichen Kalkalpen beginnen auf österreichischem Gebiet in Voralberg, ziehen über Nordtirol, umgeben das bayerische Berchtesgaden, erfüllen das österreichische Salzkammergut, den Nordrand von Steiermark, den Südrand von Ober- und Niederöstereich und enden im Wienerwalde mit dem 438 m hohen Kahlenberg. Es ist ein steiles, wildes, schroffes Gebirgsland, vielfach zerrissen und zerklüftet, mit schwindelnden, zackigen Hörnern, die sich in dem Abstande einer Stunde nicht selten vom tiefsten Einschnitte bis zur erhabensten Zinne aufschwingen. So die Parseier Spitze (3021 m) zwischen Inn und Lech, der große Solstein bei Innsbruck (2655 m), der Dachstein (2996 m) an der südlichen Grenze des Salzkammergutes. Nicht selten bilden die zerklüfteten Kalksteine Hochflächen, öde Felsmeere, deren trostlose Beschaffenheit schon durch die volksthümlichen Namen genügend bezeichnet wird. Dergleichen sind das Höllengebirge, das Todtengebirge in Oberösterreich, das Steinerne Meer, die Uebergossene Alp in Salzburg.

Die nördlichen Kalkalpen werden durch die Längsthäler des Inn, der Salzach und der Enns von den Centralalpen getrennt. Diese beginnen in den, den Inn im Engaddin begleitenden Bergkolossen (Fluchthorn 3389 m). An diese stößt der nahe kreisrunde, steile, äußerst wilde Gebirgsstock der Oetzthaler Ferner (Wildspitze 3776 m), in dessen engen Thälern die höchsten Dörfer Europas, Vent und Gural (1900 m) liegen. Dann die Stubaier Ferner, jenseits des Brennerpasses die Tuxer und Zillerthaler Alpen, mit denen das langgestreckte Kettengebirge der Hohen Tauern beginnt. Mit den Hohen Tauern betreten die Centralalpen das Gebiet von Salzburg, Kärnten und Steiermark. Von den zwei bedeutendsten Erhebungen liegt der hufeisenförmige Stock des Großglockners (3797 m) auf der Grenze von Tirol, Kärnten und Salzburg, der Groß-Venediger (3673 m) in Salzburg. Bei Wildbad Gastein theilt sich die Tauernkette in zwei Aeste, von denen der nördliche, Kleine Tauern genannt, über den 2863 m hohen Hoch-Golling nach Steiermark mit einer Wendung zur Mur zieht, der südliche aber über den Hafnerspitz (3061 m) nach Kärnten bis zur Drau hinabfällt und von da in einem Bogen als Steierische Alpen über die Mur setzend bis nach Oesterreich reicht. Beide Aeste treffen am Semmering zusammen und vereinigen sich mit den östlichen Ausläufern der nördlichen Kalkalpen.

Die südlichen Kalkalpen beginnen hart an der italienischen Grenze mit den Ortler Alpen. In dieser Gruppe erhebt sich der höchste Gipfel Oesterreichs, der 3905 m hohe Ortler, von dessen prachtvoller, von Schnee und Eisfeldern umgebener Pyramide nach allen Seiten hin strahlenförmig niedrigere Rücken auslaufen. Nun folgen auf beiden Seiten der Etsch die Adamello-Gruppe (Presanella 3562 m), die Judikarischen, Tridentiner, Fassaner und Südtiroler Dolomitalpen, die sämmtlich mit seltener Wildheit und Zerrissenheit ausgestattet sind, am meisten aber die bizarren Bergkolosse im Fassa- und Ampezzo-Thal. An der Grenze von Tirol, Italien und Kärnten streicht die die Kette der Karnischen Alpen, weiter östlich zwischen Kärnten und Krain die nach Steiermark ziehenden Karawanken, deren nördlicher Ast mit dem

an der Drau gelegenenen Bacher Gebirge verwächst; der südliche, aber als Sannthaler Gruppe bekannt, mit den Steiner Alpen zusammenhängt und eine der großartigsten Gegenden der Alpen ist mit schroff sich erhebenden Stöcken (Grintouz 2559 m, Ojstritza 2350 m), gewaltigen Felsenamphitheatern, (der Sulzbacher Kessel) wie man sie nur noch in den Pyrenäen wieder findet. Den Abschluß der südlichen Kalkalpen bilden die Julischen ren sie denselben einen überaus großen Wasserreichthum zu, welcher die riesenhaften Bergkolosse und ihre hochgelegenen Mulden als ewiger Schnee und Gletschereis bedeckt. Großartig entfaltet sich das Gletscherphänomen in den Oetzthaler Alpen, wo der Gepaatschgletscher 22 qkm und 11,300 m Länge hat. Die Gletscher der Stubaier Alpen bedecken eine Fläche von 11 qkm; aber der größte aller österreichischen Gletscher ist die Pasterze am



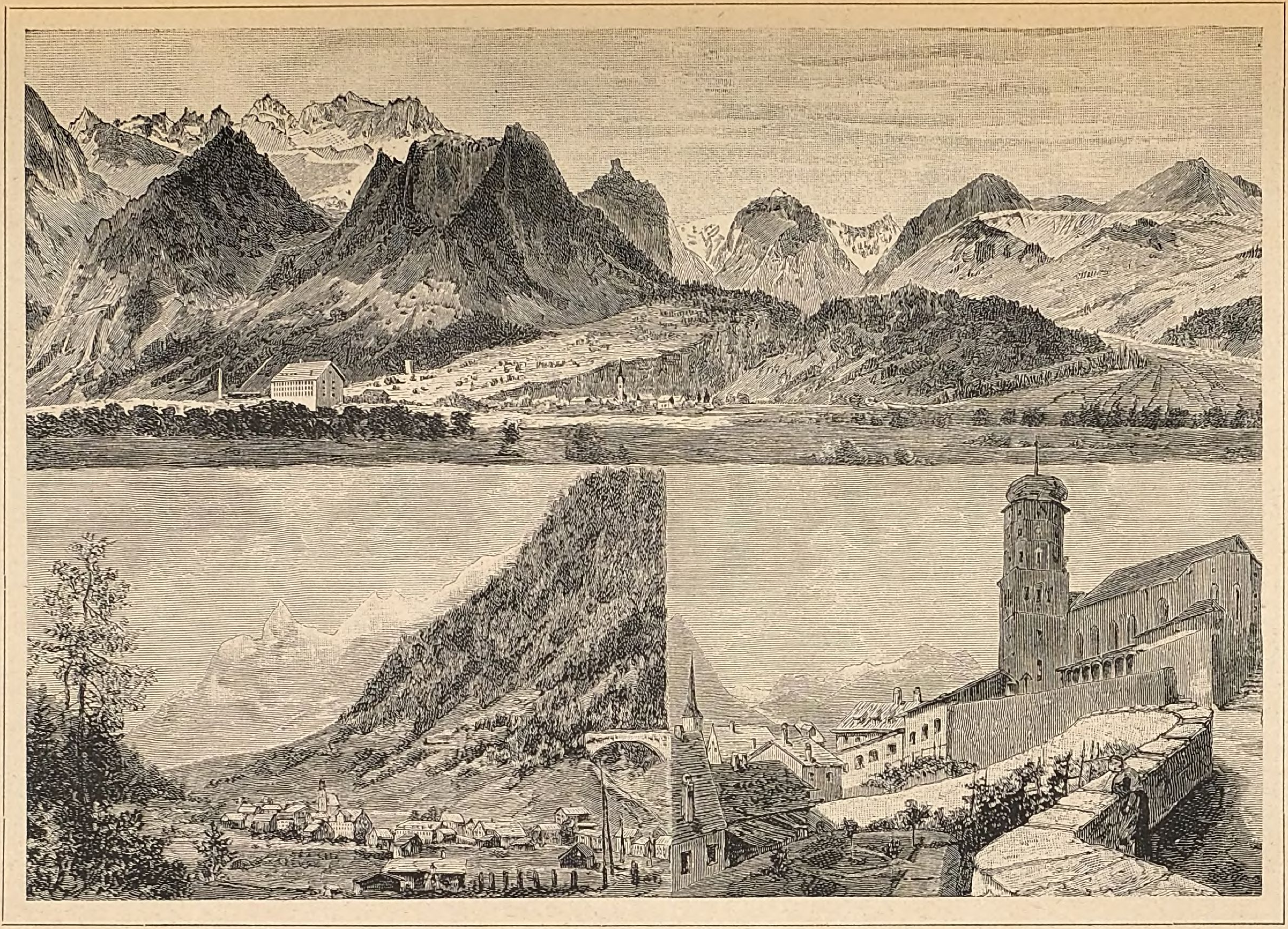
Stilfser Joch.

Alpen in Görz, Gradiska und Krain. Unsägliche Schroffheit und Zerrissenheit zeichnet dieses Gebirge aus; sein höchster Gipfel, der Triglav (2864 m) trägt noch alpinen Charakter, aber je weiter nach Südosten, um so mehr nimmt das Gebirge jenen dürren, pflanzenarmen Charakter an, welcher der Karstformation eigen ist.

Da die nord- und südwestlichen feuchten Seewinde senkrecht auf die Alpen treffen, füh-

Großglockner in der Tauernkette mit einer Fläche von 27,4 qkm. Der größte Gletscher der Ortlergruppe, die Vedretta del Forno, liegt in Italien; aber der Zufallferner steht demselben nicht viel nach mit einer Fläche von 16 qkm und einer Länge von von 6300 m.

Diese ewigen Schnee- und Eisfelder bilden die unversiegbare Quelle der zahlreichen Seen, welche die erhabene Alpennatur schmücken. Wohl aber sind die Hochgebirgsseen von den Alpen-



Bilder aus Vorarlberg.

seen zu unterscheiden. Die ersten sind meist klein; sie liegen zu Hunderten in der Nähe der Eisfelder (der Oschenigsee in Kärnten 2206 m, der Goldzechsee in den Tauern 2716 m), ihr Charakter ist die Einsamkeit in der öden Region der hohen Alpen. Kein Fisch belebt, kein grünendes Ufer schmückt sie. Ueber die Hälfte des Jahres liegen sie in Schnee und Eis begraben. Um so lieblicher und reizender sind die am Rande der Alpen gelegenen größeren Seen, deren klare, blaue oder smaragdgrüne Fluthen, inmitten einer lachenden Natur, freundlich den Besucher begrüßen. In den österreichischen Alpen sind zwei solche größere Seebezirke zu unterscheiden; die kärntnerische Gruppe mit dem Millstätter, Ossiacher und Wörther See und die Salzkammergutgruppe mit dem Gmundener See, Attersee, Mondsee, Alt-Aussee und Hallstättersee.

Unter allen Hochgebirgen der Erde werden die Alpen dadurch ausgezeichnet, daß sie trotz ihrer hochemporgerichteten Mauer nirgends ein Hemmnis für den menschlichen Verkehr bilden. In der Längsachse der Alpen ziehen nämlich auf große Strecken wohl ausgebildete, reich bewässerte Längsthäler hin und diese sind wieder fast überall durch zahlreiche Querthäler und Pässe in Verbindung gesetzt, die in jeder Richtung leicht übersteigbare Straßen bieten. Der Semmeringpaß (990 m) führt über die österreichischen Kalkalpen, der Radtstädter Tauern Paß (1738 m) am Hoch Golling über die Kleinen Tauern; der Brennerpaß (1362 m), diese Lebensader für Tirol, war schon zur Römerzeit die Straße zwischen Norden und Süden; der Arlbergpaß (1798 m) verbindet das kleine Voralberg mit Tirol; das Stilfserjoch, diese höchste fahrbare Paßstraße der Alpen (2756 m) verknüpft den Ortler mit der Schweiz.

Die Julischen Alpen führen zu dem nach Südosten sich erstreckenden **Karstgebirge** hinüber, welches sich über das südliche Krain, Istrien, das kroatische Küstenland, Dalmatien, Bosnien und die Herzegovina ausdehnt. Die Große und Kleine **Kapella**, der steil zur Küste abfallende **Vellebit** (1758 m) in Kroatien, die **Dinarischen** Alpen in Dalmatien (1849 m) erscheinen als selbstständige Höhenzüge in ihm. Ganz Bosnien und Herzegovina ist ein schwer entwirrbares Gebirgsland, wo zahlreiche Planinas (Schneeberge) nach allen Richtungen streichen. Der Karst ist, namentlich in seiner westlichen Hälfte, ein ödes Kalkplateau, eine wahre Felsenwüstenei, im Sommer vom Kalkstaub bedeckt, im Herbst und Winter von den heftigsten Nordostwinden der wüthenden Bora heimgesucht, ohne Quellen, oft weithin ohne Baum, ja fast ohne grünenden Pflanzen. Aber nicht immer trug er dieses traurige Antlitz. Vor Zeiten war er mit dichten Eichenwaldungen bestanden; ihm entnahmen die Römer, dann die Venetianer ihren Holzbedarf. Da aber neue Anpflanzungen nicht folgten, fegte die Bora und der Regen den Humus hinweg und es trat der kahle Fels zu Tage. Der östliche, der bosnische Karst trägt nicht dieses öde Gepräge. Zwar blendet auch hier der weiße Kalkstein des Bodens, aber auch stämmige Wälder entzücken das Auge mit ihrem saftigen Grün und namentlich ist der östliche und nordöstliche Theil Bosniens als ein an wildromantischen Parthien reicher Strich überaus berühmt.

Drei Eigenthümlichkeiten kennzeichnen den Karst: trichterförmige Kesselthäler, zahlreiche Grotten und verschwindende Flüsse. Die trichterförmigen Vertiefungen, Dolinen genannt, bedecken nicht nur die Oberfläche des Karstplateaus, sondern auch die Abhänge der Berge. Ihre Form ist bald kreisrund, bald unregelmäßig, die Tiefe verschieden, der Durchmesser im Triestiner Karst 50 bis 75 m groß. Sicher sind sie durch Deckeinbrüche unterirdischer Hohlräume entstanden. Unter den Höhlen gedenken wir der weltberühmten Adelsberger Grotte. Was die Flüsse anbelangt, so verschwinden diese häufig in den Spalten des zerklüfteten Kalksteins, treten wieder auf und verschwinden vielleicht wieder. Die Laibach nimmt als Poik ihren Anfang, tritt in die Adelsberger Grotte ein, kommt als Unz wieder zu Tage, verschwindet abermals und taucht bei Oberlaibach plötzlich als schiffbarer Fluß wieder auf. Mit diesen unterirdisch fließenden Gewässern hängt auch die periodische Seebildung bei Zirknitz in Krain zusammen.

Durch das weite, fruchtbare Donauthal und dessen Abschluß, das 3744 qkm große Wiener Becken, durch das im Norden an dasselbe sich anschließende Senkungsfeld der March, durch die im Quellgebiet der Oder gelegene mährische Pforte, eines der wichtigsten Thore der Monarchie an der Nordseite, wird das Böhmisch=Mährische Stufenland sowohl von den Alpen als auch von den Karpaten geschieden. Böhmen gleicht einem verschobenen Viereck, das an allen Seiten von Gebirgen umschlossen ist. Den Böhmerwald, das Erz- und Riesengebirge, den Sudetenzug haben wir gurte von einander getrennt. Böhmen ist demnach kein Beckenland, sondern ein von verschiedenen Gebirgen umgebenes, in seinem Innern unebenes Stufenland, das von Nordost nach Südwest stetig ansteigt. Obwohl in unmittelbarer Verbindung, sind doch Böhmen und Mähren als zwei selbstständige Territorien aufzufassen. Böhmen entwässert nach Norden zur Elbe, Mähren nach Süden zur Donau. Die Wasserscheide bildet das Mährische Hügelland, eine Bodenanschwellung ohne zusammenhängenden Kamm, die in ihren höchsten Theilen bei Iglau nur 800 m Höhe erreicht.



**Blick auf die Tatra.**

schon bei Deutschland beschrieben; hier wollen wir nur des südlichen Abschnittes der Sudeten gedenken, der als Mährisches Gesenke bekannt ein Plateau von 400 bis 600 m bildet und mit basaltischen Kegeln besetzt ist. Gewöhnlich wird das Innere von Böhmen als ein einziges großes Becken aufgefaßt. Nun Becken und Kesseln giebt es im Lande allerdings. So die Ebene von Wittingau im Süden, die von Pilsen im Westen, die von Königgrätz im Osten, die um Theresienstadt und Saatz im Norden; aber diese hängen keineswegs zusammen, vielmehr sind sie durch breite Berg-

Die ganze östliche Hälfte der Monarchie gehört dem Gebiete der Karpaten an. Wie ein erhabener Kranz waldbekrönter Höhenzüge umschließt der 1300 km lange Gebirgswall der Karpaten vom oberen Donauthor bei Preßburg nordost=, ost= und südostwärts streichend, bis zum unteren Donauthor bei Orsowa, das Königreich Ungarn. Die Karpaten sind kein Kettengebirge, vielmehr bestehen sie aus einer Reihe einzelner Stöcke, die durch Pässe und Flußthäler von einander geschieden sind. Nur im Nordosten und Südosten erscheint die Form eines Kettengebirges. Bei Preßburg beginnt

die niedrige Gruppe der Kleinen Karpaten, den Nordwesten füllen die Westbeskiden aus; nun folgt im Norden der gewaltige Centralstock der Tátra; an diesen reihen sich im Nordosten die Ostbeskiden und der breite Rücken des Karpatischen Waldgebirges, den Süden nimmt das Hochland von Siebenbürgen ein. Die mächtigste Entwicklung besitzen die Karpaten in ihrem centralen Theile, der gewaltigen Tátragruppe, welche zwischen den Thälern der Flüsse Poprád, Dunajec, Arva, Vág eingeschlossen, aus der sie umgebenden Hochebene fast ohne alle Uebergänge sich erhebt. Gerade aus diesem Umstande erklärt sich der imposante Anblick, den diese mächtige Gruppe von allen Seiten gewährt. Steil steigt der Granitstock empor, einfache oder Doppelgipfel erheben sich über dem scharfgeschnittenen Kamm und geben dem Gebirge ein wildes, zerrissenes Aussehen. Nur im östlichen Abschnitte finden sich größere Ansammlungen von Schnee und Eis, so daß der größte Theil des Hochgebirges als nackter Fels in die Luft starrt. Enge Felskessel mit nahezu senkrechten Wänden bergen eine Anzahl von Seen, welche im Glauben des Volkes in unendliche Tiefen hinabreichend, mit dem Meere selbst in Verbindung stehen sollen (Meeresaugen). Seen werden im Hochgebirge 112 gezählt; der größte derselben, der Große Fischsee im Bialkathal, mißt 34 ha und ist 60 m tief. Die höchsten Gipfel sind die Gerlsdorfer (2663 m), die Lomnitzer Spitze (2631 m) und der große Kriván (2496 m). An den Tátrastock schließen sich landeinwärts noch andere kleinere Gebirgsstöcke an. Im Südwesten die Fátra, im Süden die niedrige Tátra, das ungarische Erzgebirge, dessen südöstlicher Theil, der malerische Mátrastock (1007 m) mit seinen Trachitmassen an der Grenze der großen Tiefebene steht. Im Osten finden wir die weinberühmte Hegyalja, das Vihorlatgebirge, die gleichfalls Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigen.



**Der Großkohlbacher See in der Tátra.**

Einer festen Burg ähnlich erhebt sich im Südosten das Hochlandsviereck von Siebenbürgen. Auf allen Seiten ist dasselbe von den Wällen der Karpaten umklammert; auch das Innere bildet ein Hochland, das durch Flüsse in parallele, ostnordöstlich streichende Hügelreihen aufgelöst ist. Die höchsten Gipfel finden sich im südlichen Randgebirge, wo der Bucsecs, der Negoi, der Retyezát eine Höhe

von 2500 m erreichen. Der östlichen Randkette ist nach innen der Zug der Hargita vorgelagert, ein kahles, von Felstrümmern bedecktes, rauhes Gebirge mit vulkanischen Spuren, in dessen südlichem Ende der reizende St. Annasee einen eingestürzten Krater ausfüllt. Die äußerste Südwestecke nimmt das Banater Gebirge ein, das, nach Ungarn und über die Donau setzend, nach der Balkanhalbinsel hinüber streicht. Am Westrande des Hochlandes erhebt sich das Bihargebirge, ein Bergland mit echtem Karstcharakter, zahlreichen Höhlen, Dolinen und schwindenden Flüssen (Galbinabach), das in seinen südöstlichen Theilen reich an allen Metallen ist und daher auch wohl das Siebenbürgische Erzgebirge genannt wird.

Der Wall der Karpaten bildet zwar eine scharfe Grenzscheide zwischen Ungarn und den benachbarten Ländern, aber ein Hemmniß für den Verkehr ist er ebensowenig wie die Alpen. Zahlreiche Pässe führen über seine Rücken und gewähren namentlich im Norden für vier Eisenbahnen Weg. Für Siebenbürgen ist bezeichnend, daß die Pässe in der Regel am Fuße der höchsten Gipfel ziehen. So im Nordosten der Borgopaß am Pietrosz (2102 m), im Süden der Tömös und Törcsburg Paß am Bucsecs, der Rothen Thurm Paß am Negoi, der Vulkan Paß am Retyezát. Gegen Ungarn hin bilden die Randgebirge noch weniger Hindernisse. Sie sind durch die Thäler der Maros, Szamos und der drei Körös durchbrochen und so bilden die fließenden Gewässer das natürliche Band, welches das kleine Siebenbürgen mit dem fünfmal größeren Ungarn vereint.

Der östlichen Felsenburg steht im Westen ein zweites Viereck gegenüber, aber von einer ganz anderen Beschaffenheit. Es ist dies das zwischen der Donau und Drau gelegene Binnenland, der schönste und gesegnetste Theil Ungarns. Im Ganzen ist es ein gewelltes Hügelland, nur im Westen und in der Mitte sind ihm höhere Bergreihen aufgesetzt; dort die Ausläufer der Steierischen Alpen, hier der Bakony und der Vértes, ehedem durch Räuberromantik berühmt, heute ein friedliches Waldgebirge (709 m), wo nur das zitternde Rothwild den Knall der Büchse fürchtet. Am südlichen Fuße des Bakony erstreckt sich das anmuthige Becken des Plattensees (590 qkm), dessen westliche Ufer mit einer großen Zahl vulkanischer Kegelberge, dem basaltgekrönten und weinreichen Badacsony (438 m) besetzt sind. Das zwischen der Drave und Save gelegene kroatische Zwischenstromland darf sowohl als ein Rest der Alpen, als auch ein Theil des Balkansystems aufgefaßt werden. Es ist ein Waldland, das dem Osten zu sinkt, aber am Ostende in der Fruskagora wieder zu 567 m sich erhebt.

An den Außenrand der Karpaten lehnen sich die am weitesten entlegenen österreichischen Provinzen Galizien und Bukowina an. Der Wall der Karpaten entsendet in beide Länder zahlreiche Querketten, die aber bald in ein Flachland übergehen, dem ostwestlich streichende Hügel aufgesetzt sind. Galizien dacht nach Norden, Bukowina nach Osten und Südosten ab. Im Nordosten erhebt sich Galizien wieder zum Podolischen Plateau (400 m), eine unabsehbare, baumlose, zum Theil kultivirte Ebene, welcher tiefe, steilwandige Thäler eingegraben sind. Die tiefsten Theile der Bukowina liegen im Osten zwischen Dniester und Sereth.

Innerhalb des alpin-karpatischen Gebirgsrahmens liegt das concentrisch gegen das Innere sich einsenkende ungarische Tiefland. Durch das nordungarische Bergland und den Bakony wird dasselbe in zwei Theile geschieden; in die West- oder Oberungarische und in die Niederungarische Ebene. Die erstere (12,000 qkm) umfaßt die durch die Dreitheilung der Donau entstandenen mächtigen Flußinseln, die Große und Kleine Schütt, reicht aber südlich weit über dieses Gebiet, ist hier mit weiten Sümpfen bedeckt, unter denen der moorbedeckte Hanság noch immer 380 qkm umfassen dürfte. Hydrographisch ist mit diesem der launenhafte, nur 3 m tiefe Neusiedlersee (330 qkm) verbunden, der bei trockenen Jahren verschwindet, bei reichen Niederschlägen aber wieder als ein mächtiger Wasserspiegel zu Tage tritt.

Einförmiger aber großartiger ist die Nieder-

ungarische Tiefebene. 200 km breit und 300 km lang, besitzt sie mehr als 100,000 qkm Oberfläche. Im Westen und Süden von der Donau, im Osten und Norden von den Karpaten begrenzt, breitet sich die Tiefebene wie eine unabsehbare Platte aus, deren Unebenheiten zwischen 60—160 m schwanken. Zwar sprechen die Geographen von Plateaus, nun aber beträgt das höchste derselben, das bei Nagykörös und Czegléd nur 153 m. Den tiefsten Strich bildet das Theißbecken, dessen Umgebung in weiter Peripherie (35,000 qkm) den Charakter einer wahren Steppe trägt. Im ganzen Tieflande ist kein Berg, kein Fels, kein Stein, kaum ein Hügel und kaum ein Baum zu sehen; nach dem magyarischen Sprichwort findet hier der Schafhirt nur im Schatten seines grauen Reitthieres eine Labung. Unabsehbarer Horizont, Löß, fruchtbare Dammerde, Sand, aus dem häufig Reste von Urthieren, Mammuthen und Rhinocerossen zu Tage gefördert werden, das sind die Elemente des „Alföld". Die weitesten Sandflächen finden sich im Norden der Steppe bei Debreczin und im Süden derselben nordöstlich von Pancsova, wo die wandernden Dünen 60 m Höhe erreichen. Weit ausgedehnte Sumpfstrecken, Torf- und Moorgründe an der Donau und Theiß, eine Unzahl von salzhaltigen Seen, hauptsächlich zwischen beiden Strömen, vervollständigen das Bild.

Eintönig aber doch bezaubernd schön ist das Tiefland. Ungehindert schweift das Auge in die endlose Steppe; nicht nur im Rheingau, auch hier „macht die Luft frei". Die Frühlingssonne bedeckt mit saftigem Grün und duftenden Blumen das Land; überall wogt ein Meer von güldenen Aehren. Schwärme von Staaren, dunklen Wolken gleich, wirbeln durch die Lüfte, Heerden von Trappen jagen in rasendem Laufe dahin. Störche klappern an den Sümpfen, und zu Hunderten steigen die Sänger des Frühlings, die lieblichen Lerchen, zum Himmel empor. Aus weiter Ferne schimmern freundlich die weißgetünchten Mauern der „Puszten" (Gehöfte)*) entgegen, und melancholisch begrüßt den Wanderer der einsame Ziehbrunnen, der aus der Weite gesehen, einem Riesenstorche gleicht. Um denselben herum weiden zahlreiche Heerden, und die Leitglocke entsendet stunden weit ihre eintönigen Schall. Die rasch steigende Sommerwärme versengt zwar den Grasteppich der Ebene, aber sie reift auch die köstlichen Aehren, und mit dem Schnitte erfüllen die Schnitter mit munterem Liede das Land. Und nun erst welch geheimnißvoller Zauber, wenn das „Délibáb" (Mittagsfee), die Fata Morgana der Puszta, sich zeigt. Gewöhnlich erscheint sie an heißen, heiteren Sommermorgen. Ist die Sonne schon höher gestiegen, so erscheint plötzlich Alles wie von einem unabsehbaren Meere umflossen. Aus den bläulich schimmernden Fluthen ragt hier eine Thurmspitze, dort ein Wald, hier ein Dorf, dort eine Stadt empor. In wunderbarer Mannigfaltigkeit wechseln die Bilder. Man wähnt, wachend zu träumen und plötzlich alle jene luftigen Feenschlösser zu sehen, an denen sich einst in ferner Kinderzeit die Phantasie geweidet. Tritt man aber näher, so schwindet plötzlich die ganze Herrlichkeit und es bleibt nichts zurück, als vielleicht ein Dorngebüsch, ein zerfallenes Mauerwerk, oder ein einsamer Ochsenkarren, der ganz prosaisch durch die Felder zieht. Das sind die Zauber des Alföld.

Unter den fließenden Gewässern der Monarchie herrscht die Donau, dieser zweitgrößte, aber wichtigste Strom Europas, das verbindende Glied zwischen Orient und Occident. Seit den ältesten Zeiten ist das Donauthal eine Passage der Völker. In ihm drangen die Cimbern, Attila, die Magyaren und andere Süddonauvölker nach Westen; in ihm zogen die Kelten, Karl der Große, dann die Kreuzfahrer nach Osten. Der Boden ist hier mit Blut getränkt; gar oft entschied hier das Schwert das Loos der Völker. Im Schwarzwalde geboren, beträgt die Gesammtlänge des mächtigen Stromes bis zur Mündung in das Schwarze Meer 2883 km. Von Passau bis Orsova gehört er auf einer Strecke von 1350 km der Monarchie an. In Oesterreich bahnt sich der Strom nur mühsam einen Weg zwischen

*) Ursprünglich soviel wie Steppe, Wüste.

den Gebirgslandschaften und bildete ehedem zwischen Grein und Krems den gefürchteten Strudel und Wirbel, die aber durch Felsensprengungen ihre Gefährlichkeit verloren haben. Bei Theben (Dévény) erreicht er die Oberungarische Tiefebene, bildet hier die schon genannten Inseln Schütt (Csallóköz, Szigetköz), wendet sich bei Waitzen nach Süden, läßt durch Theilungen des Bettes bei Budapest mehrere Inseln entstehen und behält in der großen Tiefebene die südliche Richtung auf 370 km bei. Nach Osten, nach Süden und wieder nach Osten gewendet eilt nun die Donau der großartigsten Flußenge Europas zu, die durch das Banater und das ostserbische Gebirge gebildet, von Báziás bis Kladovo 126 km lang ist. Der majestätische Strom, der mitunter eine Breite von 1900 m erreicht, wird von Felswänden im Kazanpaß auf 150—190, bei Prigrada im Eisernen Thor sogar auf 113 m eingeengt, und dabei steigt seine Tiefe bis auf 75 m. Ueber eine lange Reihe von Stromschnellen, Brandungen, Wirbeln und Widerströmen, über zahllose Klippen setzend, schießt der Strom mit fürchterlicher Gewalt durch die Engen und macht die Schiffahrt, wenn auch nicht unmöglich, doch immerhin gefährlich.

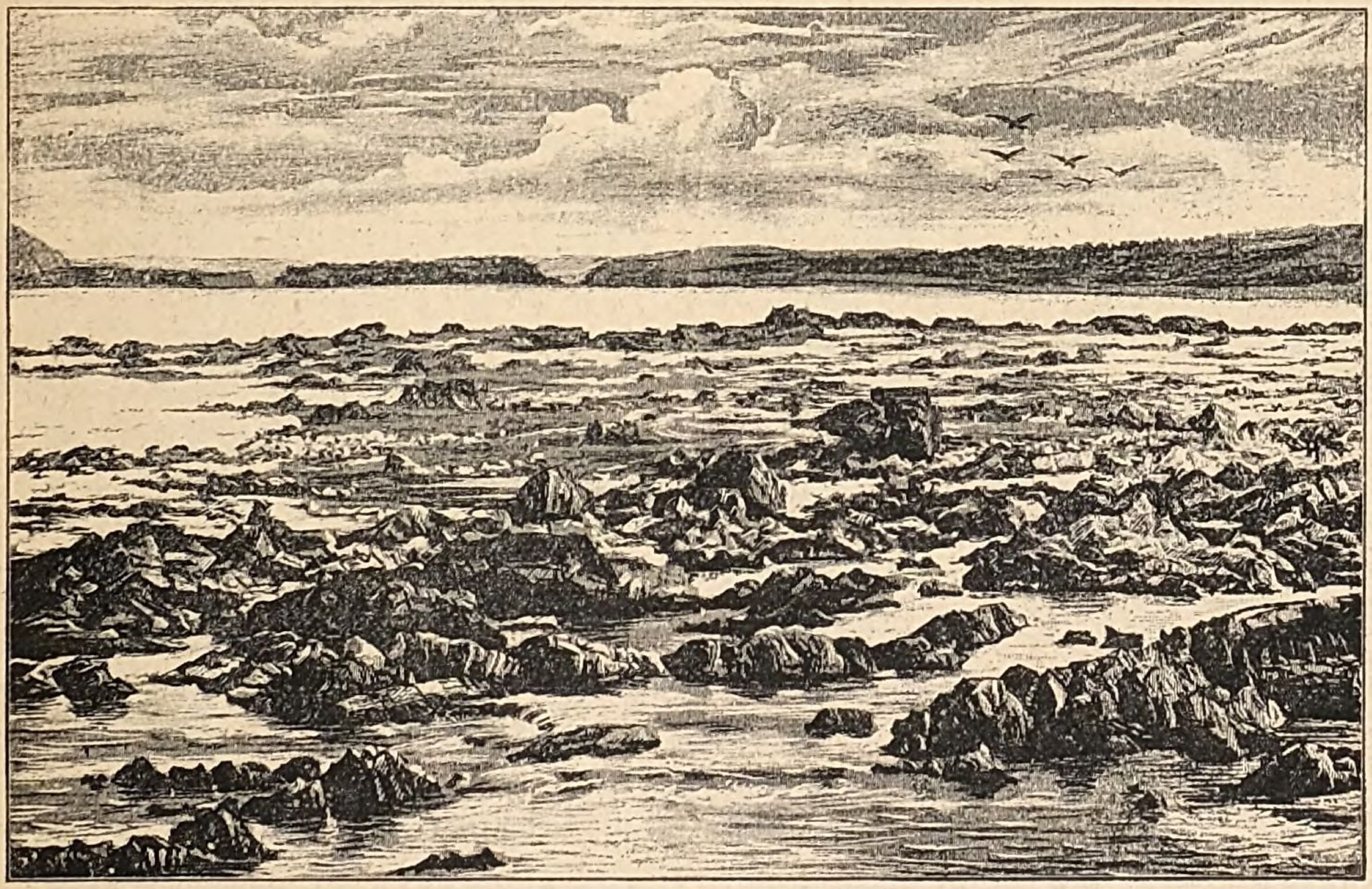


Der Kazanpaß.

An Bemühungen, die Flußenge fahrbar zu machen, hat es schon im Alterthum nicht gefehlt, wie dies verschiedene Römerinschriften beweisen. Neuerdings hat der Berliner Kongreß der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie den Auftrag ertheilt, die Flußregulirung durchzuführen, infolge dessen die ungarische Regierung im Jahre 1890 auch ans Werk gegangen ist.

Diese große Flußader entwässert mehr als Dreivierteltheile der Gesammtfläche der Monarchie; fast alle Flüsse beider Reichshälften sind Tributäre der Donau. Nur die in die Nordsee mündende Elbe, die der Ostsee zueilende Oder und Weichsel, die in das Adriatische Meer sich ergießende Etsch, der Isonzo und einige kleinere dalmatinische Flüsse, die Kerka, Cettina und Narenta, der im eigenen Bette in das Schwarze Meer sich stürzende Dnjester, machen eine Ausnahme. Auch Bosnien entsendet seine Gewässer mittels der Save der Donau. In Oesterreich empfängt der Strom den sehr wasserreichen Inn, die Traun, die Enns, an der ungarischen Grenze die Leitha, die aus Mähren kommende March, in Ungarn nebst vielen andern die Drave, die Save und die Theiß, diesen seinen größten Nebenfluß, der von der Wiege bis zum Grabe

Ungarn gehört und bezüglich seiner Länge (1358 km) und seines Stromgebietes (146,466 qkm) mit manchem der größten Flüsse Europas sich messen kann. Es ist ein wahrer Steppenfluß. Von seinem Eintritt in das Tiefland bei Csap besitzt er bis zur Mündung auf einer Strecke von 1050 km nur kaum 30 m Gefälle. Träge, in zahllosen Serpentinen windet er sich über die Ebene hin, zwischen sumpfigen, schilf- und rohrbedeckten Ufern, in denen Massen von Sumpf- und Wasservögeln hausen. Und doch trägt er Verderben in seinem Schoße.



Das eiserne Thor.

Wenn bei anhaltendem Regenwetter oder Schneeschmelze seine vielen Nebenflüsse, namentlich die Bodrog von den Karpaten, die Szamos, die drei Körös, die Maros aus Siebenbürgen die schlammigen Fluthen ihm zuführen, so tritt er über die flachen Ufer hinaus und bereitet schreckliches Verderben. Die furchtbare Katastrophe von Szegedin, dieser zweitgrößten Stadt Ungarns, den 12. März 1879, ist hierzu ein trauriger Beweis.

Die reiche Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung läßt eine große Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse erwarten. Im Ganzen besitzt die Monarchie ein kontinentales Klima, in dem schroffe Gegensätze herrschen. Die hohen und an Niederschlag reichen Wälle der Alpen sind rauh; die 2—3 schnee- und frostfreien Monate gestatten auf den Höhen weder dauernden Aufenthalt, noch reichlichen Grasertrag, und so hat sich hier ein eigenthümliches nomadisches Sennerleben ausgebildet. Während die Hauptthäler Vorarlbergs unter dem Einfluß des Föhn, eines warmen, trockenen Sturmwindes, eines milden Winters sich erfreuen, ist das allseitig durch Gebirge abgeschlossene Drauthal im Verhältniß zu seiner Seehöhe im Winter die kälteste Gegend der österreichischen Alpen. Das auf allen Seiten von Gebirgen geschützte Böhmen besitzt ein mildes Klima, dagegen ist das nach Norden und Nordosten offene Galizien rauh. Auch sind die Hochkarpaten sehr rauh und zeigen schroffe Kontraste in den einzelnen Jahren. Im August 1863 wurden 34 Grad beobachtet, und im gleichen Monat des Jahres 1867 erfroren auf den Hochweiden Schafe, Füllen und Kälber. Am schärfsten sind aber die Gegensätze im Tieflande. Sengende Hitze im Sommer,

eiskalte Stürme im Winter. Einen Frühling giebt es hier kaum; Winter und Sommer reichen sich die Hände. Charakteristisch ist der große Unterschied zwischen Tages- und Nachtwärme im Sommer. Im Lauf des Tages steigt das Thermometer häufig bis auf 45 Grad, während der Nacht sinkt es dagegen auf 4—5 Grad herab. Die größte Regenmenge finden wir in den Alpenländern (1400 bis 1800 mm), dann in den böhmischen Randgebirgen und den Karpaten (1000 m); am geringsten ist sie im Karstgebiet, während die ungarische Tiefebene mit 600—700 mm in der Mitte steht.

Mit Naturschätzen aller Art ist die Monarchie reich ausgestattet. An Montanprodukten stehen die edlen Metalle, dann Eisen, Kohle und Salz obenan. Noch im späten Mittelalter waren Tirol und Salzburg die ersten Goldländer der Erde; heute ist hier die Edelmetallproduktion verschwindend klein. Dagegen besitzt Siebenbürgen bei Verespatak das wichtigste Goldrevier Europas (1882: 1178 kg). Bedeutend sind die nordungarischen Silberbergwerke bei Schemnitz und Kremnitz, minder bedeutend die bei Pribram in Böhmen. Die reichsten Eisenländer sind Steiermark und Kärnten; die Eisenwerke Oberungarns werden nur von den steierischen übertroffen; hieran schließen sich die gewaltigen Eisenreviere im Banater Gebirge, die im Gebiet von Hunyad im Jahre 1882 17,480,000 mc Roheisen und 800,000 mc Gußeisen geliefert haben. Kohle findet sich mit Ausnahme von Salzburg und der Bukowina in allen Theilen der Monarchie. Steinsalz kommt massenhaft in dem karpatischen Waldgebirge sowohl in Ungarn, als auch in Galizien, ferner in Siebenbürgen vor, wo an 40 Punkten die Salzlager zu Tage treten. Wieliczka in Galizien, Rónaszék, Sugatag, Szlatina in Ungarn, Maros-Ujvár in Siebenbürgen gehören zu den großartigsten Salinen der Erde. Derselbe Strich Galiziens liefert auch Petroleum reichlich, im Werthe von nahezu 7 Mill. Gulden jährlich. Sudsalz wird in großem Maßstabe gewonnen im Salzkammergute im Flußgebiete der Traun, bei Hallein und bei Hall in Tirol.

Obwohl Oesterreich-Ungarn vorwiegend ein Agrikulturstaat ist, so wird doch auch Industrie in ansehnlichem Maßstabe betrieben. In letztgenannter Beziehung führt Wien den Reigen; aber ganz ebenbürtig stellt sich an die Seite der westlichen Hauptstadt Böhmen, dessen industrielle Produkte nach einer älteren Schätzung jährlich wenigstens mit 220 Mill. Gulden anzurechnen sind. Von höchster Bedeutung ist hier die Textil-, Glas-, Porzellan- und Zuckerindustrie. Industrieländer gleichen Ranges sind Mähren und Schlesien. In der östlichen Hälfte der Monarchie hat nur Budapest mit seiner in großem Maßstabe entwickelten Mühlenindustrie eine Bedeutung. Hier überwiegt Ackerbau und Viehzucht. Trotzdem daß die Wirthschaft gegenwärtig noch immer vorwiegend eine extensive ist und die Produktionskraft des Bodens noch nicht genügend ausgenützt wird, ist Ungarn eine Hauptkornkammer und eines der ersten Weinländer der Erde, dessen Ackerbauprodukte nicht nur den heimischen Bedarf decken, sondern auch jährlich einen beträchtlichen Ueberschuß der Ausfuhr liefern. In der Viehzucht hat für Ungarn die Pferde-, Schaf- und Schweinezucht eine hervorragende Wichtigkeit; Rinderzucht wird in der westlichen Reichshälfte in größerem Maßstabe betrieben.

Oesterreich-Ungarn ist die einzige europäische Großmacht, welche in den äußeren Welttheilen keine Kolonie besitzt.

# 19. Die Bevölkerung von Oesterreich-Ungarn.

Im Herzen Europas gelegen, geographisch ein Verbindungsglied der Länder nach allen Himmelsrichtungen hin, vereint Oesterreich-Ungarn eine Mannigfaltigkeit der Nationen, wie sie vielleicht die Balkanhalbinsel und Rußland ausgenommen in keinem Staate unseres Kontinentes zu finden ist. Zwei Reichstheile, zwei herrschende Elemente, im Westen die Deutschen, im Osten die Magyaren; viele Provinzen und Länder, viele Völker und Sprachen, viele Religionen und Kulturstufen, mit einem Worte viele Gegensätze. Der in geographischer Beziehung obwaltende Unterschied beider Reichshälften, bewährt sich auch in der Vertheilung der Bevölkerung. Wie gesagt folgen die Glieder Oesterreichs einer centrifugalen Richtung; dem entsprechend ist die große Masse des Deutschthums ganz nach dem westlichen Drittel des Reiches verschoben, während im Süden und Norden slavische Völker vorherrschen. Der geographischen Abrundung Ungarns entspricht die centrale Stellung der Magyaren, die in dem Herzen des Königreiches sitzen, während die nicht magyarischen Elemente nach der Peripherie verdrängt sind, so die Slaven nach Norden und Süden die Romanen nach Osten.

Seit ältester Zeit, soweit die geschichtliche Erinnerung zurückreicht, war das Donauthal die große Heerstraße der Völker. Auf und ab wogten hier verschiedene Stämme, verdrängten einander, um bald wieder neuen Ankömmlingen den Platz zu räumen. Im 15. Jahrhundert v. Ch. saßen illyrische Völker im Süden der heutigen Monarchie; um 600 v. Ch. drangen keltische Stämme in die Alpenländer, ferner in die Landschaften an der oberen und mittleren Donau ein. Zur Zeit der Römerherrschaft wohnten im heutigen Böhmen, Mähren und dem nordwestlichen Ungarn die germanischen Markomannen und Quaden, aus denen mit Vereinigung anderer oberdeutschen Stämme die Altbayern und die Bewohner der österreichischen Alpenländer und des Erzherzogthums Oesterreich hervorgingen. In der östlichen Schweiz, im westlichen Tirol bis etwa zum Oetzthal, ferner in den Südabhängen der Alpen, so in Gottschee in Krain, haben sich Reste von Alemannen erhalten. Das ehemalige Dakien, das heutige Siebenbürgen verharrte im Beginne des Mittelalters im historischen Dunkel; von den Rumänen ist dort noch keine Spur zu finden; erst im 13. Jahrhundert fangen sie an aufzutauchen. Ueber das übrige Ungarn herrschten die Avaren, bald die Longobarden. Als diese um 568 n. Ch. aus Pannonien nach Italien zogen, folgte ihnen ein Strom nordslavischer Völker, Tschechen, Mährer und Slovaken, die Böhmen, Mähren, Schlesien und Nordungarn besetzten. Fast gleichzeitig drangen Südslaven, Slovenen, Wenden, Kroaten und Serben bis an die Quellen der Drau nach Kärnthen, Krain und Steiermark, nach Istrien, Dalmatien und Pannonien vor. Durch die nordslavische Völkerströmung wurden die Germanen aus den betreffenden Ländern gänzlich verdrängt; erst seit dem 10. bis 13. Jahrhundert beginnt hier das deutsche Element sich wieder zu mehren, hauptsächlich unter Ottokar II (1190—1230), der die deutsche Kolonisation sehr kräftig betrieb. Die Bevölkerungsverhältnisse im jetzigen Galizien scheinen schon im 10. Jahrhunderte einen Abschluß erhalten zu haben. Polen und Ruthenen, gleichfalls zwei nordslavische Stämme, hatten beiläufig ihre heutigen Gebiete inne. Zu Ende des 9. Jahrhunderts erschien das letzte Glied der staatenbildenden Völker auf dem Gebiete der Monarchie. Es sind dies die Magyaren, welche von der unteren Donau her über die Karpaten nach Ungarn eindrangen und in der großen Tiefebene festen Fuß faßten. Seit der Römerzeit sitzen an den Südabhängen der Alpen, im Südwesten der Monarchie west-

romanische Völker, Italiener und Rhätoromanen; die ersteren im Südtirol und im adriatischen Küstenlande; die letzteren als Furlaner (400,000) in Görz und Gradiska, als Ladiner (20,000), in einigen Thälern Südtirols, besonders dem Ampezzaner-, Grödner- und Fassa-Thal. Es ist dies ein Völkchen unbekannten Ursprungs, dessen Grund die Rhäter bilden.

Seit dem 10. Jahrhundert haben die Bevölkerungsverhältnisse der Monarchie keine erheblichen Veränderungen erlitten; die Völkerkarte gewährte im Großen und Ganzen schon in genannter Zeit ein ähnliches Bild wie heute. Höchstens folgten Kolonisationen, namentlich in der östlichen Hälfte der Monarchie, theils um Kulturelemente beizuziehen, theils um die in Kriegen ausgerottete Bevölkerung zu ersetzen. Unter den Kolonisten Ungarns gebührt den Deutschen der Vorrang. Die ältesten Kolonien wurden vom König Gejza II. (1141 bis 1161) vom Niederrhein ins Land gerufen, um die Landschaften in den centralen Theilen der Westkarpaten (Zips) und Siebenbürgen zu bevölkern. Auch stammt die wesentlich deutsche Bevölkerung der Bergstädte im ungarischen Erzgebirge aus derselben Zeit. Eine große Menge der deutschen Kolonien stammt aber erst aus dem vorigen Jahrhunderte, besonders aus der Zeit Maria Theresias und Josefs II., namentlich jene im südlichen Ungarn, welche erst nach der Türkenvertreibung ins



**Römerbrücke in Mostar.**

Land gerufen wurden. Diese neueren Kolonien kamen aus Oesterreich und Bayern und werden mit dem Namen der Schwaben bezeichnet. Am kompaktesten wohnen sie im Bácser, Temeser und Torontáler Komitat. Im letztgenannten Komitat werden über 60 reindeutsche Marktflecken und Dörfer gezählt. Zahlreiche deutsche Kolonien umgeben ferner den Bakonywald und das in dem Winkel zwischen Donau und Drau gelegene Hügelland im Osten von Fünfkirchen (Pécs). Nebst den Deutschen haben vom 15. bis 17. Jahrhundert südslavische Völker, Serben und Kroaten zahlreiche Kolonisten Ungarn geliefert. Das bunte Bild, welches uns die Völkerkarte der Monarchie bietet, wird noch durch einige kleinere Nationalitäten erhöht, durch Bulgaren in Ungarn, Albanesen in Bosnien und Dalmatien, Armenier in Galizien und den siebenbürgischen Städten und Zigeuner vorwiegend in Ungarn. Hierzu kommt noch eine ziemliche Anzahl von Juden (in Oesterreich 1,141,000, in Ungarn 725,000), die in allen Theilen der Monarchie, hauptsächlich aber in Galizien und Ungarn verbreitet sind.

Unter den Völkern der Monarchie besitzen die Slaven die überwiegende Majorität, sodann die Deutschen und die Magyaren. Während aber die ersten verschiedene, auch räumlich und sprachlich getrennte und durch den Keil der Deutschen und Magyaren in die äußere Umrahmung der Monarchie verdrängte Stämme bilden, sitzen die Deutschen im Westen, die Magyaren im Osten als einheitliches Volk in kompakten Massen beisammen, welchem Umstande auch ihre politisch leitende Stelle zuzuschreiben ist. Die Deutschen zählen nach Hübners Geographisch-Statistischen Tabellen 1891 10,434,000 (in Oesterreich 8,462,000, in Ungarn 1,972,000) die Magyaren 8,200,000, (Globus 1892, LXI. B. N. 8), die Slaven 18,822,000 Seelen. Die letzteren zerfallen in zwei Hauptgruppen der Nord- und der Südslaven. Zu den ersteren gehören die Tschechen (im Böhmen, Mähren, Schlesien 5,473,000), die Slovaken (im nördlichen Ungarn 1,893,000), die Polen (in Galizien, im östlichen Schlesien 3,727,000), die Ruthenen (in Ostgalizien, in der Bukowina 3,101,000, in Ungarn 360,000); die Südslaven umfassen die Slovenen (in Krain, Kärnthen, Untersteiermark, Görz, Istrien 1,177,000, im westlichen Ungarn die Wenden 86,000), die Serben und Kroaten (im östlichen Istrien, Dalmatien 645,000, in Kroatien, Slavonien, im südlichen Ungarn 2,360,000) und fast die ganze Bevölkerung in Bosnien und der Herzegovina. Die romanischen Völker zählen mehr als 3,300,000 Seelen. Hiervon entfallen 2,632,000 auf die Ostromanen, Rumänen, (in der Bukowina 209,000, in Ungarn 2,423,000), und 675,000 auf die Westromanen, Italiener, Furlaner und Ladiner. Das streichende Volk der Zigeuner zählt etwa 82,000 Köpfe.

Nicht minder groß ist die Mannigfaltigkeit der Religionen, wodurch häufig ein und derselbe Stamm noch in weitere Bruchstücke zergliedert wird. Doch überwiegt der Katholicismus, zu dem sich etwa 29 2/3 Mill., oder 78% der Gesammtbevölkerung bekennen. Daneben findet man 3 2/3 Mill. Protestanten und etwa 3 Mill. nicht unirte Griechen. Fast alle Deutschen, Böhmen, Mährer, Schlesier, Galizier, Italiener, Kroaten, Slovenen, Slovaken, die größere Hälfte der Magyaren, ein Theil der Rumänen und Serben befolgt die katholische Religion. Die große Mehrzahl der Protestanten (Kalviner, Lutheraner) findet sich in Ungarn unter den Magyaren, (Kalviner) und Sachsen (Lutheraner); auch ist ein Theil der Slovaken lutherisch. Die nicht unirten Griechen sind zumeist durch Rumänen, Serben und Bosniaken vertreten. Ein Theil der siebenbürgischen Magyaren (56,000) ist unitarisch; hier findet sich noch eine sonderbare Insel in Bezug auf Religion, die etwa 150 Köpfe umfassende Sekte der Sabbatharianer (in Bözed Ujfalu, im Komitate Udvarhely), welche Magyaren mosaischen Ritus sind. Etwa 37% der Bosnier sind Mohammedaner.

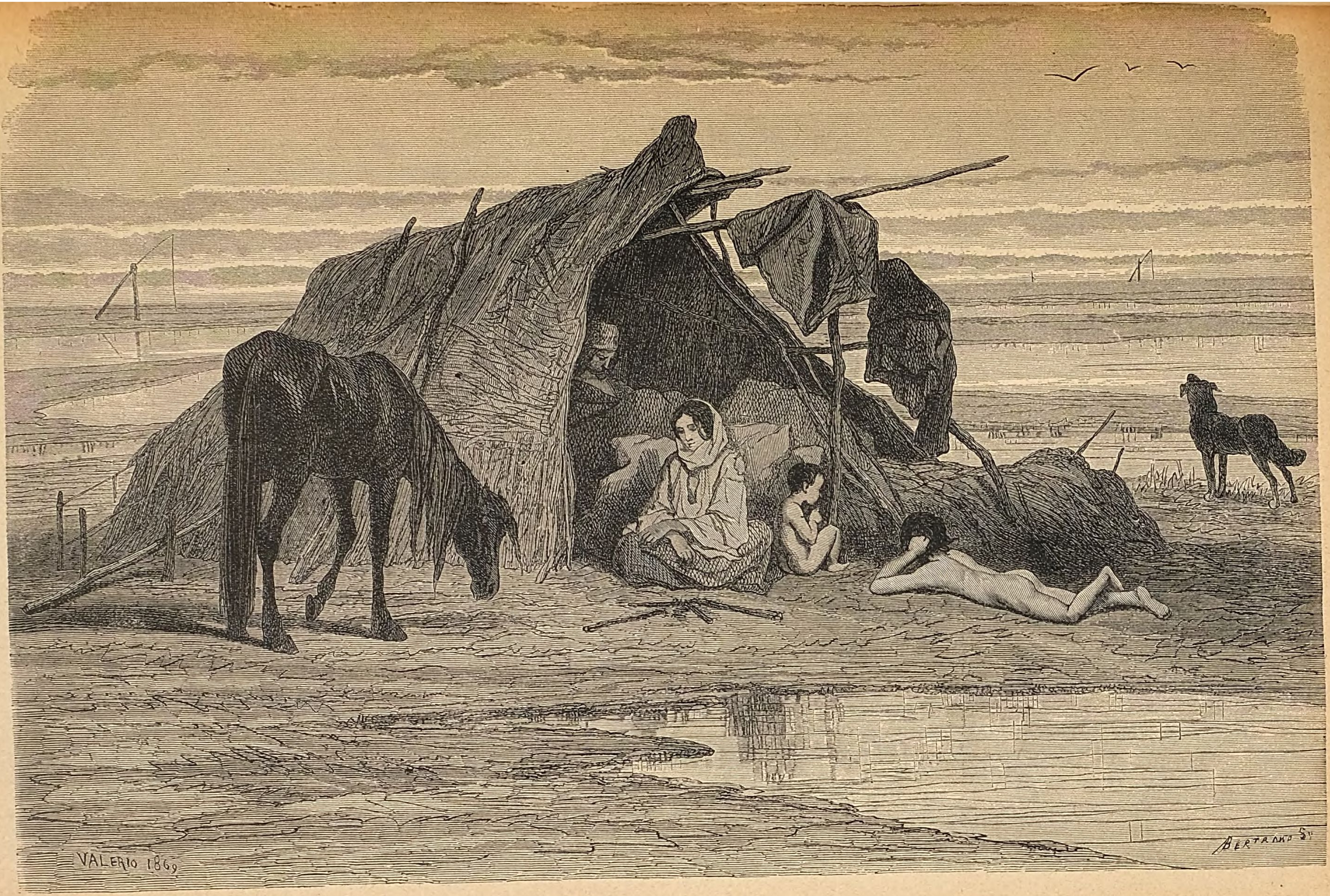
Da dieses bunte Völkergewirr vielfach mit einander untermischt lebt und in vielfacher Berührung steht, so ist kaum ein einziges Land

der Monarchie mit völlig reiner, unvermischter Bevölkerung zu finden. Die Deutschen haben sich in den Alpenländern, die Magyaren in der großen Tiefebene am reinsten erhalten, obwohl auch hier nicht ohne starke Beimischung fremden Blutes. Eine weitere Folge dieses Durcheinanderseins ist der langsame aber sichere Untergang kleiner Völkerinseln, wo diese zwischen mächtigere, der Zahl nach stärkere Rassen eingebettet sind. Die Deutschen in Welschtirol eilen einer raschen Romanisirung entgegen. Was insbesondere die über ganz Ungarn ausgebreiteten Deutschen anbelangt, so ist ihre Zahl in stetem Rückgange begriffen; aber nicht infolge einer gewaltthätigen Magyarisirung, die nicht existirt, wie dies mit großer Unwissenheit und zäher Hartnäckigkeit von gewisser Seite behauptet wird; denn außer Ungarn giebt es kein zweites Land in Europa, wo die Rechte der Nationalitäten so sehr durch Gesetze verbürgt wären; sondern infolge des Aufschwunges des ungarischen Staates, dem sich naturgemäß alle Nationalitäten zuwenden. Im Uebrigen besitzen in Ungarn nicht die Magyaren die größte Auffaugungs-Fähigkeit, sondern zwei auf niedrigster Kulturstufe stehende Stämme, die Slovaken und Rumänen. Es giebt gar manche Dörfer in Nordungarn und Siebenbürgen, die ehedem magyarisch, heute aber slovakisch oder walachisch sind; auch giebt es in den Komitaten Szepes (Zips) und Sáros manche Gemeinden, welche ehemals deutsch heute aber slovakisch sind; wie denn auch unter den siebenbürgischen Sachsen die Zahl der Rumänen in steter Zunahme ist.

Von einer einheitlichen Bevölkerung kann also in der Oesterreich-Ungarischen Monarchie keine Rede sein. Nationalität, körperliche Typen, Charakter, Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten trennen hier die Völker. Es gewährt uns ein anderes Bild der Großstädter, ein anderes der Hochländer, wieder ein anderes der Tieflandsbewohner, der industrielle Böhme, der Slovake und Rumäne, in seiner armseligen Gebirgsheimath. In Bezug auf geistige Kultur steht die westliche Reichshälfte höher als die östliche. In Oesterreich entfielen 1890 nur 236, in Ungarn dagegen 340 Analphabeten auf 1000 Rekruten, wozu das Hauptkontingent durch den Norden, Osten und Süden geliefert wurde. Der magyarische Bauer ist durchgehends kundig des Schreibens und Lesens.

**Die Bevölkerung in Oesterreich.** Die **Deutschen** bewohnen in geschlossenen Massen Voralberg, Tirol (mit Ausnahme des Südens), Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Ober- und Mittelsteiermark und Kärnthen. Im Allgemeinen sind sie ein kräftiger, wohlgebildeter Menschenschlag. Der Oesterreicher ist mittleren Wuchses, knochen- und muskelfest, eher schlank als beleibt; der Obersteirer ist kurz, stark untersetzt, aber nervig, besonders die Weiber; ebenso kräftig, breitschultrig und von staunenerregender Körperkraft ist der Kärnthner. Unter den Tirolern gelten die Zillerthaler und Meraner für die schönsten; besonders zeigen sich die letzteren als die rechten und wahren Erben der altgermanischen „mächtigen Körper“; sie sind hoch aufgestreckt, breitschultrig und stattlich. Der Hochalpenbewohner besitzt durchgehends regelmäßige, scharf geschnittene Gesichtszüge und helle Falkenaugen. Weniger anmuthig sind die Frauen, obwohl man auch unter ihnen manches hübsche Gesicht erblickt. Sie verblühen sehr schnell, denn schon als Mädchen müssen sie oft stundenweit bergauf bergab schwere Lasten tragen und auch in der Wirtschaft schwer arbeiten.

Aber keine Regel ohne Ausnahme. Sehr verunstaltet werden die Alpenbewohner durch den Kropf, der sowohl bei Männern, als auch bei Frauen, doch häufiger bei letzteren, sehr entwickelt ist; ja man trifft Thäler, wo es förmlich Seltenheit ist, wenn ein Erwachsener keinen Kropf besitzt. Hierher gehören auch die Kretinen, Trotteln, denen man in den hochgelegenen aber dennoch tiefen, schmalen, nassen Thälern fast Schritt auf Tritt begegnet. Es sind arme, geistig und körperlich verkommene Krüppel, blöd, taubstumm, mit stieren gläsernen Augen wie sie im Obersteierischen Paltenthal und im Ennsthal massenhaft vorkommen, so daß kaum 12 bis 15 Prozente der männlichen Bevölkerung militärtauglich sind.




Zigeuner auf der Pußta.

Der Alpenbewohner besitzt ein durchaus glückliches Temperament. Er ist gemüthlich treuherzig, gastfrei und lebensfroh. Das „gute Herz" des Oesterreichers ist sprichwörtlich geworden. Dem Steiermärker gilt der Handschlag heilig; sein heiterer Frohsinn begleitet jede Arbeit mit Gesang. Nebstdem aber besitzt er einen trotzigen Eigensinn, er ist stolz auf seinen Stand und nichts weniger als demüthig und unterwürfig dem Höherstehenden gegenüber. Der gerade und offene Zillerthaler verschmäht allen Rückhalt; sein zutrauliches Wesen nähert sich im ersten Augenblick dem nächsten besten Fremden, den er für seinen Freund und Bruder nimmt. Eine unerschöpfliche Heiterkeit ist sein steter Gefährte bei harter Arbeit; im Thal und auf Bergen, überall erklingt auf seinen Lippen das muntere Lied. Hingegen besitzt der Meraner eine gewisse ernste Gesetztheit im Thun und Lassen, eine feierliche Ruhe, die man mit andern Worten vielleicht auch Phlegma nennen könnte. Der stillen Gelassenheit entspricht die Schweigsamkeit in der Rede. Was aber gesprochen wird, klingt deutlich und wird, weniger zwar als anderorts, jedoch noch immer gesungen.

Im Uebrigen treten freilich auch Unterschiede in den Charakterzügen hervor. So ist der Getreidebauer in der Ebene, sagt Schober, bedächtiger, langsamer als der sanguinische Weinbauer, beide wiederum unterscheiden sich von dem ärmlich sein Leben fristenden Waldbauer. Der Bergknappe ist ernster, als der auf der Bergeshöhe arbeitende Hirte; der Mittelsteiermärker ist weniger offen, als der Obersteirer; der Kärnthner ist geistig regsamer und arbeitslustiger als der Steiermärker, während beide, sowie auch der Oberösterreicher von dem Niederösterreicher an geistiger Regsamkeit übertroffen werden. Allen ist aber eigen ein konservatives Festhalten am Althergebrachten, ein stark ausgeprägter Hang zur Freiheit und Selbstständigkeit, eine tief eingewurzelte Liebe zum Vaterlande, für dessen Wohl Ströme von Blut auf den Schlachtfeldern geopfert wurden, ein innigster Hang zum katholischen Glauben, dessen Einfluß unter allen Umständen des Lebens sich verspüren läßt. Nicht nur jeder Tag, auch



**Bewohner von Tirol.**

jede Mahlzeit, jedes Unternehmen wird mit Gebet begonnen und beendet. Der stete Kampf mit den Elementen, die verschiedenen Gefahren des alltäglichen Lebens, richten nämlich den Geist nach oben hin. Aus dieser Gefühlsrichtung des Volkes entspringen die zahllosen „Marterln", kleine hölzerne Tafeln, welche an Bäume angenagelt an einen Unglücksfall erinnern und zum frommen Gebet auffordern; die Bildstöcke und Kreuze, die auf Weg und Steg, Gebirg und Thal überall anzutreffen sind. Die Alpenbewohner hängen mit unzerstörbarer Liebe an ihrer Religion; sie lieben die Feiertage und alle, die jemals bestanden, haben ein Recht an ihr Herz, an ihre Festfeier. Am freudigsten wird der Frohnleichnamstag und das Kirchweihfest begangen. Da knallen die Büchsen und krachen die Böller, auf den Anhöhen brennen Freudenfeuer, um weit und breit die hohe Bedeutung des Tages zu bekunden. Mitunter werden Bittgänge und Wallfahrten zu nahen und fernen Gnadenbildern unternommen; ja nebst den gewöhnlichen Festtagen hat ein jedes Dorf seine eigene „Gemeindefeiertage", welche ebenfalls mit Prozessionen gefeiert werden.

Das charakteristische alte Bauernhaus und seine Einrichtung verschwand jetzt schon in der Ebene fast völlig; dagegen hat es sich im Gebirge durch das ganze Gebiet der Alpen erhalten. Bescheiden, aber freundlich steht das hölzerne Obersteirer Haus auf seinem steinernen Unterbau da, mit seinem Schindel- oder Strohdach und den kleinen Fenstern, mit dem hölzernen Körnerkasten und dem „Gasthaus" oder „Ausnahmstockel" in der Nähe, welches den Eltern als Wohnstätte dient, wenn diese das Gut einem Sohne übergeben und in das „Ausgeding" gehen. Dieselbe Bauart finden wir auch im Flachlande von Salzburg. Die stattlichsten Bauerngehöfte trifft man in Tirol im Puster- und Unterinnthal, wo die aus Holz und Stein aufgeführten Häuser mit ihren Laubengängen, Altanen, hohen Giebeln ein recht malerisches Aussehen besitzen. Eine wahre Häuserpracht aber entfaltet das obere Lechthal mit seinen hohen, äußerst sauber gehaltenen Häusern, den großen Fenstern, welche schöne Vorhänge und grüne Jalousien zieren. In Oberösterreich sind die reichen Höfe aus Ziegeln erbaut, einstöckig und besitzen neben dem Wohnzimmer mehrere „schöne Stuben". Die große Menge Obst macht ausgedehnte Kellereien für den Most nothwendig und ein Preßhaus, in dessen Mitte das „Roßwalzel" zum Zerdrücken des Obstes läuft. In Kärnthen, Krain, auch im Salzburgischen trifft man als Eigenthümlichkeit die sogenannten „Harfen", hölzerne Schuppen mitten in den Feldern, in denen das Getreide aufbewahrt wird bis es trocken genug ist, um in der Scheuer ausgedroschen zu werden.

Die soeben geschilderten Wohnverhältnisse findet man aber nur bei reichen Bauern. In den abgelegenen Gebirgsthälern sieht man wohl noch ganz primitive Bauten aus Holz, die nur wenig Räume enthalten. Auch besitzt der arme „Kleinhäusler" und „Holzknecht" blos ein aus Holz gezimmertes Häuschen, das kaum genügt, seiner Familie ein Obdach zu bieten, dessen ganzes Anwesen aus einem einfachen Verschlag für seine Ziege und ein Schwein besteht.

Die alte Trachtenherrlichkeit ist in neuerer Zeit an vielen Orten verschwunden. Der Einfluß des städtischen Lebens, der rasche Verkehr hat den Leuten manches Poetische abgestreift. Im österreichischen Niederlande sieht man niedrige Hüte mit breiten Bändern, unförmliche Pantalons, hohe engschaftige Stiefel und kurze Jacken mit glitzernden Metallknöpfen. Die Hochalpenbauern sind ihrer alten Tracht mehr treu geblieben und namentlich kann die Tracht von Obersteiermark als Typus derselben gelten. Der Obersteirer trägt noch immer einen mit Auer- oder Birkhahnfedern oder mit Gemsbart geschmückten breitrandigen, spitzen Hut, ein schwarzes Flortuch um den Hals, grüne Hosenträger über dem schwarzen oder rothen Brustfleck, einen lodenen Rock mit niederem Kragen, oder einen lodenen Wettermantel, kurze lederne oder lodene Beinkleider, blaue oder grüne Wollstrümpfe und derbe Bundschuhe. Ebenso malerisch erscheint die Steier-

märkerin mit ihrem großen, breitrandigen, rothgefütterten Hut, dem vielgefältelten, schwarzen, grünen oder braunen Tuchrock, dem bunten Brustfleck, dem braun- oder schwarzkattunenen Korsettchen, der blauleinenen, steif geglätteten Schürze, den blauen oder weißen Wollstrümpfen und den flachen Leder- oder Bundschuhen. In Tirol hat sich die herkömmliche Tracht in der Meraner Gegend am vollkommensten erhalten, nur in den Hüten ist da einiger Unterschied zu finden. Aeltere Bauern tragen nämlich noch die frühere Art, welche einen niederen Kopf und eine ungeheure flache Krämpe zeigt; das gesammte jüngere Volk führt aber eine Form mit höherem Kopfe und schmälerer Krämpe. Wenn die jungen Männer an feierlichen Tagen als Schützen ausrücken, so erscheinen sie mit großen rothen Hüten, welche dann auf einer Seite hochaufgeschlagen, ferner mit grünen Bändern und einem aufgesteckten Blumenstrauß verziert sind. Ein solcher Schützenzug, wenn er mit fliegender Fahne stolz dahermarschirt, ist eine sehr schöne Erscheinung und weckt die Erinnerung an kriegerische Zeiten; denn so sind ehedem die kühnen Krieger an den Berg Isel und aufs Sterzinger Moos gezogen.

Das reiche Gemüth des Volkes offenbart sich am vollkommensten in seinen Belustigungen. Und in dieser Beziehung läßt sich der Alpenbauer nichts abgehen. In seinen munteren Liedern, den „G'setzeln", und G'stanzeln", „Schnadahüpfeln" findet jeder augenblickliche Einfall, jede Regung des Herzens einen kräftigen Ausdruck. Jede Arbeit, sowie auch jedes Vergnügen erhält die Würze durch das Lied. Die Sennerin auf der Alm, der Wildschütz im grünen Walde, der Bauer auf dem Felde, der Bergmann im tiefen Schachte, alle umweben sich mit dem Reize der Poesie. Begleitet wird das Lied, wo nur möglich, mit dem „Hackbrett", der Zither und das Zitherschlagen ist eine Kunst, die ein jeder aufgeweckte Bursche betreibt. Selbstverständlich wird bei jeder gebotenen Gelegenheit getanzt und es ist eine Lust zu sehen, wie der frische Oberösterreicher beim lustigen „Landler", oder der stämmige Steiermärker beim „Steirischen" sein „fesches Dierndl" schwingt.

Hochzeit und Kirchtag bieten die meisten Gelegenheiten zu Volksbelustigungen. Aber das junge Volk weiß auch zu anderen Zeiten sich abzuhelfen, und es giebt keine Jahresfrist, welche nicht ihre eigenen Fröhlichkeiten besäße. Im österreichischen Innkreis liebt man das Ringen und Eisschießen, das Ringelstechen, das Fischerstechen, das Sack- und Hosenlaufen, das Pferde- und Ochsenrennen, das Nägelschlagen, wobei große eiserne Nägel um die Wette in einen harten Pflock geschlagen werden. Fast überall eingebürgert ist das altgermanische Sonnenwendfest. Auf allen Höhen werden riesige „Johannisfeuer" angezündet; junge Mädchen und Burschen springen über dasselbe, um sich gegen das Fieber zu feien und führen Spiele auf, bei denen in einzelnen Gegenden die „Sager" in improvisirten Gesängen Freund und Feind mit ihrer Laune verfolgen. Eine eigenthümliche Sitte ist in Steiermark die „Gemeindeberainung". Alle zwei, fünf oder zehn Jahre wird nachgesehen, ob die Markzeichen der Felder unverrückt stehen. Dazu nimmt der Gemeindevorstand die Aeltesten und das junge Volk mit, geht von einem Flurstein zum andern und giebt bei jedem den Jungen eine Ohrfeige, damit sie daran denken, wo die Grenze der Gemeinde ist. Eine alte Sitte in Kärnthen ist der Wettlauf am Pfingstmontag, wobei der Sieger als „Pfingstkönig" gefeiert, der zuletzt am Ziele Ankommende aber mit Spottnamen überschüttet wird. Allgemein verbreitet ist in Steiermark, Kärnthen, Salzburg und Tirol die öffentliche Kraftprobe, das Ringen. Es ist gewöhnlich am Pfingstmontag, wo an den obersteirischen Grenzen bei Jungbrunn die ausgemachtesten Ringer, Steirer und Kärnthner, zusammenkommen. Zuvörderst wird wacker gezecht, und dann beginnt der Streit. Im Zillerthal bilden die Raufer eine Art hervorstehender Gilde von rüstigen Männern, weithin bekannt und berühmt. Man nennt sie „Mairraffar", „Hagmair", „Roblar"; in der Regel sind sie aber die gutmüthigsten Menschen, nur

ihren erworbenen Kampfruhm lassen sie sich nicht anfechten.

Die tollsten Streiche werden im Fasching ausgeführt. Im Salzburgischen und in Kärnthen durchtoben „Perchtenläufer", vermummte Burschen, das Dorf und schrecken die Leute durchs Klopfen an die Fenster. Im Zillerthal wird der Faschingseintritt mit Maskenzügen begangen. Vermummte Reiter, Sultane, Mohren, Schäfer, Senninnen, Bärentreiber, Eselsritter ziehen durch das Dorf, halten beim Richter, dem Seelsorger und allen Honoratioren der Reihe nach und kehren endlich ins Wirthshaus ein, wo unter dem Jubel der Gäste der Faschingsbrief verlesen wird, welcher alle Thorheiten und Ungeschicklichkeiten des Jahres dem Gelächter preisgiebt. Eine der jährlich wiederkehrenden Festlichkeiten ist die Almfahrt. Ist der Schnee von den Almen weggeschmolzen, so wird zuerst die Sennhütte in Stand gesetzt. Es ist dies ein einfaches, hölzernes Gebäude mit fast flachem Dache, dessen breite Schindeln durch Schwersteine vor dem Sturm geschützt sind. Um Mitte Juni wird nun in die Alm gefahren. Voran geht der Senner mit seinem künstlich geschnitzten Stock, ihm folgt das mit Bändern, Flittern und Blumen geschmückte Hornvieh in bestimmter Ordnung. Während der ganzen Fahrt schnalzt der Halder mit seiner langen Geißel. Oben auf der Alm verfließt das Leben einförmig. Melken-, Butter- und Käsemachen, mitunter ein wenig Schnitzerei, sind die täglichen Beschäftigungen. Da überdies in jeder Almhütte ein paar Maultrommeln, ein Hackbrett zu finden ist, so fehlt es auch an munteren Stunden nicht. Ende August rüstet man sich zur Abfahrt. Wieder wird das Vieh aufgeputzt, und der heimkehrende Senner trägt mit Stolz sein pechschwarzes Hemd, das er während der ganzen Zeit nicht abgelegt hat. Die Hirten lassen die Geißeln knallen oder schießen mit Pistolen, und das Annahen des Zuges setzt das ganze Dorf, namentlich das junge Volk, in Alarm. Glücklich angekommen, werden alle mit Most oder Wein bewirthet, und Abends vereinigt sie ein gemeinschaftliches Mahl.

Eine wahre Verkörperung des österreichisch-deutschen Charakters ist der **Wiener**. Immer gemüthlich und lebenslustig, heiter und witzig, weichherzig und mildthätig, ein Freund von Musik, Gesang und Tanz, das ist der Wiener. In dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen dem reichen Bürger oder Kaufherrn und dem kleinen Arbeiter der Vorstadt. In der großen Kaiserstadt scheint es immer Sonntag, immer Volksfest zu sein, so munter und heiter bewegt sich Alles in den weiten Straßen. Und wem ist der Wiener Witz nicht bekannt, der gleich in Allem das Komische zu finden und in passende Schlagwörter zu kleiden weiß? Der Wiener ist gutmüthig und herzensfröhlich. Man betrachte nur die Geduld und Gefälligkeit der Leute, wenn der Fremde auf der Straße sie befragt. Es scheint ihnen förmlich wohlzuthun, dem Fremden eine Auskunft geben zu können. Nicht selten bieten sie sich zur Begleitung auf eine Strecke an, ja es kann dir geschehen, daß, wenn du auf der Straße niesest, dir ein Vorübergehender „zur Gesundheit" wünscht. Der rechte Schauplatz des Wiener Volkslebens war vormals der Prater und ist es theilweise noch heute. Noch heutzutage wandert der Bürger am Sonntag gern in den Prater hinaus und labt sich im Schatten der mächtigen Eichen und Nußbäume; auch geht er mitunter hinter den Kaffeehäusern tiefer in den Prater hinaus nach dem „Wurstelprater" hinein, um sein kindliches Gemüth an diesen unschuldigen Albernheiten zu ergötzen. Vielleicht besucht er auch die Tanzplätze, wo das Volk, zwar im Schweiße seines Angesichts, aber dennoch unermüdlich dem fidelen Wiener Walzer ergeben ist, oder er erheitert sich am Klange der Drehorgeln, oder an den spaßigen Einfällen der gutgelaunten Volksmenge, die immer munter und lebendig, keine Langeweile zu kennen scheint.

Unmittelbar an die Deutschen schließen sich im Süden die **Slovenen** an. An den südöstlichen Ausläufern der Alpen und am Karst bewohnen sie einen zusammenhängenden Länderkomplex, Untersteiermark, Südkärnthen, Krain, Görz und Gradiska, das nördliche Istrien und



Dalmatinerin.

reichen bis nach Ungarn hinein. Hier wie in Steiermark werden sie Wenden genannt. In Seine größtentheils blondhaarigen Kinder sind hin und wieder allerliebst. Allgemein ist der



**Dalmatinisches Mädchen.**

den Gebirgsländern ist der Slovene groß und kräftig, im Hügellande, besonders wo die Rebe gedeiht, kleiner, schmächtiger, aber beweglicher. Slovene talentirt; nebenbei aber trifft man in der gemeinen Klasse eine ziemliche Indolenz und servile Höflichkeit. Dem Herrn gegenüber

ist er verschlossen und mißtrauisch, er sieht in ihm einen Feind, welcher die Absicht hat, sich die Unwissenheit des gemeinen Mannes zu Nutze zu machen. Diese Verschlossenheit erstreckt sich auch auf das Familienleben; der Vater z. B. hält es für unpassend, seine Liebe zu Frau und Kindern öffentlich zu zeigen.

Die Häuser sind häufig aus Holz, doch bauen Wohlhabende lieber mit Stein und Ziegeln. Die früher beschriebenen „Harfen" sind auch bei den Krainer Slovenen zu finden. Der Slovene ist nicht arbeitsscheu; er trotzt mit Mühe seinem kargen Boden ab, was er braucht. Die Unreinlichkeit, die leider häufig vorkommt, ist größtentheils Folge der Armuth und diese oft Folge der üblichen Besitzzerstückelung.

„Arm wie die Vegetationsstufen des Karstes," sagt Klun, „rauh wie die wilde Bora, unfreundlich wie der steinige Boden, ist in der großen Mehrzahl der Slovene am Karst." Seine tief zwischen den Felsen versenkten Hütten sind mehr Höhlen, als menschliche Wohnungen. Kamine giebt es in der Regel nicht, der Rauch quillt durch die Fugen des Mauerwerkes und durch die kleine, schmale Eingangsthür. Die Nahrung des Karsters besteht in Ziegenmilch, Käse und in einem Maisgericht. Ebenso dürftig ist die Kleidung. Den Körper umhüllt ein langer, großer kittelartiger Mantel, die Füße stecken in „Opanken", sandalenartigen Schuhen, den Kopf bedeckt ein breitkrämpiger Hut. Wahrlich dürfen die Bewohner dieser Gegenden für die ärmsten Menschen der Monarchie gelten.

Im Küstengebiete von Istrien und Dalmatien finden wir eine italienische Bevölkerung. Sitten und Gebräuche sind so ziemlich dieselben, wie unter den Italienern weiter im Süden und Westen. So finden die religiösen Vorschriften der katholischen Kirche überall strenge Befolgung. Zahlreich sind die religiösen Brüderschaften (confraternità) unter den Laien, die bei gebotener Gelegenheit, z. B. bei Begräbnissen, in höchst eigenthümlichen Kostümen erscheinen. Wie die Italiener überhaupt, sind auch diese große Freunde des Spieles. Auf öffentlichen Spaziergängen sieht man häufig Leute, die unter heftigen Geberden am Moraspiel sich vergnügen. Auch wird das Dominospiel und die Volkstombola emsig betrieben. Die Bewohner der kleinen Küstenorte gewinnen ihren Unterhalt durch Wein-, Olivenbau und Fischfang. Wie im Norden die Häringe, sind hier die Sardellen und Thunfische der Hauptgegenstand des Erwerbes.

Die Slaven Dalmatiens, die Morlaken, gehören zum serbisch-kroatischen Stamme der Südslaven. Sie sind eher groß als klein, mit starkem Knochenbau und feurigem Blick in den schwarzen, frischen Augen. Ehedem Grenzwächter, wissen sie noch heute mit mehr Geschick die Flinte zu handhaben, als die Ackergeräthe. Der Morlake besitzt einen guten, natürlichen Verstand; aber er ist roh und an Verschmitztheit und Beweglichkeit den Gebirgsbauern anderer österreichischen Länder weit überlegen. Zwar ist er nicht absolut faul, dennoch aber arbeitet er nur dann, wenn er muß; die nothwendige Arbeit verrichten die Weiber, der Mann lebt dagegen sorglos dahin, denkt wenig an die Zukunft und ergiebt sich, wenn es nur möglich, der Völlerei.

Ein interessantes Völkchen sitzt auf der südlichen Spitze Dalmatiens um die Bocche von Cattaro, die Bochesen und Krivoscianer. Beide gehören gleichfalls zum serbisch-kroatischen Stamm. Die Bochesen sind tüchtige Leute, die es verstanden, ihren nur von Felsen und Salzwasser erfüllten Erdenwinkel zu einem der reichsten Gebiete des Landes umzuwandeln. Doch beruht ihr Wohlstand vielmehr auf der Schiffahrt. Mehr landeinwärts im Gebirge sitzen die Krivoscianer. Diese hausen in elenden Hütten, und das Einzige, was sie besitzen, sind außer Schafen und Ziegen ihre Waffen, die sie nie von ihrer Seite lassen. Der Zahl nach einige hundert Menschen, gehören sie zwar staatlich zu Oesterreich, doch sind sie halb unabhängig und haben im Jahre 1869 den Truppen ihrer eigenen Regierung, welche sie zum Kriegsdienst heranziehen wollten, den blutigsten Widerstand geleistet.

Unter den Nordslaven Oesterreichs gebührt der Vorrang den Tschechen, die in Böhmen 62 Prozent, in Mähren 70 Prozent, in



Crivoscianer.

Schlesien 22 Prozent der Gesammtbevölkerung ausmachen. Ein uraltes Volk mit reicher Geschichte und einer früh entwickelten, literarisch bedeutsamen Sprache, das zwar in Sitte und Lebensweise manchen deutschen Einfluß erkennen läßt, aber im Ganzen doch ein echt slavischer Stamm verblieben ist. Die in Mähren in der fruchtbaren Ebene der oberen March wohnenden sind als Hanaken, die im westlichen Mähren sitzenden als Horaken bekannt. Die Tschechen sind körperlich muskulös, kräftig und ausdauernd, sie sind nicht nur dem Kriegsdienst, sondern auch jeder anderen Arbeit gewachsen, und tschechische Arbeiter finden in allen Theilen der Monarchie gute Verwendung. Als Ackerbauern gebührt ihnen in der ganzen Monarchie der erste Rang, und welche Bedeutung als Gewerbebetreiber sie besitzen, darauf haben wir schon früher hingewiesen. Im Charakter ist der Tscheche verschlossen und namentlich dem Deutschen gegenüber mißtrauisch, welchen er als einen Eindringling betrachtet und ihn mit einem ziemlichen Rassenhaß befehdet. Dabei besitzt er ein ziemliches Maß von Sorglosigkeit, Vergnügungssucht und ist mit einer Rechthaberei und Parteisucht ausgestattet, die schon manches Unheil über das Volk gebracht hat. Geistig ist der Tscheche hoch begabt; er erlernt nicht nur fremde Sprachen leicht, sondern leistet auch auf wissenschaftlichem Gebiete Hervorragendes. Es ist allbekannt, daß er speziell für Musik ein ausgesprochenes Talent besitzt.

Das alttschechische Haus ist schon fast völlig verschwunden. Nur in den östlichen Landestheilen, so an der mährisch-schlesischen Grenze, trifft man noch diese zierlichen Holzhäuser, die den Schweizerbauten als ebenbürtig zur Seite gestellt werden dürfen. Das slavische Haus ist charakterisirt durch geringe Breite und steiles Dach. Auf gemauertem Unterbau erhebt sich der Holzbau, und das Ganze erhält durch Galerien, Laubengänge und Giebel ein sehr malerisches Aussehen. Dasselbe gilt von den Volkstrachten. Nur in einigen Gegenden, um Pilsen und Taus herum, ferner bei den Hanaken trifft man noch die alte, malerische Tracht. Der Pilsener Bursche trägt blaue Weste und blauen, kurzen Rock; seine gelbe Lederhose steckt in bis an die Knie reichenden Stiefeln; das Haupt bedeckt eine Pelzmütze mit rothem Aufputz. Die Männer haben lange Röcke und niedrige Hüte mit breiter Krämpe. Das Pilsener Mädchen hat einen blauen, unten bunt verzierten Rock, eine rothe, gelb gestreifte Schürze, um das Mieder ein reichgesticktes Tuch, auf dem Kopf eine weiße Haube, an den Füßen blaue Strümpfe und niedliche Schuhe mit grünen Maschen. Sehr malerisch erscheint der Hanake in seiner ziegelrothen Lederhose, dem gestickten Ledergurt, der hellgrünen Tuchjacke, worüber ein langer Rock aus weißem Tuche oder ein himmelblauer Tuchmantel mit fünf bis sechs kurzen Krägen getragen wird.

Galizien ist der Wohnsitz zweier nordslavischer Stämme, der Polen und Ruthenen, die nicht nur körperlich und sprachlich, sondern auch durch die äußere Form der katholischen Religion getrennt sind. Die Polen sind nämlich römisch-katholisch, die Ruthenen griechisch-katholisch. Die Polen wohnen im Westen im Weichselgebiet, die Ruthenen im Osten im Gebiete des Dnjestr, dann am Stir, San und Pruth und füllen auch die nördliche Bukowina aus, wo sie 42 Prozente der Bevölkerung ausmachen. Doch reichen die letzteren im karpatischen Hochgebirge nahezu 100 km weiter nach dem Westen, als im niederen Vorgebirge. Unter den polnischen Goralen, wie die Bergbewohner im Allgemeinen heißen, wollen wir zuvörderst der Podhaler gedenken. Es sind diese ursprünglich deutsche Einwanderer, die im 13. bis 14. Jahrhundert die galizische Tatra besiedelten. Der Podhaler ist schlank und behend in allen seinen Bewegungen, ohne stark zu sein; er ist schlagfertig in Wort und Witz, dabei aber verschmitzt und geldgierig. In seinem netten, schindelbedeckten Häuschen führt er zwar ein armes, aber doch genügsames Leben. Da der karge Boden nur spärlichen Hafer und schlechte Erdäpfel bietet, besteht sein Haupteinkommen in Milch und Käse, die er wie der Alpenbauer in der Sennhütte

von seinen Kühen und Schafen reichlich gewinnt. Die übrigen Goralen, die im weitverzweigten Beskid wohnen, sind hochgewachsen und mager, aber stark und gewandt, mit bräunlicher Farbe, länglichem Gesicht und schwarzen Haaren. Sie sind ernst und verschlossen, dabei aber charakterfest, arbeitsam und ringen schwer mit dem rauhen Klima um ihren Lebensunterhalt, den ihnen vorwiegend die Holzindustrie gewährt. Scharf zu unterscheiden sind von diesen die in der Weichselebene sitzenden Masuren. Diese sind von untersetzter Statur, zum Dickwerden geneigt, mit blonden Haaren und mürrischen, wenig einnehmenden Gesichtszügen. Der Masure trägt einen linnenen Oberrock, linnene Beinkleider, eine platte Wollmütze und einen weißgegerbten Pelz. Er ist ausschließlich Ackerbauer; aber träge und faul, mißtrauisch nicht nur dem Herrn, wohl auch dem Geistlichen gegenüber.

Die Polen bilden den galizischen Adel und im Westen auch den Bauernstand. Am reinsten hat sich ihr Typus im Großherzogthum Krakau erhalten. Der Pole ist kräftig gebaut, energisch, selbstbewußt, lustig, keck und leichtsinnig; von einer tiefen Vaterlandsliebe durchglüht, betrachtet er Freiheit und Unabhängigkeit als die höchsten Güter. Beide Geschlechter finden Gefallen an grellen Farben in der Bekleidung; die viereckigen, rothen Mützen, blaue Wämser und rothblau gestreifte Beinkleider sind im Krakauischen noch immer zu sehen. Mancher Bauer besitzt ein geräumiges, nettes, öfters sogar mit kleinstädtischem Luxus möblirtes Häuschen; doch kommen viele durch Völlerei und Prozeßsucht gar herunter und hängen in Allem und Jedem vom Juden ab, welcher im Dorfe als Schankwirth und einziger Geschäftsmann an dem ökonomischen und sittlichen Verderben des leichtsinnigen Volkes systematisch arbeitet.

Die Ruthenen vertreten in Ostgalizien nur die große Masse der Landbevölkerung; in den Städten überwiegt das polnische und jüdische Element. Wie überall, ist auch hier der Gebirgsbewohner von dem Bewohner des Flachlandes, dem Podolaken, zu unterscheiden. Während der erstere meist schlanke Körperformen, ein ovales Gesicht besitzt, ist der Podolake mehr untersetzt, vierschrötig, mit breitem, viereckigem Gesicht. Der Gebirgsbewohner besitzt fast durchgehends ein sauberes Häuschen aus Holzbau, das in seinem Aeußeren, besonders an der Thüre und den Fenstern, mit zierlichem Schnitzwerke geschmückt ist; der Podolake wohnt dagegen in elenden, niedrigen Lehmhütten, die kaum einen genügenden Schutz gegen die heftigen Winterstürme gewähren. Die Bewohner der östlichen hohen Beskiden zerfallen in die Stämme der Bojken, Tucholzen und Huzulen. Die beiden ersten sind vorzügliche Viehhirten. Die Bojken sind mittleren Wuchses, arbeitsam und geschäftig und wissen auch das am wenigsten zugängliche Grundstück auszunützen. Dabei sind sie aber verschlagen und zeigen unter allen den meisten Sinn für den Handel. Der Huzule ist höher und schlank, schwarzhaarig, mit feiner Adlernase und schwarzen Augen. Auch er treibt mit Vorliebe die Viehzucht, insbesondere die Schaf- und Pferdezucht und ist ein passionirter Reiter; ja selbst die Weiber pflegen „hoch zu Roß", die Tabakspfeife im Munde, die nahen Märkte zu besuchen. Die Huzulen besitzen manche künstlerische Anlagen. Sie verfertigen dauerhaftes Tuch und geschmackvolle Teppiche, ferner sehr kunstvoll verzierte Holzschnitzereien. Im Flachlande ist der Ruthene fast durchgehends Ackerbauer; er bebaut aber seinen Boden in höchst primitiver Weise. Hierin, ferner in der fortwährenden Zerstückelung des Grundbesitzes und dann in der Trunksucht liegt der Grund der großen Armuth des ruthenischen Volkes. Seinem Charakter nach ist der Ruthene phlegmatisch, gelassen, langsam und demüthig, fast melancholisch; im Verkehr, selbst gegen gute Bekannte, artig und gefällig, gegen alles Fremde und Neue aber verschlossen und mißtrauisch. Da er auf einer sehr niedrigen Kulturstufe steht, — in Galizien können 77 Prozent weder lesen noch schreiben — so ist es kein Wunder, wenn er Aberglauben aller Art sehr ergeben ist.

Als dritte Nationalität, die über ganz

Galizien und Bukowina zerstreut ist, sind die **Juden** zu nennen. Ihre Zahl beträgt in beiden Ländern 754,000. Sie bilden hier eine nicht bloß durch Religion, sondern auch durch eine eigenthümliche Mischsprache, deren Grundlage allerdings deutsch ist, durch Sitte und Tracht abgeschlossene Gesellschaft, und besitzen hier auch noch ein scharf ausgeprägtes Nationalbewußtsein. Sie sind die Schankwirthe, die Getreidehändler, die Branntweinbrenner, die Kaufleute, vor Allem aber befassen sie sich mit Geldgeschäften, die bei der Leichtlebigkeit und Trägheit der Bevölkerung natürlich sehr einträglich sind.

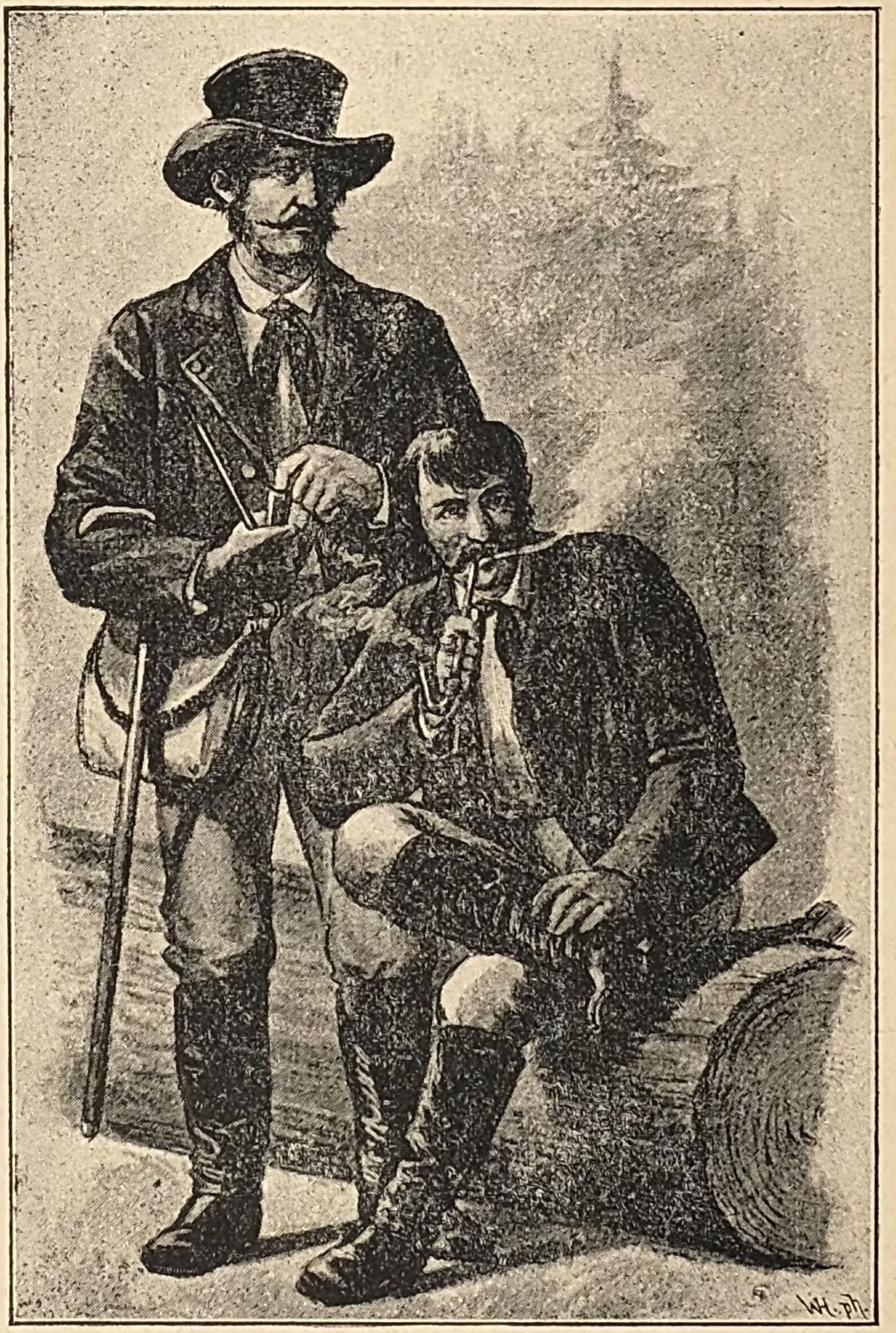


**Magyar aus dem Bakonyer Wald.**

**Die Bevölkerung in Ungarn.** In der östlichen Hälfte der Monarchie, im Königreiche Ungarn, sind die **Magyaren** das staatenbildende Element und der Kern der Bevölkerung. Als Glied des turanischen oder ural-altaischen Stammes und zwar der finnisch-ugrischen Gruppe zugehörend, kam die ungarische Nation als letzte Welle der großen Völkerwanderung im letzten Decennium des 9. Jahrhunderts auf ihre heutigen Wohnsitze an. Angesiedelt dies- und jenseits der Donau, vereinigten sich mit ihr Reste der Avaren und Slaven, wie denn auch später verschiedene Völker ugrischer und türkischer Herkunft von ihr absorbirt wurden, so die Petschenegen (Bissenen), Jazigier, Kumanier, Palotzen, ferner Tataren und nach der Türkenvertreibung abermals Türken. Der Kern des ungarischen Volkes und Staates zeigte sich anfangs im alten Pannonien, von da aus verbreitete er sich im Norden bis an die Karpaten und im Osten sozusagen ohne Ende. Heute wohnen die Magyaren am dichtesten in den 34 Komitaten des ungarischen Tieflandes, namentlich im Gebiete zwischen Donau und Theiß, ferner vom Plattensee bis zum Quellgebiet der Raab und im östlichen Siebenbürgen, die **Székler**, die seit der Einwanderung auf der östlichen Hochburg des ungarischen Reiches gleichsam als Grenzwache sitzen.

Rasch war der ungarische Staat konstituirt. Durch Stephan den Heiligen in die Reihe der christlichen Völker eingeführt, besitzen die Ungarn seit 1000 n. Chr. eine staatliche Verfassung, und die im Jahre 1222 durch Andreas II. erlassene goldene Bulle wird noch heute im Krönungseide als Fundamentalgesetz des Staates angeführt. Stürmisch ist die Geschichte des Volkes. Innere und äußere Kriege zerrütteten dasselbe; innere und äußere Feinde beugten es nieder und zwangen es, Jahrhunderte lang

fremdes Joch zu tragen; aber der nationale Geist konnte nicht vernichtet werden. Wieder gelangte das Magyarenvolk zu seinen Rechten und in den Besitz des mit Blut erkauften Landes. Es ist ganz zutreffend, was wir in einer englischen Zeitschrift diesbezüglich lesen (Fortnightly Review, August 1889): „Die selbstbewußte, herrschsüchtige, lebensfähige und energische Rasse der Magyaren wußte sich in den Angelegenheiten der Monarchie einen — mit Rücksicht auf ihre Zahl und ihren Reichthum — großen, entscheidenden Einfluß zu sichern und lenkt sowohl die finanzielle, als auch die äußere Politik des mächtigen Reiches. Sie wird noch heute durch eine Unbändigkeit (ferocity) charakterisirt, die sie von ihren asiatischen Vorfahren, den wilden mongolischen Reitern, geerbt hat. Es giebt in der Geschichte dieser interessanten Nation etwas, das, trotz seiner Schauerlichkeit, doch fesselnd und bewunderungswürdig ist: ihr momentanes Einbrechen in Centraleuropa, die Jahrhunderte lang währenden verzweifelten Kämpfe gegen die Türken, die ritterliche Aufopferung, mit welcher sie Maria Theresia zur Wehr stand, und endlich der entschlossene Kampf, welchen sie um ihre nationale Unabhängigkeit führte, — das sind Momente, welche unsere Anerkennung herausfordern.“



Székler aus Siebenbürgen.

Die Magyaren sind mittelgroße, schöne, behende und starke Leute mit ausdrucksvollen, scharfen Gesichtszügen und würdevollem Benehmen. Der ovale Kopf sitzt auf einem gedrungenen, muskulösen Rumpfe; das Auge ist dunkel und leuchtend, das Haupthaar meist schwärzlich; die Oberlippe beschattet ein dichter Schnurrbart; bei den Nichtbauern umrahmt Kinn und Wangen noch ein starker Vollbart. Unter den Magyaren der bergigen Gegenden z. B. unter den Széklern kommen viele blonde und blauäugige Individuen vor. Das Frauengeschlecht ist durchaus schön, mit runden Gesichtern, üppigen runden Formen, hellleuchtenden Augen und dichtem Haarwuchs.

Eine gewisse edle Würde, ruhiger Ernst, Offenheit und Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, ein stark ausgeprägtes Nationalgefühl, Großmuth und eine fast endlose Gastfreundschaft sind die hervorragenden Charakterzüge eines jeden Magyaren. „Wenn ihr im Stande seid,“ sagt Rudolf Bergner, „dem magyarischen Bauern

nur ein einziges Wort in seiner wohlklingenden kraftvollen Sprache zuzurufen, so wird er euch bei der Hand nehmen, ohne Umstände in sein Haus führen und euch den ganzen großen Schatz seiner guten und edlen Eigenschaften offenbaren. Ihr werdet euch an der Treuherzigkeit des Mannes erquicken, an seiner Gastfreundschaft, die so weit geht, daß er alles hergiebt, was sein einfaches Lehmhäuschen birgt, an seiner lebhaften Phantasie, die seiner Rede Anmuth und Interesse verleiht. Dabei erweist er sich als geborner Redner und als Besitzer eines starkausgeprägten Sinnes für das Gemeindewesen und seine Bedürfnisse. Gedankenaustausche gestalten sich im Magyarenlande immer zu kleinen gehaltvollen Debatten, und beobachtet ihr euern Gastgeber inmitten der Gemeindevertretung oder der Schankgäste, so werdet ihr über seine phantasievollen Reden staunen.“ Eine sanguinische Natur, die leicht auflodert und mit großer Begeisterung um alles Gute und Schöne sich annimmt; aber es fehlt ihr die deutsche Ausdauer; das magyarische „Strohfeuer“ ist sprichwörtlich geworden. Eigenthümlich ist dem Magyaren ein elegischer Zug, welcher sein Gemüth durchwebt; aber seine Gefühle sind einem raschen Wechsel unterworfen. „Weinend unterhält sich der Magyare,“ heißt ein anderes Sprichwort; hat nun der Wein, die Musik und der Tanz ihn aufgeregt, so schwindet die Melancholie und überschlägt bald in die ausgelassenste Lustbarkeit. Und dann wird der Magyare leichtsinnig; voll Enthusiasmus greift er in die Tasche, wirft ohne zu zählen dem vorspielenden Zigeuner das Ganze hin, wofür er sammt Weib und Kind vielleicht den vollen Monat hindurch leben soll. Von Natur aus reizbar, ist er häufig leidenschaftlich und läßt sich leicht zu Gewaltthaten verleiten; aber Hinterlist, Heuchelei, heimtückisches Wesen und Betrug sind ihm fremd. In Ungarn giebt es keinen ehrlicheren Bauern als den magyarischen; Kaufleute, Handwerker und Händler aller Art verkehren am liebsten mit dem Magyaren. Dieser lügt nicht, er betrügt nicht; seinem durch Handschlag befestigten Worte kann volles Vertrauen geschenkt werden.



**Magyarischer Großbauer.**

Unter den Gefühlen, welche den Magyaren im öffentlichen Leben am meisten beeinflußen, hat das Nationalgefühl die größte Bedeutung. Gewöhnlich wird dieser Patriotismus von Frem-

den verkannt und als Chauvinismus bezeichnet. Nun hat aber diese Gefühlsrichtung mit dem Chauvinismus nichts zu thun. Unter den Völkern des europäischen Kulturkreises ist uns keines bekannt, das nicht alle moralisch möglichen Mittel anwendete, um sich selbst und seine Bestrebungen als Nation zu voller Geltung zu bringen. Hierzu haben auch die kleinen Völker ein Recht; ja es ist für sie eine Pflicht, wenn sie durch die großen Nationen nicht erdrückt werden wollen. Fern steht den Magyaren der Chauvinismus. Seit allem Anfang wurde von ihnen das Wort ihres ersten Königs, Stephans des Heiligen (1000 bis 1036) befolgt: schwach und gebrechlich ist das Reich, welches nur eine Sprache und gleiche Sitten hat. Hieraus entsprang die Duldsamkeit gegen Völker fremder Sprache, die nicht nur aller Rechte und Freiheiten theilhaftig, sondern auch als Glieder der politischen Nation der Ungarn betrachtet wurden. Hieraus entspringt das gefällige Wesen der Magyaren, die, wenn in der Gesellschaft nur eine einzige der magyarischen Sprache unkundige Person zugegen ist, den Verkehr nach Möglichkeit sogleich in einer Sprache führt, welche auch dem Fremden geläufig ist. Als Begründer und Erhalter des Staates während der Stürme von einem Jahrtausend, hat die magyarische Nation ein gutes Recht, sich durch nationale Ideen leiten zu lassen und nach Verwirklichung derselben Ideen zu streben.



**Magyarisches Mädchen.**

Die gebildete Klasse kleidet sich, wie überall, nach internationaler Mode; nur bei festlichen Gelegenheiten findet das überaus reiche und malerische Nationalkostüm eine Verwendung. Der Bauer trägt ein kurzes Leinenhemd mit weiten faltenreichen Aermeln, eine weite faltige Leinenhose, die unten ausgefranzt ist und blaue Weste. Ueber die Schulter hängt ein schwerer Mantel aus Schaffell (bunda), oder ein häufig sehr kunstvoll ausgenähter langer Lodenmantel (szür). Den Fuß kleiden hohe Stiefel, den Kopf bedeckt im Winter eine schwarze, schirmlose Mütze aus Schaffell, im Sommer ein Filzhut, der je nach der Gegend verschieden geformt ist. Außer der Arbeit und an Sonntagen wird eine blaue, enganliegende, mit Tressen besetzte Hose und eine Tuchjacke getragen. Die Weiber und Mädchen haben einen kurzen, faltigen, blauen aber häufiger hellgefärbten Unterrock, dazu ein farbiges, enganschließendes Leibchen und schwarze Halb-



Auf der Pußta.

stiefel, die Mädchen wohl auch rothe Stiefel mit hohen Absätzen. Die Frauen tragen das Haar auf den Scheitel festgebunden und mit einem Tuche bedeckt, die Mädchen lassen dasselbe in einem einzigen mit Bändern durchflochtenen Zopf weit herabhängen.

Die Ortschaften des Tieflandes sind im Ganzen nach demselben Plan angelegt. Schnurgerade, breite Straßen, daß man Kavalleriemanöver darin ausführen könnte; ebenerdige aus luftgetrockneten Ziegeln oder auch bloß aus gestampfter Erde erbaute Häuser, die mit der schmalen Giebelseite nach der Straße gekehrt sind. Im Mittelpunkte des Ortes auf freiem Platze steht die Kirche, dabei im Umkreise die Pfarrerwohnung, das Schulgebäude, das Gemeindehaus und das Wirthshaus. Dieselbe Bauart zeigen auch die Städte, die ebendarum eher riesigen Dörfern gleichen; höchstens bildet der innere Haupttheil der Stadt eine Ausnahme. Die eben geschilderte Anlage der magyarischen Ortschaften wird gewöhnlich als ein Ueberbleibsel aus dem einstigen Nomadenleben aufgefaßt. Dazumal standen die Zelte, jetzt stehen die Häuser in langer Reihe; einst erhob sich das Zelt des Häuptlings inmitten des Lagers, jetzt ragt das christliche Gotteshaus inmitten der Niederlassung empor. Nun, das ist ein reiner Irrthum. Die langgestreckten deutschen Dörfer in der Mark Brandenburg gleichen ganz und gar den magyarischen Ortschaften; und wer wollte sie als ein Zeichen des ehemaligen Nomadenlebens auffassen?



Székler Frau.

Im Familienleben herrscht im Allgemeinen Liebe und gegenseitige Achtung. Der Mann ist der „Herr“ und wird auch so betitelt. Er duzt alle, was ihm von keiner Seite, auch von seiner Frau nicht widerfährt. Die Weiberwelt ist dem Manne das „weiße Volk“; er behandelt sie aber mit Güte, ja die Magyarensprache hat für die Frauen die zarten Metaphern „der Rose, des Sterns und der Taube“, womit man sie anredet. Der Mann schafft rüstig außer dem Hause für den Unterhalt der Seinen, die Führung des Hauswesens bleibt dem Weibe überlassen, und hat er sein Tagewerk gethan, so schmaucht er mit Behagen seine Pfeife, indem er sich vor die Hausthüre setzt.

Nüchternheit, leichte Auffassung, richtiges Urtheil und körperliche Gewandtheit befähigen den Magyaren zu jeder geistigen und mate-

riellen Arbeit; und doch zeigte er bisher wenig Neigung zur Industrie. Theils weil er noch nicht genöthigt war, im Gewerbe eine Erwerbsquelle zu suchen; theils weil auch die Natur des Landes, die weiten, wasser-, stein- und holzlosen Ebenen, die während der Regenzeit grundlosen Wege, der Industrie zur Entwicklung keine Mittel bieten. Wo die genannten Umstände nicht vorhanden sind, da ist auch der Magyare industriell, wie z. B. die Székler, deren vorzügliche Leinwand, schöne Teppiche und musterreiche Nähtereien auch im Ausland bekannt sind. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen des Magyaren; hierauf ist sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet, hier arbeitet er rüstig von dem ersten Frühlingstag bis zum ersten Schneefall des Herbstes. Die Ortschaften an der Theiß und Donau liegen oft meilenweit auseinander; das inzwischen gelegene Land wird zwar „Puszta" genannt, aber es ist keine öde Steppe oder menschenleere Heide. Vielmehr ist es mit Gehöften bedeckt, die Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude umfassen und der Mittelpunkt eines emsigen Landlebens sind. Charakteristisch für die Puszta sind die großen, dickbauchigen, häuserähnlichen Getreidespeicher, die Tretplätze, wo das Getreide durch Pferde „ausgetreten" wird, die pyramidenförmigen Heuschober und die ungarische Steppenschenke, die „Csárda", meist ein dürftiges Lehmhaus, welches gewöhnlich abseits auf einem Sandhügel steht.

Sobald der Morgen graut, wird in der Puszta Alles lebendig. Die Knechte (béres) ziehen mit ihrem gehörnten Gespann in langen Reihen in das Feld; der mürrische Schweinehirt (kanász, kondás) stößt in das Kuhhorn, um seine zottigen Thiere zu sammeln; der mitunter berittene Rinderhirt (csordás, gulyás) arbeitet rüstig, um seine halbwilde Heerde beisammen zu halten; nun folgt der melancholische Schafhirt (juhász) mit den Goldvließen in Begleitung seiner großen, weißen Schäferhunde; auch braust der tollkühne, flinke Roßhirt (csikós) mit seinem flüchtigen Troß über die Ebene dahin. Der Csikós ist stolz wie ein Spanier; er stellt die Aristokratie des niederen Volkes vor und blickt mit Verachtung auf die übrigen Bediensteten herab. Ueber Brust und Schulter hängt sein gefürchtetes Scepter: die Ringpeitsche (karikás), mit welcher er die tobende Meute regirt. Meist ohne Sattel und Bügel auf dem Pferde sitzend, ist er tollkühn und äußerst gewandt; und es ist ihm kein Thier wild und unbändig genug, welches er in einer halben Stunde nicht bemeistern würde. Der letzte Typus der Puszta, die „armen Burschen" (szegény legények), ist, seitdem in Ungarn geregelte Zustände herrschen, verschwunden. Es waren entlaufene Soldaten, flüchtige Hirten, die das Räuberhandwerk betrieben. Sie leben nur noch in der romantischen Volkspoesie.

Das magyarische Volk hat nicht bloß Sinn für Poesie, Musik und Kunst überhaupt, sondern es ist auch reich an den schönsten Volksliedern, Märchen und Sagen. Der Magyare übt selbst keine Musik; hierzu hat er den Zigeuner, welcher die bald melancholischen, bald überaus lebhaften, feurigen ungarischen Weisen mit einer unübertrefflichen Vollkommenheit vorträgt. Die fast durchaus lyrischen Volkslieder erklingen überall, zu jeder Zeit, bei jeder Beschäftigung; wobei aber zu bemerken ist, daß das Mannsvolk nur selten, die Mädchen dagegen immer singen. Der Gegenstand der Märchen und Erzählungen stammt theilweise noch aus der heidnischen Vorzeit. Wenn die frische Jugend an Winterabenden in der Spinnstube sich versammelt, da werden die wunderlichen Geschichten nach der Reihe zu Tage gefördert; von der Fee Helene, von der Hebamme mit eiserner Nase, von Hexen und Truthen, von dem fahrenden Schüler, der, auf den Schwingen des Gewitters kommend, im Wirbelwind erscheint und seinen Gönnern sich wohlthätig erweist, den Uebelgesinnten aber Unheil stiftet. Volksspiele im Sinne der Alpenbauern haben die Magyaren nicht, um so mehr wird aber getanzt, namentlich der nationale, anmuthige „Csárdás", welcher gerade wie das Volkslied mit Adagio beginnt und mit Prestissimo endet. Lustbarkeiten finden außer Hochzeiten, Kirchweihfesten bei den Hauptabschnitten des

ackerbautreibenden Lebens statt, am Ende des Schnittes, beim Abbrechen des Mais, zur Weinlese und ähnlichen Gelegenheiten.

Die Deutschen sind über ganz Ungarn verbreitet. Aus ihnen ging ein Theil des magyarischen Adels hervor, in den Städten bildeten sie die Klasse der Handwerker und waren Begründer eines recht kernigen Bürgerthums. Der weit größte Theil gehört aber dem Bauernstand an. In geschlossenen Massen finden wir die Deutschen an vier Punkten: in Westungarn die Hienzen und Haidebauern (250,000), in Nordungarn die Zipser (50,000), in Südungarn die Schwaben (400,000), in Siebenbürgen die Sachsen (230,000).

Der Hienze im Eisenburger und Oedenburger Komitat gehört dem bairisch-österreichischen Stamme an. Er ist vorzugsweise ein Viehzüchter und Ackerbauer. Zwar ist sein Boden weniger fruchtbar, aber er weiß den Mangel durch Fleiß und Intelligenz zu ersetzen. Auch steigt der Gebirgs-Hienz mitunter in das fruchtbare Haideland hinunter und verdient sich hier als Mäher und Drescher sein Brot. Allgemein bekannt sind die hienzischen Hausirgestalten, die Hühnerkrämer, Obst- und Vogelkrämer, die mit ihrer Waare weite Länder durchstreifen. Nebst diesen ehrlichen Gewerben waren sie noch vor kurzem die verschlagensten Schmuggler, die an der österreichisch-ungarischen Grenze oft ganze Heerden, ganze Ladungen von Wein über die streng bewachten Zollschranken nach Oesterreich und Steiermark lieferten. Der Haidebauer im Wieselburger Komitat an den östlichen Gestaden des Neusiedlersees ist seinem Ursprung nach ein Schwabe. Kräftig gebaut, kleidet er sich, wie sein Nachbar, der Hienze, dunkel; nur hat bei ihm die Hose und Jacke ein magyarisches Gepräge angenommen. Auf seinem fruchtbaren Boden ist er ein tüchtiger Landwirth und Weinbauer, auch hat er in der voreisenbahnlichen Zeit als Fuhrmann sich manches schöne Geld verdient. Besser bestellt als der Hienze, ist er leichtlebig und frohmüthig und besitzt einen nicht geringen Bauernstolz, der ihn streitlustig und händelsüchtig macht. Sehr reich ist der ungarische Haidebauer an treu bewahrten Volksdichtungen. Bei Hochzeiten und sonstigen feierlichen Anlässen tritt ein echt deutsches Wesen hervor; alte Kirchenlieder, Brautsprüche und Weihnachtsgesänge zeugen von echt deutscher Abstammung.

Die Zipser sind größtentheils niedersächsischen Ursprungs. Schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zogen sie nach Ungarn ein, und ihre Niederlassungen, die 24 Zipser Städte, genossen großer Freiheiten und Privilegien. Sie hatten ihre selbstständige Gerichtsbarkeit, ihre eigenen Stadtrichter und Geschworenen. Sie durften frei nach Metallen suchen und die eröffneten Gruben ohne Hinderniß bauen. Durch Bergbau und Landwirthschaft, Industrie und Handel gelangten sie rasch zu Reichthum und Bedeutung. Nun aber wurden 1412 durch König Sigismund dreizehn Zipser Städte an Polen verpfändet; die übrigen geriethen 1465 in Emerich Szapolays Besitz. Hiermit beginnt ihr Verfall. Die an Polen ausgelieferten Ortschaften wurden slavische Dörfer, und die übrigen sanken derart herab, daß der Wanderer in ihnen heute nichts anderes antrifft, als alterthümliche Patrizierhäuser, leere Straßen und eine geringe Industrie. Allmählich verschwindet das deutsche Element, und die ehedem rein deutschen Ortschaften werden von den Slovaken okkupirt. Im Uebrigen sind die Zipser ehrlich, sparsam, fleißig und lieben die Gesellschaft. Sie besitzen einen artigen Witz, Talent und Neigung zum Studiren.

Ein anderes Bild gewähren uns die südungarischen Schwaben in den Komitaten Temes, Torontál und Bács. Diese kamen im 17. und 18. Jahrhundert aus verschiedenen Gegenden Deutschlands ins ungarische Heim, gedeihen hier vorzüglich und sind sämmtlichen Rassen, mit denen sie in Berührung kommen, nicht nur den Serben und Rumänen, sondern auch den Magyaren überlegen. Der Schwabe ist mittelgroß, aber kräftig gebaut; er kleidet sich in halbungarischer Weise; sein Sonntagsstaat besteht aus Jacke, Weste, enger Stiefelhose und hohen Stiefeln. Schon das Aeußere

der Dörfer verräth den großen Wohlstand, dessen sich diese Leute erfreuen, denn Bauern mit 1000 Joch Feld sind eben keine Seltenheit. Lange, breite, schnurgerade Straßen, hohe, saubere Häuser mit großen Fenstern, Jalousien und Spitzenvorhängen, feinere Möbel, Divans, gepolsterte Stühle, polirte Kästen in der Gaststube, ein riesiger Wirthschaftshof, alles zeugt vom Wohlstand. Der Schwabe ist Ackerbauer. Der gesegnete Boden lohnt vielfach die ihm erwiesene Mühe, und der praktische Bauer, der zugleich ein guter Rechner und Sparmeister ist, versteht sehr gut seinen Besitz zu mehren. Der Reichthum macht ihn aber hochmüthig, häufig zeigt er ein protziges Betragen, thut gerne groß, besonders wenn er Gäste zu bewirthen hat.



Sachsen aus Siebenbürgen.

Die Sachsen Siebenbürgens gehören zu den ältesten deutschen Bewohnern des ungarischen Bodens. Ihre Einwanderung begann schon im 12. Jahrhundert. Seit allem Anfang genossen sie großer Freiheiten, welche durch den König Andreas II. 1224 bestätigt wurden. Laut dieser Privilegien ist der König allein der oberste Richter der Sachsen; er übt das Richteramt durch einen von ihm bestellten Grafen, welcher nach dem sächsischen Gewohnheitsrecht zu richten hat; auch stand ihnen die freie Wahl ihrer Beamten zu. Somit bildeten die Sachsen einigermaßen einen Staat im Staat. Da diese Sonderstellung mit der Einheit des ungarischen Staates nicht vereinbart werden kann, wurden die sächsischen Stühle und Distrikte, deren Mittelpunkte Bistricz (Beszterce), Hermannstadt (Szeben) und Kronstadt (Brassó) waren, durch das Munizipalgesetz vom Jahre 1876 aufgelöst und den Komitaten einverleibt.

Die Sachsen sind ein kräftiger Menschenschlag. Das offene, etwas breite Gesicht, die blauen Augen, das blonde oder lichtbraune Haar spricht unverkennbar für ihre deutsche Abkunft. In der Stadt geht der Sachse seinem Handwerk nach, obwohl nicht verschwiegen werden kann, daß dasselbe seine Blüthezeit längst hinter sich hat. Auf dem Land ist er ein tüchtiger Ackerbauer, der, obgleich er nicht den besten Boden besitzt, doch durch Fleiß einer großen Wohlhabenheit sich erfreut. Ein Sachsendorf besteht fast allgemein aus steingebauten Häusern; in der Mitte des Dorfes steht die Kirche, meist von festen Mauern umgeben, welche in den Kriegen der verflossenen



Serbisches Mädchen.

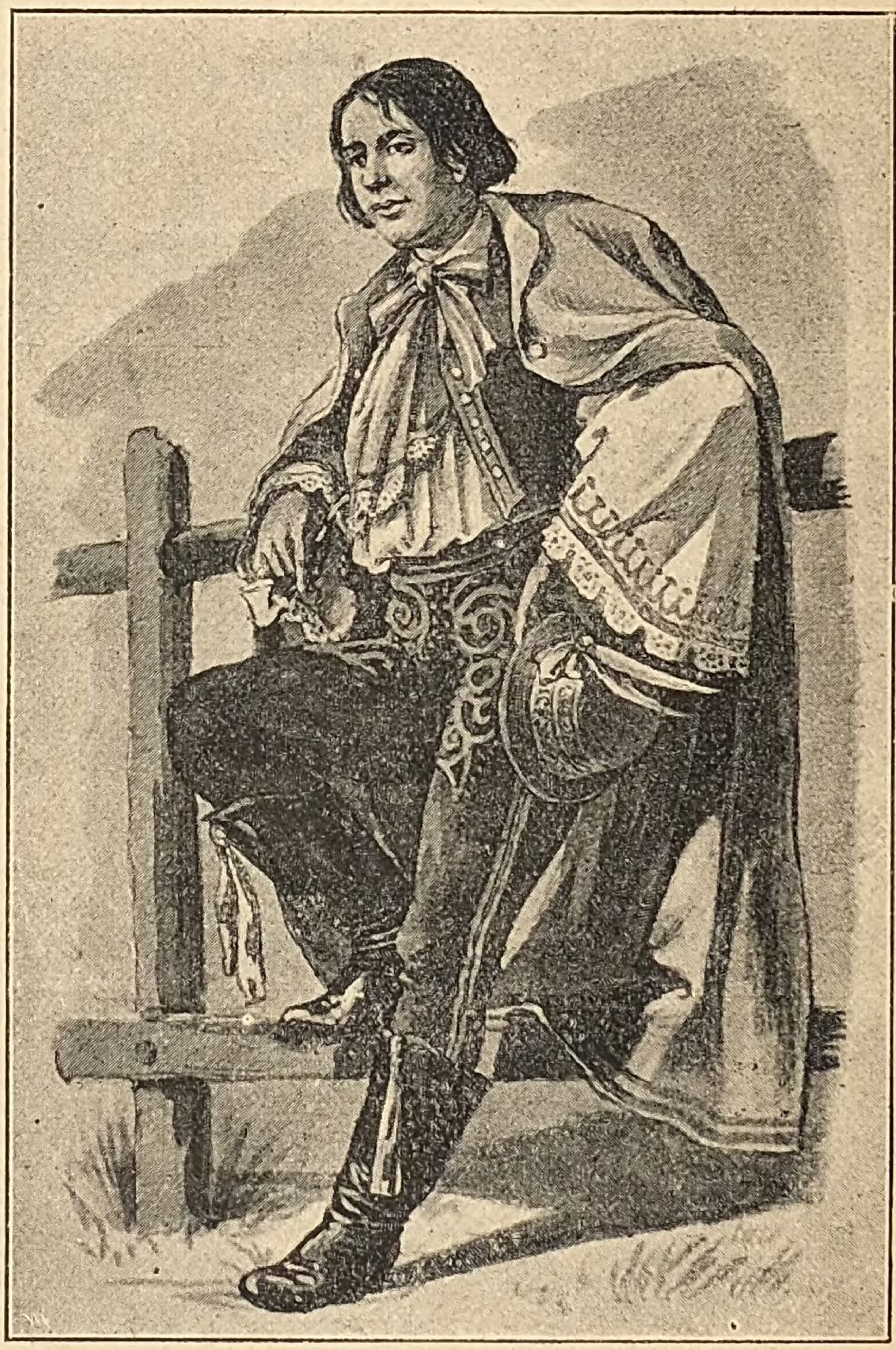
Jahrhunderte den Dorfbewohnern gar häufig als Zufluchtsorte dienten. Der Bauer hält an seiner alten Tracht noch immer fest. Er trägt eine enge Hose aus weißem Tuche, hohe Reiterstiefel, eine lederne, mit farbigen Blumen gestickte Weste, die durch einen breiten Ledergurt befestigt wird. Den Kopf deckt ein breitkrämpiger schwarzer Filzhut oder eine Fellmütze. Eigenthümlich und unschön ist bei den Mädchen die Kopfbedeckung, ein cylinderartiger, krämpenloser Hut aus Pappendeckel, überzogen mit schwarzem Sammet, an welchem dann ein Schleier befestigt ist. Sparsamkeit, Ruhe und Genügsamkeit zeichnen den sächsischen Landmann aus; wohlwollend, freundlich und zuvorkommend, ist er dem Lebensgenusse nicht abhold; er weiß aber die richtigen Schranken einzuhalten; insbesondere liegen ihm Trunksucht, Rauflust und Unmäßigkeit ferne. Nur eines ist noch zu wünschen. Mögen sich die Führer des sächsischen Volkes aufrichtig an den ungarischen Staat anschließen; das wird mehr das Wohl ihres Volkes befördern, als die unbegründeten Artikel, mit welchen sie sowohl in ihrer heimischen, als auch in der Groß-Deutschen Presse zeitweise die Magyaren befehden. Als Beispiel könnten ihnen die südungarischen Schwaben dienen. Diese sind echte Patrioten; sie sind ihrem neuen Vaterlande ganz ergeben, lernen gerne magyarisch, pflegen ihre Kinder in magyarische Dörfer in Tausch zu geben, damit sie die Landessprache lernen; und von Tag zu Tag nimmt sowohl ihr Wohlstand, als auch ihre Zahl zu.



Sächsisches Mädchen.

Der ganze Nordwesten Ungarns wird von den Slovaken bewohnt, einem nordslavischen Volke, dessen Sprache vom Tschechischen nur als Mundart sich unterscheidet. Die Männer sind meist hochgewachsen, schlank, mit derben Zügen; sie tragen sich bartlos und lieben das lange, schlichte Haar. Die Weiber sind mehr untersetzt, haben aber häufig sehr hübsche, runde Gesichter. Die Tracht der Slovaken darf als eine sehr gefällige bezeichnet werden. Hellblaue Hosen und Westen zieren besonders den Slovaken des Preßburger Komitats, weißlich-gelbe Kleider den der übrigen Komitate. Hierzu kommt ein breitrandiger Filzhut oder eine Mütze, an den Füßen hohe Stiefel. In einigen Gegenden des Trencsiner Komitats sieht man kleine, runde Hüte, einen weißen, fellenen Rock, an den Füßen schwere, geschnürte Lederschuhe und überaus bunte

Strümpfe. Sehr hübsch erscheint das Weibervolk in seinen bunten Leibchen und weißen Hemdärmeln. Der weitaus überwiegende Theil des Volkes liegt dem Ackerbau und der Viehzucht ob. Da aber die rauhe Gebirgswelt ihren Bewohnern nur kärglichen Unterhalt bietet, so zieht der Slovake in die Fremde, um als Leinwand-, Glas- und Geschirrhändler, als Flößer und Rastelbinder, als Schnitter sich sein Brot zu verdienen. Auch werden sie in Budapest als tüchtige Handlanger geschätzt, und man kann mit einigem Rechte behaupten, daß sämmtliche Paläste der Hauptstadt durch die Hände slovakischer Arbeiter erbaut worden sind. Der Slovake ist überaus fleißig und genügsam, sehr ruhig, meist sparsam, in seinem Wesen sehr unterthänig, aber auch heimtückisch. Er ist der Bildung zugänglich, und mancher legt sich oft harte Entbehrungen auf, um seinen Sohn studiren zu lassen. Leider greift auch bei diesem Volksstamm das Laster des Branntweintrinkens rasch um sich.



Slovake.

Das östliche Ungarn, auch Siebenbürgen inbegriffen, und die Südhälfte der Bukowina sind das Heim der *Walachen* oder *Rumänen*. Sie sind keine Ureinwohner des Landes; ihre dako-romanische Abstammung wurde durch die Forschungen als eine reine Fabel nachgewiesen. Sie wanderten nach und nach aus Macedonien und Thracien in das jetzige Rumänien ein und kamen als Hirten auch in das karpatische Gebirgsland herüber. In Siebenbürgen fangen sie erst im Beginne des 13. Jahrhunderts an, aufzutauchen. Unstreitig sind sie das am meisten zurückgebliebene Volk der Monarchie. Die Rumänen theilen sich selbst in vier Klassen: *Muntenii* heißen die Bewohner der Höhen; sie sind fast durchschnittlich Schafzüchter und leben noch heute so wie vor tausend Jahren. Unter den Muntenii werden die Bewohner der westlichen Berge *Motzen* genannt; diese haben das Hirtenleben aufgegeben und sind als tüchtige Bergleute und Holzarbeiter bekannt. Die *Padurenii* wohnen in den äußeren Abhängen der Karpaten; auch diese führen ein Hirtenleben, sind aber ein äußerst armseliges Volk mit großem Hange zum Müßiggange. Sehr arbeitsam dagegen sind die *Campienii* in Ungarn und im fruchtbaren Marosgebiet, ferner die *Podgorenii* in den Weingegenden der Ebene.

Körperlich sind die Rumänen wohlgestaltet;

insbesondere trifft man bei ihnen viele hübsche Weiber und Mädchen. Um so primitiver ist die Tracht des rumänischen Bauern. Der Mann trägt eine linnene Hose, ein langes Hemd, das auch über diese hinabreicht und mit einem Gürtel zusammengefaßt wird; einen Mantel aus Schafpelz, eine Mütze aus Schaffell, an den Füßen Sandalen aus ungegerbtem Leder, die Opintschen. Die Weiber tragen gleichfalls ein langes, bis auf die Knöchel herabreichendes Hemd, vorne und rückwärts eine Art Schürze, die mit bunten Streifen durchwebt ist; die Füße sind entweder bloß oder mit Opintschen bedeckt. Elend sind auch die Wohnungen; am häufigsten ist das Haus aus Holz gebaut und mit Stroh bedeckt; ja, es giebt Hütten aus bloßem Weidenruthengeflecht, welches dann mit Lehm überzogen wird. Und doch ist der Rumäne ein genügsamer Mensch, mit wenig zufrieden, der hartnäckig an seinen alten Sitten festhält. Jedes Dorf wird in drei Stände geschieden; in Vornehme, Mittlinge und Hintermänner. Die Vornehmen bilden einigermaßen die Dorfaristokratie, genießen einer großen Autorität und haben das Recht, hier und da in der Kleidung, in den Gebräuchen etwas Neues einzuführen. Es giebt ganze Gegenden, welche für vornehm gelten, namentlich die Gegend von Hermannstadt, Kronstadt und Fogaras. Sagen, Märchen und Lieder sind im Volke in großer Fülle vorhanden; die Lieder haben nicht nur Liebe, Lust und Leid zu ihrem Gegenstand, auch klingt häufig der Humor, der Hohn und die Satire aus ihnen.



Rumäne.

Der **Serbisch-Kroatische** Stamm ist über Südungarn, insbesondere in den Komitaten Temes, Torontál und Bács, wo sie das Gebiet mit den Deutschen theilen, in Slavonien und Kroatien, in Bosnien und der Herzegovina ausgebreitet. Wie schon bekannt, gehören sie alle zur Gruppe der Südslaven und sind mehr durch Religion, als durch Sprache von einander geschieden. Die südungarischen **Serben** sind meistens nicht unirte Griechen; nur der kleinere Theil ist katholisch (Bunyeváczen, Schokätzen); die **Kroaten** sind sämmtlich katholisch; die **Bosnier** und **Herzegoviner** sind wiederum Griechisch-Orthodoxe, in einem Bruchtheil auch katholisch, und fast in der Hälfte Mohammedaner.

Die südungarischen **Serben** sind ein körperlich wohlgebildeter, geistig begabter Volksstamm,



Rumänin.

mit freiem, offenem Wesen, tapfer, kriegerisch, voll Liebe für Nationalität und Sprache. Ein reiches Gebiet bewohnend, daher verhältniß=mäßig vermögend, sind sie immer guter Dinge, namentlich aber, wenn sie das Getreide an den Mann gebracht haben. Ihre Verhältnisse ge=statten ihnen, gut zu leben, daher neigen sie zum Frohsinn, der mitunter in Muthwillen




Bosnisches Kaffeehaus.

ausartet. Ihre Volkslieder sind größtentheils lustigen, mitunter frivolen Inhalts. Aber dem Volke fehlt noch vielfach die elementarste geistige Bildung; es lebt häufig in primitiv gebauten Häusern und liebt die Arbeit nicht besonders. Ganz besondere Erwähnung verdient das tiefe Verständniß für das Familienleben, das sich in der sogenannten Hauskommunion — Zadruga — äußert. Laut dieser Einrichtung liegt der Grundbesitz nicht in den Händen des Einzelnen, sondern der Familie. In diesen Familien, die oft bis 100 Personen stark sind, führt ein dazu gewählter Mann die Hausvaterstelle und verwaltet das Vermögen. Alle Mitglieder leisten ihm unbedingten Gehorsam. Aus dieser Liebe zur Familie ist ohne Zweifel die originelle Institution der Verbrüderungen und Verschwesterungen hervorgegangen, deren zufolge zwei Jünglinge oder zwei Jungfrauen oder selbst zwei Personen verschiedenen Geschlechts sich Treue fürs ganze Leben geloben und halten. Reich ist das serbische Volk an alten Sitten und Gewohnheiten theils ganz, theils halbwegs religiösen Anstriches. Zu Pfingsten wird als Frühlingsfest das Fest der Kraljice gefeiert; Jungfrauen, von denen eine den König, eine aber verschleiert die Königin vorstellt, durchziehen singend und tanzend das Dorf. Nachdem man in der Kirche gebetet, findet man sich auf den Rasenplätzen ein und singt, tanzt und spielt. Gefährdet während des Sommers Dürre die Ernte, so geht man in Prozession auf die Felder, wo ein Mädchen, Dódola genannt, mit Gras und Blumen ganz umwunden wird. Nun zieht die Dódola in Begleitung anderer Mädchen von Haus zu Haus und wird überall von der Hausfrau mit Wasser angegossen. Die Begleiterinnen tanzen und singen ein Gebet um Regen. Am feierlichsten wird das Weihnachtsfest und der Tag des Schutzheiligen des Hauses, „Slava“ genannt, begangen.



**Kroatischer Bauer.**

Verschieden ist der Typus der Kroaten. Im Westen ist der Kroate eher klein als groß, mit dunklen Augen und blondem Haar. Er ist heiteren Gemüths, zugänglich und reich an Witz und Humor. Im Süden ist der Küstenländer gedrängten Körperbaues; in den von der Küste unmittelbar aufsteigenden Gebirgsgegenden ist der Menschenschlag groß, ja in der Likagegend ein wahres Riesengeschlecht. Von allen Kroaten ist dieser der nüchternste und fleißigste. Mit unglaublicher Ausdauer trotzt er dem felsigen Lande hie und da eine Spanne Boden ab, auf dem er einige Feigen, Olivenbäume und

Reben pflanzt und den dazwischen liegenden Raum mit Mais besäet. Auch sucht er seinen Verdienst als Seefahrer, Steinhauer, Straßenbauer und Maurer. In den reichen Gefilden des Ostens treffen wir beide Typen vertreten, den gedrängten und den hohen, kräftigen Körperbau; die untere Savegegend ist berühmt durch ihre schönen Mädchen und Frauen. Der Kroate ist hier ernst, zurückhaltend, wenn nicht gar mißtrauisch, was wohl der langen türkischen Herrschaft zuzuschreiben ist. Von der Natur mit dem fruchtbarsten Boden bedacht, liebt er die Bequemlichkeit, ist häufig ein schlechter Wirth, der den Winter über im Ueberflusse schwelgt, dafür aber oft bereits im ersten Frühjahre darben muß. Die Bauernhäuser sind nach den Ortsverhältnissen verschieden. Im Küstenlande sind sie aus Stein gebaut, in den nördlichen und östlichen Gegenden aus gebrannten oder noch öfter aus nur an der Sonne getrockneten Ziegeln, oder auch aus gestampfter Lehmerde. Im Savethale erheischen die häufigen Ueberschwemmungen hölzerne und stockhohe Häuser, damit die Bewohner bei Hochwasser mit Hab und Gut in die oberen Räumlichkeiten flüchten können.



Kroatisches Mädchen.

Während des Sommers, wo die Leute durch Feldarbeiten in Anspruch genommen sind, herrscht im Bauernhause Stille. Kommt aber der Winter, so versammelt sich allabendlich die ganze Nachbarschaft in einer großen Familienstube mit ihrer Handarbeit und vergnügt sich mit Singen und Erzählen. Die gefeiertsten Helden der Volkssage sind Kraljevic Marko, an den sich die serbische Katastrophe auf dem Amselfelde 1389 knüpft, und der ungarische König Mathias Corvinus, der siegreiche Türkenbewältiger. Auch wird der „Vilen" gedacht, eine Art Nymphen, welche theils freundlich, theils feindlich dem Menschen gegenüberstehen; ferner der Hexen und Vampyre, welche unstät in der Welt umherschweifen und den Menschen das Blut aussaugen. Die Lieder werden gewöhnlich mit einer zweisaitigen Geige (Gusle) begleitet. Der Nationaltanz aller Südslaven ist der „Kolo". Es ist ein Rundtanz, wobei die Mädchen und Burschen einen Kreis bilden; inmitten des Kreises steht gewöhnlich ein Dudelsackpfeifer oder ein Tamburaschläger. Die bei den Serben erwähnten Sitten und Gebräuche, die Hausgenossenschaft, Verbrüderungen, die Umzüge zu Pfingsten, sind auch bei den Kroaten wieder zu finden.

Als die Bosnier 1463 unter türkische

Herrschaft geriethen, floh ein großer Theil aus dem Lande; andere, welche ihre Besitzungen behalten wollten, nahmen den Glauben des Siegers an und wurden Begs (Adelige) genannt. Die glaubenstreue christliche Bevölkerung gerieth in den Zustand der Hörigkeit (Rajah) und bildete den besitzlosen Bauernstand (Kmet). Die Mohammedaner sind durchwegs herrliche Gestalten mit kühner Adlernase, hoher Stirne und stolzem, aufrechtem Gange. Die christliche Bevölkerung steht in dieser Beziehung weit hinter der mohammedanischen zurück. Namentlich sind die Bewohner des Savethales kleine, gedrungene Gestalten mit nur selten schönen Gesichtszügen. Nur die Hercegoviner machen eine Ausnahme; es sind prächtige Leute, mit freier Bewegung, kühnen Zügen, die Muth und Willenskraft ausdrücken. Die Mohammedaner sind (oder waren vielmehr) stolz, übermüthig im Benehmen, grausam, mißtrauisch und hassen ihre eigenen christlichen Landsleute, denen sie den Spottnamen „Vlach" gaben. Der Christ ist verschlossen, vorsichtig, schlau; er ist gewohnt, in jedem Fremden einen Freund seiner Bedrücker zu sehen.

Alle kleiden sich im Winter und Sommer fast ganz gleich und ertragen die Unbilden der Witterung leicht. Die Mohammedaner lieben helle Farben, grün und roth; die Christen tragen dunklere Kleidung zum Unterschied von ihren Herren. Die christlichen Mädchen tragen den Fez mit einer Quaste und weite Kniehosen wie die Türkinnen; sonst lieben sie Gold- und Silberschmuck; Vermögende reihen Dukaten auf eine Schnur und tragen sie um den Hals oder nähen sie auf den Fez. Die Wohnungen sind sehr einfach. Auf dem Lande und in der Stadt besteht das Haus gewöhnlich nur aus einer aus Flechtwerk hergestellten und mit Lehm verschmierten Hütte. In der Mitte steht ein großer Stein, über welchem fast den ganzen Tag das Feuer brennt und ein großer Kessel hängt. Reichere Leute, besonders Mohammedaner, besitzen wohl auch stockhohe Häuser. Die Bosniaken sind arbeitsscheu; die Türken arbeiten nicht, weil sie die Herren sind; die Christen strengen sich nur so viel an, daß sie ihre Herren und die eigenen Bedürfnisse befriedigen. Vor dem Einmarsche der österreichisch-ungarischen Truppen waren die sozialpolitischen Zustände die folgenden: der Christ war besitzlos, er mußte den Grund seines Herrn auf eigene Kosten bearbeiten und das Drittel von den Feldfrüchten und die Hälfte des Heues als Abgaben dem Herrn ins Haus schaffen; auch war der Christ gehalten, die Steuern von den Grundstücken zu zahlen und seinem Herrn von Zeit zu Zeit Geschenke zu bringen. Wollte er dies nicht leisten, so wurde er einfach fortgejagt.

Die ganze Bevölkerung von Bosnien und Hercegovina spricht slavisch, und sie lieben ihre Muttersprache über Alles; selbst die Mohammedaner, welche türkisch können, gebrauchen diese Kenntniß nur im Nothfalle. Außer der Sprache zeugen für die Gemeinsamkeit der Nationalität auch andere Merkmale. Alle ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses singen dieselben Volkslieder, erzählen dieselben Märchen und Sagen von den Vilen, Hexen, Werwölfen 2c. Auch sind Sitten und Gebräuche dieselben. Dies zeigen die Hochzeitsgebräuche, welche im Wesen bei Christen und Mohammedanern dieselben sind; die Tage des heiligen Georgs und Elias, welche von allen, ohne Unterschied der Religion, als Nationalfeste gefeiert werden.

# 20. Die Schweiz.

Ein Flurstein vier mächtiger Reiche. Zwischen Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und zwar ziemlich in der Mitte Europas gelegen, umfaßt der kleine Bundesstaat 22 Kantone und besitzt ein Areal von 40,820 qkm.*) Es ist das höchstgelegene Land unseres Kontinents mit einer mittleren Höhe von 1300 m, auf welchem die gewaltigen Centralmassen der Westalpen sich aufbauen. Gigantische Festen, seltsam gezackt und starr, überbaut mit silberglänzenden Kuppeln, Hörnern und Eispyramiden, denen sich grasreiche Vor- und Mittelgebirge anschließen, durchfurcht von länglichen und runden Thälern, Bächen und Flüssen, reich an Berg- und Landseen, Klüften und Abgründen — wahrlich der interessanteste Rest unseres Erdtheils.

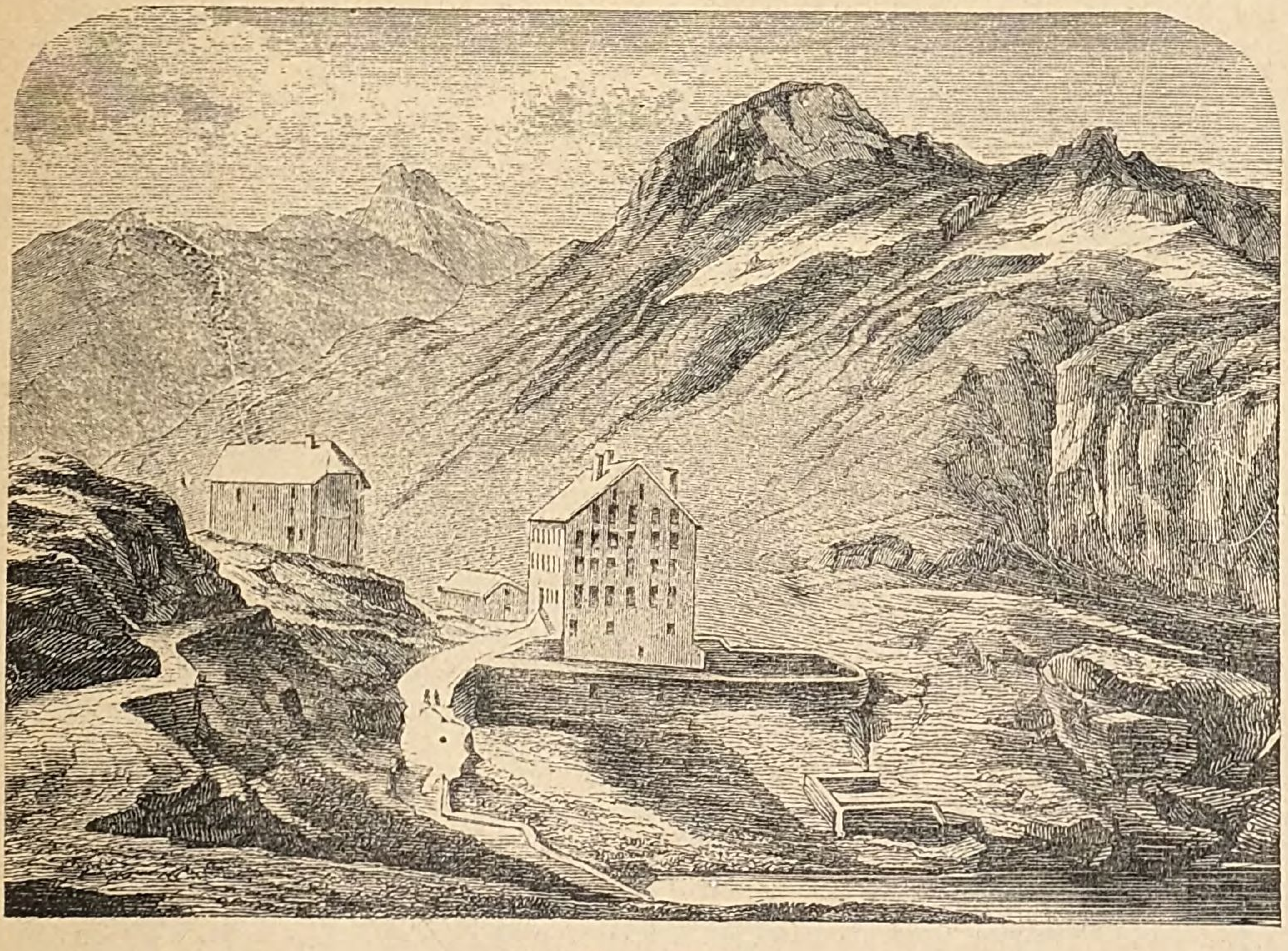
Im Allgemeinen zerfällt das Schweizer Gebiet in drei natürliche Abschnitte; den größten Theil umfassen die Centralalpen; diesen schließt sich im Norden die Schweizer Hochebene an; die nordwestliche Scheidegrenze gegen Frankreich bildet als dritter Abschnitt der Zug des Schweizer Jura. Die Centralalpen werden wieder durch die Thäler der Rhône und des Rheins in zwei Theile geschieden, stehen aber durch den gewaltigen Knoten des St. Gotthards mit einander in Verbindung. Von hier wie von einem Brennpunkt laufen die Hauptarme des Hochgebirges nach allen Richtungen aus. Nach Westen am linken Rhôneufer die Walliser, am rechten Ufer desselben Flusses die Berner Alpen; nach Osten zu beiden Seiten des Rheins die Tessiner, Graubündner und Glarner Alpen; nach Norden über den wildgebrochenen Rhônegletscher und den gewaltigen Dammastock (3633 m) die Vierwaldstädter Alpen, von denen die Schwyzer und weiter nordöstlich die St. Gallener und Appenzeller Alpen sich abzweigen.

In ihrer großartigsten Erhabenheit erscheint die Alpenwelt in den Walliser und Berner Alpen. Felsendome und Eispaläste in der Umkleidung eines dichten Schneepanzers, aus dem manchmal nackt und wunderbar die scharfen Nadeln oder Grate mit senkrechter Zuspitzung heraustreten. Die Walliser Alpen bilden wohl die gewaltigste und eine der geschlossensten Alpenketten, welche ihre steilen Gehänge nach Süden, ihre höchsten Spitzen nach Osten hat. Sie reichen vom großen St. Bernhard im Westen bis zur Simplonstraße im Osten, zerfallen in drei Gruppen, in die Gruppe des Collon, Matterhorn und Monte Rosa, die aber durch die hohen, vergletscherten Uebergänge eng verbunden sind. In der Mitte der Kette erhebt sich die schlankste Pyramide der Alpen, das 4482 m hohe Matterhorn; den südöstlichen Pfeiler bildet das Massiv des Monte Rosa, dessen höchster Gipfel, die 4638 m hohe Dufourspitze, nur 172 m hinter dem höchsten Gipfel Europas, dem Montblanc, zurückbleibt. Gähnende Schluchten umsäumen im Süden und Osten den gewaltigen Stock; im Norden breitet sich der 68 qkm umfassende Gornergletscher aus, an Größe nur durch den Aletschgletscher übertroffen; weiter nördlich folgen die Mischabelhörner (4554 m), umlagert von einer riesigen Schneewüste. Die Berner Alpen erreichen zwar an Höhe die Walliser Alpen nicht, stehen aber ihnen an Großartigkeit ebenbürtig zur Seite. Sie zeichnen sich durch eine reichhaltige, formenkecke und darum für das Auge so überraschende Gipfelbildung aus. Ueberall zackige, bisweilen fast senkrecht aufgethürmte Grate, an deren Abhängen der Schnee nur stellenweise haftet; von schroffen Thälern bis tief in ihren innersten Kern durchsetzt, voll von Wasserfällen, blühenden Matten,

*) Siehe Karte Europa.

zu denen prächtige Gletscher aus den weiten Schneefeldern herniedersteigen, das ist das „Berner Oberland“. Fast im Centrum erhebt sich die düster-prächtige, in kaltem Ernst nackt aus den Firnlagern in die Wolken steigende Pyramide des Finsteraarhorns (4275 m); im Westen und Norden desselben ragen die schlanke Jungfrau (4167 m), der Mönch (4096 m), der Eiger (3975 m), das Schreckhorn (4080 m) und andere Riesen empor, im Südwesten das Aletschhorn (4196 m), um welchen der gewaltigste aller schweizerischen Gletscher, der 24 km lange und (1880) 129 qkm umfassende Aletschgletscher sich ausbreitet.

Dem Schweizer, namentlich dem Uri-Bewohner, gilt alles „Gletscher“, was weiß von den Höhen ins Thal herableuchtet. Doch ist von diesem der Hochgebirgsschnee und der Firnschnee zu unterscheiden. Der Hochgebirgsschnee ist fein, pulverig trocken und darum sehr beweglich; aus ihm entstehen die Lawinen, welche donnernd, schreckenerregend, alles verheerend von den Höhen herabstürzen. Wenn der Hochschnee in tiefen Mulden durch die eigene Schwere und durch Einwirkung der Wärme eine größere Dichtigkeit und eine mehr rundliche Körnerform erhält, so wird er Firnschnee genannt. Dieser bleibt aber nicht unbeweglich in seiner Lagerstätte, sondern bewegt sich einem erstarrten Strome gleich thalabwärts, geräth in wärmere Regionen, wo auch schon häufig Regen fällt, und verdichtet sich zu einem porösen Eis. Das ist das Gletschereis, und der ganze Körper, der aus solchem Schneeeis zusammengesetzt ist, heißt eben Gletscher. 5 % der Gesammtoberfläche der Schweiz (2096 qkm) sind mit Gletschern bedeckt. Am Ausgedehntesten finden wir diese Eiswüsten in den Centralstöcken der Berner und Walliser Alpen, aber auch in der Bernina-Gruppe Graubündens, in der Tödi-Gruppe auf der Grenze von Uri, Glarus und Graubünden.



St. Bernhard Hospiz.

Pässe und Hochstraßen queren die Alpen und ermöglichen seit den ältesten Zeiten sowohl den friedlichen Verkehr, als auch den Durchzug feindlicher Streitmächte. Ueber den Großen St. Bernhard Paß (2636 m), zwischen

Wallis und Savoyen, zog schon Karl der Große; die Simplonstraße (2010 m), zwischen dem Rhônethal und Italien, ist seit der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine der prachtvollsten Kunststraßen der Alpen; die St. Gotthardstraße (2110 m), über welche die Langobarden und Kreuzfahrer zogen, war seit der zweiten Hälfte des Mittelalters bis zum Anfang unseres Jahrhunderts eine der wichtigsten Straßen zwischen Norden und Süden; heute hat sie infolge der St. Gotthardeisenbahn an Bedeutung verloren. Der Bernhardin Paß, schon im Alterthum angelegt, führt zum Lago Maggiore, der schon den Römern bekannte Splügen Paß (2095 m) zum Comer See hinüber. Weiter östlich folgen der Julier Paß (2287 m), der Bernina Paß (2334 m). Die meisten Alpenpassagen sind den größten Theil des Jahres hindurch unter Schnee und Eis begraben. Welche Wohlthat für den Fußwanderer, wenn er inmitten der rasenden Schneestürme eines der an den Uebergängen errichteten Zufluchtshäuser oder eines der Hospize erreicht. Diese sind ursprünglich durch milde Stiftungen entstanden; das Hospiz am Sankt Gotthard im Jahre 1374; dasselbe am Großen St. Bernhard schon im Jahre 962, dessen Filiale am Simplon 1825 gegründet wurde. Wie groß die Bedeutung dieser Hospize ist, beweist die Zahl der jährlich dort Verpflegten. Nach Tschudi (1876) beherbergt das Simplonhospiz jährlich 13,000, das am Großen St. Bernhard gegen 20,000, das am St. Gotthard etwa 17—18,000 Wanderer.



Thun.

Den Alpen gegenüber, vom Genfer- bis zum Bodensee, streicht in nordöstlicher Richtung ein schwächerer Gebirgszug, der Schweizer Jura. Es ist ein Kalkgebirge mit lang hingezogenen Kämmen, die schroff und steil aus der Ebene aufsteigen und durch tiefe Querspalten und steilwändige Klüfte zerrissen sind. Die größten Höhen auf dem Schweizer Boden sind die Dole (1678 m) und der Mont Tendre (1680 m). Den ganzen Raum zwischen den



Vierwaldstätter See.

Alpen und dem Jura nimmt die Schweizer Hochebene ein. Es ist ein überaus liebliches Gemisch von Berg und Thal, Fluß und See, Wald- und Wiesengrün, welches in seinen Thalsohlen meist um 400—500 m über dem Meere liegt und durch eine Zone von Voralpen allmählich zu den Hochalpen hinansteigt. Die Hochebene ist der angebauteste und bevölkertste Theil der Schweiz. Nicht nur ist ihr Boden für den Anbau aller Cerealien geschickt, sondern es liegen auch alle bedeutenden Städte, Schaffhausen, Basel, St. Gallen, Zürich, Bern, Freiburg, Lausanne, Genf auf ihrem Gebiet.

Die Schweiz ist das reichste Seeland Centraleuropas. Zahllos liegen die Hochgebirgsseen auf den massiven Rücken; aber diese sind sämmtlich klein, mit erstarrter Eishülle bedeckt, lebenslos und ohne Abfluß. Die großen Seebecken liegen alle am Fuß des Hochgebirges im Süden und im Norden; dort der Lago Maggiore und Lago Lugano, die theilweise Italien angehören; hier der Genfer (578 qkm), Thuner, Brienzer, Vierwaldstätter, Zuger, Züricher und Bodensee (539 qkm); am Fuße des Jura der Neuenburger, Bieler und Murten See. Da fast alle an den Uebergängen der beiden großen Naturkontraste der wilderhabenen Alpenregion und der milderen Berglandschaften und Thalebenen liegen, so haben sie in ihren Umgebungen auch den größten Reichthum an Naturschönheiten auf-

zuweisen. Nicht nur die majestätischen Felsenpyramiden und Eiskuppen der Alpen, sondern auch das leuchtende Himmelblau, die milde Sanftmuth der Alpenseen beeinflußt das Gemüth der Menschen und lockt jährlich Tau-



Am St. Gotthard.

sende der Touristen in das kleine Land, um an den Heiligthümern der Natur Genuß und Labung zu finden.

Die tosenden Wildbäche, welche aus den Firnmeeren über die Gebirgsflanken herabstürzen, verleihen den wichtigsten Strömen Centraleuropas entweder Ursprung oder Größe. Die Wasserscheide liegt im Massiv des Sankt Gotthards. Seinem Norden entquillt der Rhein, der durch die Aare, Thièle, den Reuß und die Limmat verstärkt, die ganze nördliche Abdachung des Landes umfaßt; im Westen entspringt die Rhône, deren ganzes Flußgebiet ursprünglich dem Rhein angehörte und erst durch den Durchbruch der Rhône durch die Juraketten diesem entzogen wurde; der Süden entsendet den Ticino (Tessin), welcher die fließen-

den Gewässer der südlichen Abdachung dem Po zuführt. Die Donau hat zwar nicht in der Schweiz ihr Quellgebiet, aber doch erhält sie als Geschenk des Alpenlandes ihren größten Nebenfluß, den Inn, dessen Wiege im Herzen der Graubündner Alpen liegt.

Höhenlage und Richtung der Gebirge erzeugt erhebliche Unterschiede im Klima. Da der größere Theil des Landes, das ganze Rheingebiet nach Norden geneigt und so den kalten Winden ausgesetzt ist, entsteht der große Unterschied beider alpinen Seiten nach Klima und Organismen. Der jährliche Niederschlag beträgt auf der Hochebene 800—1000 mm, auf dem Großen St. Bernhard 2000, im Thale des Ticino wohl auch 3000 mm. Von größter Bedeutung in klimatischer Beziehung ist der Föhn, dieser lauwarme Wind, welcher zwar nervenschwachen Personen Kopfweh und Schwindel verursacht, aber dem Lande große Wohlthaten spendet. Seine Wärme fegt die Schneemassen hinweg, besäet mit Blumen die hochgelegenen Matten und zeitigt selbst im Rheinthal Trauben und Mais.

Mehr als 28 % der Gesammtfläche entfallen auf unproduktiven Boden; fast 55 % auf Wiesen, Weiden und Waldungen; und so bleiben für Acker-, Garten- und Weinland etwa 16—17 % übrig. Daher ist die Schweiz gezwungen, ihren Bedarf an Getreide aus dem Auslande zu decken; ja selbst die Viehzucht reicht für den Bedarf an Fleisch, Milch und Butter nicht aus; und da das Land auch an nutzbaren Mineralien sehr arm ist, vermag es nur wenige Rohprodukte zu erzeugen. Um so mehr zeichnet sich das Schweizervolk durch Gewerbfleiß aus. Nicht nur ist die Hausindustrie ungemein stark entwickelt, sondern auch die Großindustrie, die Uhrenfabrikation im Jura und in Genf, der Maschinenbau, die Baumwoll- und Seidenspinnerei und die Weberei.

## 21. Die Bevölkerung der Schweiz.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Schweiz ist ein Ergebniß Jahrhunderte alter Wandlungen im Völkerleben. Aus dem Dunkel der Urzeit treten uns außer den Höhlenbewohnern die Pfahlbaubewohner entgegen, welche ihre Niederlassungen auf den Schweizer Seen errichteten, Viehzucht und Ackerbau betrieben, aber auch in einigen nützlichen Gewerben, in der Töpferei, Weberei bewandert waren. In der Zeit, als die Römer sich zu Herren des Landes machten (16—12 v. Chr.), war dieses größtentheils von Helvetiern, im Südosten von Rhätiern bewohnt. Die Helvetier waren keltischen Stammes; sie vermischten sich rasch mit den massenhaft einwandernden Römern, nahmen von diesen Sprache und Sitte an und wurden sammt den Rhätiern bald romanisirt. Der Sturm der Völkerwanderung brachte germanische Völker in das Alpenland, Alemannen, Burgunden und Ostgothen. Die Alemannen bemächtigten sich der nördlichen Theile der Schweiz und machten hier dem römisch-keltischen Wesen ein Ende. Dagegen erlagen die beiden letzteren dem Romanenthum. Unter den Burgunden im Westen entwickelte sich eine dem Provençalischen ähnliche französische Sprache; die Ostgothen im Süden, im heutigen Tessin, nahmen die Volkssprache der Römer, das Italienische an.

Und so zerfällt die 2,933,334 Seelen umfassende Bevölkerung der Schweiz in vier Gruppen. Der Löwenantheil, fast 72 %, entfällt auf die Deutschen. Sie breiten sich über die ganze Nord- und Mittelschweiz aus; von hier drang der deutsche Strom hoch in das Gebirge hinauf, stieg jenseit des St. Gotthard tief in die Thäler hinab; ja sogar der gewaltige Stock des Monte Rosa bildete kein Hemmniß für ihn. Der französisch redende Volksstamm (21,4 %) breitet sich im Westen rings um den Genfer

See aus. Ihm gehören Unterwallis, Waadt, Genf und Neuenburg, sowie die Mehrzahl Freiburgs und des Berner Jura. Das Italienische (5,7 %) hat Tessin und vier Graubündner Thäler, das dem Catalanischen ähnliche Rhätoromanische (1,4 %) Graubünden und zwar das Gebiet des Vorder- und Hinterrheins, das von Engaddin und das des Münsterthals besetzt. Bezüglich der Religion zerfällt das Schweizervolk in zwei ungleiche Hälften. Fast 59 % gehören der calvinischen, 41 % der katholischen Kirche an. Der Protestantismus ist in den flacheren Kantonen des Nordens und Westens, der Katholizismus vorzugsweise in den höheren Alpenkantonen vorherrschend. Aber trotz dieser Verschiedenheit in Sprache und Religion bildet das Schweizervolk eine kompakte politische Einheit, verbunden durch die Uebereinstimmung der Interessen zu gleichem Zwecke.



Tracht aus dem Canton Uri.

Im Ganzen sind die Schweizer ein kräftiger und gesunder Schlag, selbstverständlich weniger in den Fabrikbezirken, als unter den Bauern und Hirten. Insbesondere werden die Luzerner, Waadtländer und Deutschberner als schöne, wohlgebaute Menschen geschildert. Freilich tritt auch hier, wie im österreichischen Alpenlande, häufig der Kretinismus auf, am häufigsten in einigen Thälern des Kantons Uri, Graubünden, Wallis und Waadt, wo man selten ein Haus ohne solche Zugabe findet. Ein Glück für solche Unglückliche ist das weiche, religiöse Gemüth der Hochgebirgsbewohner, vermöge dessen die Mißhandlung dieser Armen von der ganzen Familie sehr übel aufgenommen werden würde. Man läßt ihnen allen mitleidigen Schutz angedeihen, weil man in ihnen den Finger Gottes zu erkennen glaubt, welche für die Sünden der ganzen Familie gestraft worden seien.

Dem Charakter nach ist der Schweizer bieder, stolz auf seine ererbte Freiheit, voll Liebe zum Vaterlande, ein Liebhaber des Waffenhandwerks und körperlicher Uebungen, arbeitsam, ordnungsliebend und mit einem humanen Sinn ausgestattet, der sich gern in milden Werken bethätigt. Kaum irgendwo in der Welt öffnen sich so schnell, so oft und so zahlreich die Hände der „fröhlichen Geber", um die Noth zu lindern oder gemeinnützige Zwecke zu fördern. Wohl läßt sich nicht verhehlen, daß der jährlich sich wiederholende Zudrang der

Fremden dem Charakter des Schweizers manchen Nachtheil zugefügt hat. „Es schwindet,“ sagt man, „der genügsame Sinn, die Freude an der stillen Arbeit; es mehre sich die Begier nach erhöhtem Lohn und Genuß, der Besuch von Trinkstuben und Tanzsälen, der Hang zur Sonntagsbummelei; viele Kirchen werden schwach besucht und der Familie fehle ein religiöses Band, fehle das Gebet, der Frieden und das Glück.“

Trotz der Kleinheit des Landes besitzt fast jeder Kanton nebst gewissen allgemeinen Zügen etwas Eigenthümliches im Charakter seiner Bewohner. Der Unterwaldner ist beweglich, erregbar, tollkühn, in seinen Entschlüssen todesmuthig; den Schwyzer kennzeichnet Energie und Patriotismus; oft war er in den Kämpfen der Führer der Urschweiz. Der Luzerner ist von heiterer Laune, gesellig, gastfrei, er besitzt eine gehörige Dosis von Mutterwitz, die jedoch leicht in derbe Neckereien ausartet, wie das Bewußtsein seiner Vorzüge ihn auch dünkelhaft und händelsüchtig macht. Der Walliser ist ernst, ruhig, entschlossen, aber wenig intelligent; der Waadtländer verbindet die Ruhe, Gutmüthigkeit und Ausdauer des Deutschen mit der Aufgeräumtheit und Leichtfertigkeit des Franzosen. Der Graubündner ist gutartig, nicht besonders thätig, er zieht die leichte Erwerbsart vor und besitzt eine patriarchalische Einfalt; der Glarner ist zwar gleichfalls arm, aber aufgeweckt, praktisch und gewandt. Die Appenzeller haben ein überaus heiteres Wesen; der Appenzeller Witz, ihre drolligen Einfälle sind in der ganzen Schweiz bekannt. Der Züricher ist sehr arbeitsam, ordnungsliebend, dabei aber anmaßend und gewaltthätig, Unbekannten gegenüber steif, in seinem Benehmen, seinen Ausdrücken nicht übermäßig fein, so daß er hie und da rundweg für grob erklärt wird; der Berner aus dem Jura ist beweglich, leidenschaftlich und von französischer Lebendigkeit; der Deutschberner ist von kühler Art, derb, schwerfällig, aber intelligent und in allen Dingen ein solider Biedermann.



Mädchen aus Appenzell.

Entscheidend ist der Einfluß, welchen die erhabene Gebirgswelt auf Lebensweise und Charakter der dieselbe bewohnenden Menschen ausübt. Was der Alpenbewohner auch sinnt

und thut, die gehörnten und gletscherbepanzerten Bergriesen setzen ihm in Allem Ordnung, Richtung und Maß; in der Wahl seiner Wohnstätte, seines Ackers, seiner Weide, seines Verkehrs, immer wird er auf die gewaltige Herrschaft gewiesen, die ihn von allen Seiten mit den mannigfaltigsten und tiefsten Eindrücken umgiebt. Mit dieser Natur von Jugend auf verwachsen, von diesen Bildern der überwältigenden Großartigkeit beseelt, wie sollte der Alpenbewohner nicht von lebendiger Liebe zur Heimath erfüllt werden! Möge er auch in die Fremde ziehen, möge er dort Reichthümer sammeln, die Zaubergewalt des heimischen Bodens führt ihn wieder zurück. Man begegnet fast in allen Thälern Graubündens Leuten, die daselbst aufs neue sich niedergelassen, nachdem sie in den verschiedensten Weltgegenden ein Vermögen erworben hatten. Sie wenden sich wieder den alten Gewohnheiten ihrer Väter zu; ja, sie bringen nicht einmal das Gefühl und Verständniß von Dingen, die nur einigermaßen nach Bequemlichkeit des Lebens aussehen, aus der großen Welt zurück. Das Festhalten an dem Althergebrachten ist ein allgemeiner Zug der Alpenbewohner.



Tracht aus dem Canton Glarus.

Das Ringen mit der gewaltigen Natur macht den Schweizer stark, gewandt, es verleiht ihm Muth und sicheren Blick, wenn Gefahr droht. Aber das Gefühl seiner Nothdürftigkeit leitet ihn auch zu einem tief religiösen Sinn. Der Weg, den der Aelpler von einem Dorfe zum andern über ein Bergjoch macht, ist vielleicht sein letzter; denn wird er vom Wetter überrascht, so ereilt ihn leicht ein Wetterstrahl, oder das Schneegestöber bereitet ihm ein frühzeitiges Grab oder stürzt ihn von der jähen, schlüpfrigen Wand in den schwindelnden Abgrund. Daher findet sich der Aelpler, bevor er sein Geschäft beginnt, mit seinem Schöpfer ab. Wie der Tiroler, hat auch der katholische Schweizer seine Kreuze auf den Felsenrücken, seine Bildstöcke und seine Kapellen, wo er dankend niederfällt nach dem glücklichen Gelingen seines Unternehmens, seine Wallfahrtsorte, wohin er mit inbrünstiger Seele pilgert, um sich den göttlichen Schutz auch fernerhin zu sichern.

Wo die tote, rauhe Gebirgswelt kaum eine Spanne anbaufähigen Bodens bietet, wo die gewaltigen Rücken, das feindliche Klima dem Verkehr zahllose Hindernisse entgegensetzen, leidet die Bevölkerung nicht nur an materieller, sondern auch an geistiger Armuth. Am größten ist die Nothdurft in einigen Thälern von Schwyz, Glarus, Uri, Wallis und Graubünden; die Leute sind hier auch geistig vernachlässigt und von niedrigem Kulturstande. Gute Schulen finden hier schwieriger Eingang; die Unzulänglichkeit der Wege und die Zerstreutheit der Wohnungen erschweren das Zusammenkommen der Kinder. Diese materielle und geistige Beschränktheit äußert sich auch in ihrem ganzen Hauswesen, in einem Hang zur Unsauberkeit, welcher in einigen Gegenden von Uri und Graubünden das höchste Maß erreicht. In Graubünden sind die Wohnungen gewöhnlich von Holz mit einer Grundmauer von rohen Steinen errichtet. Der Viehstall wird gewöhnlich unterhalb des Wohnzimmers halb kellerartig angelegt, so daß seine warmen Dünste durch den absichtlich mit Oeffnungen versehenen Dielenboden in die Höhe dringen. Es läßt sich denken, welches Miasma sich auf solche Weise in den engen, vollgepfropften Stuben, deren Lüftung mit Sorgfalt vermieden wird, erzeugt. Wie in Uri, ist auch hier der große Kachelofen das Hauptstück des Zimmers; Schornsteine sind nur selten üblich, der Rauch quillt durch die Lücken der Dachbedeckung, welche gewöhnlich aus Brettern und Schindeln besteht. Welchen Kontrast bilden hierzu die anmuthigen Häuser des echten schweizerischen Styls, wie man sie im Emmenthal, Prättigau und anderen wohlhabenderen Gegenden sieht. Da sind die Häuser ganz von Fichtenholz, rings von Lauben und Galerien umgeben; zu dem oberen Stockwerk führt die Treppe von außen unter dem Schutze des weit vorspringenden Daches; die Balken des Gefüges sind mit Schnitzwerk versehen und die Füllung der Gefache bemalt und mit alten Inschriften ausgestattet.

Ein großer Theil des Hochgebirges ist von Natur zur Weide bestimmt. Uri, Unterwalden, Appenzell, Wallis, Graubünden sind ganz, Glarus und Tessin zum größten Theil ein Hirtenland. Kein Pflug furcht mehr den Boden. Die Bevölkerung ist hier, wie in den gebirgigen Gebieten der übrigen Kantone, nebst etwas Hausindustrie ganz auf die Alpenwirthschaft angewiesen. Und so hat sich seit undenklichen Zeiten auch hier, gerade wie im östlichen Abschnitte der Alpen, das eigenthümliche Sennerleben ausgebildet, zur Sommerzeit auf den Alpen zu wohnen und das Vieh weiden zu lassen. Zu dem Behuf sind überall auf den Alpen Hütten errichtet, schlechtweg aus übereinander gelegten Balken, das Dach mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. Die Sennen sind großentheils arme Leute, ihre Nahrung Milch oder Rahm, Käsmilch und Zieger, seltner noch grobes Brot. Selten besorgen sie eigene Heerden und noch seltener auf eigener Alpe; gewöhnlich werden sie von den Besitzern der Alpenplätze hinaufgeschickt, oder sie pachten eine Alpe und oft die Kühe dazu. Wie im östlichen Alpenlande, ist auch hier erfreulich der Anblick einer Auffahrt auf die Alpen. Im Appenzeller Land am Säntis geschieht es so: Der Senn mit sauberem Melkeimer auf der Achsel und mit Bändern geschmückt, eröffnet den Zug, den Hund zur Seite, einige weiße Ziegen vorauf. Dann folgen drei Kühe, die schönsten der Heerde, mit mächtig großen Glocken am Halse. Hinter ihnen kommt der Handbub als Gehülfe des Senn. Alles Vieh trägt Glocken, oft in harmonischem Geläut. Jede Kuh kennt ihre Glocke und ihren Namen, und Kühe und Ziegen verstehen den Ruf ihres Senn. Die wenigen auf- und absteigenden Töne der Melodie, die der Senn gewöhnlich zu singen pflegt oder auf einer Schalmei bläst, werden der „Kuhreigen“ genannt. Er klingt im Gebirge gar lieblich, und die Seele des Bergbewohners hängt so daran, daß er in fernen Ländern leicht das Heimweh bekommt, wenn er ihn blasen hört. Die Alpzeit dauert nur 12—18 Wochen jeden Sommer; Butter wird droben wenig gemacht; Käserei ist das Hauptgeschäft und wird im Großen betrieben.

Muthig, gewandt und aufgeweckt, wie der Schweizer im Allgemeinen ist, hat er einen

großen Sinn für Volksbelustigungen. Das Jodeln, dessen eigentliche Wiege das östliche Alpenland ist, hört man in der Schweiz seltener und unvollkommener; dagegen hat sich der vierstimmige Volksgesang in allen Schichten der Bevölkerung eingebürgert. Wie in Tirol die Zillerthaler, sind hier die Appenzeller der gesangreichste und lustigste Theil der Bevölkerung. Viele der ehemals in den Thälern von Appenzell üblichen Volksspiele sind nach und nach verloren gegangen; doch giebt es noch manche, die sie mit anderen Gegenden der Schweiz gemein haben. So das Eierlesen um Ostern. Es ist dies eine Wette zwischen zwei Jünglingen. Der eine läuft im Angesicht der Zuschauer eine halbe oder ganze Stunde weit zu einem bestimmten Ort und dann zurück; der andere hebt inzwischen 50 oder 101 Eier auf, die er in einen mit Spreu gefüllten Korb wirft, ohne daß eines brechen darf. Aber die Eier sind auf einer Wiese in schnurgerader Linie gelegt, jedes vom andern eine Elle weit. Sieger ist, wer seine Aufgabe am ersten vollendet hat. Das Steinwerfen oder Steinstoßen ist eine Kraftübung besonderer Art. Wer den schwersten Stein am weitesten schleudert, empfängt unter dem Jubel der Zuschauer den Preis. Auch ist das Ringen eine Sitte. In einem Kreise von Jünglingen und Mädchen, Männern und Weibern greifen die Kampflustigen einander an. Wer von beiden zuerst zu Boden gestürzt wird, ist der Ueberwundene. Die beliebteste, echt nationale Belustigung ist aber das Ziel- und Scheibenschießen. Während der Sommerzeit hört man Sonntags fast in allen Dörfern das Knallen der Stutzen. Fast jede Gemeinde hat ihre eigene Schützengesellschaft, und es werden abwechselnd bald in dieser, bald in jener Ortschaft „Freischießen“ gegeben, bei welchen den besten Schützen kostbare Siegespreise aufgestellt sind.



Mädchen aus Solothurn.

# 22. Italien.

Einst Sitz der römischen Weltherrschaft, dann Wiege und blühender Garten der christlichen Kunst und durch das „ewige Rom“ für immer das geistige Centrum des katholischen Christenthums. Das Königreich Italien besitzt sammt den Inseln ein Areal von 286,588 qkm und 30,947,306 Bewohner.*) Im Norden durch die Hochburg der Alpen mit Frankreich, der Schweiz und Oesterreich-Ungarn verwachsen, erstreckt sich die schmale und langgezogene italische Halbinsel nach Südosten hin in das Mittelmeer hinein und trennt dasselbe in zwei gleiche Becken, deren Theile das Adriatische und Jonische Meer von Osten, das Ligurische und Tyrrhenische Meer von Westen die Halbinsel umsäumen. Trotz der sehr bedeutenden Küstenentwicklung sind die Gestade Italiens nur wenig gegliedert. Große Golfe hat nur der Norden und Süden aufzuweisen; dort im Osten den Golf von Venedig, im Westen den Golf von Genua; hier zwischen den beiden Landzungen des südlichen Abschnittes, zwischen Apulien und Calabrien, den Golf von Taranto. Flach, einförmig und geradlinig verlaufen die östlichen Küsten; häufig sind sie sandig und von Lagunen begleitet, nur die Gebirgsmasse des Monte Gargano sendet seine halbkreisförmige Halbinsel in das Meer hinaus. Die einzigen Häfen von Bedeutung sind außer Venedig Ancona, dessen Hafen schon unter Trajan angelegt wurde, und Brindisi, heute der belebteste Hafenplatz am Adriatischen Meere. Die flachen, sandigen und im Norden mit Lagunen besetzten Küsten des Golfes von Taranto haben nur unbedeutende Häfen, dagegen ist das gebirgige Calabrien steil und hafenreich. Mehr gegliedert ist die Westküste. Sie besitzt im Süden eine Reihe ausgezeichneter Golfe, die unmittelbar auf einander folgenden Buchten von Salerno, Neapel und Gaëta, unter denen der Busen von Neapel inmitten einer zauberhaften Natur, im Hintergrunde mit dem rauchenden Kegel des Vesuv an Herrlichkeit alle übertrifft. Nördlich von Gaëta bis zur Tibermündung folgt ein flaches Gestadeland, abwechselnd Wald und Sumpf, Pflanzendickicht und Trümmersturz: eine traurige Landschaft, in der Latiums einstige Herrlichkeit wie durch Bannspruch versunken ist. Im Toskanischen ist die Küste wieder mehr gegliedert, aber flach und sumpfig; den Abschluß bildet der schön geschwungene Busen von Genua, dessen steile Küsten mit zahlreichen Hafenplätzen besetzt sind, im Mittelpunkte mit dem herrlichen Genua, das an Bedeutung alle Häfen Italiens übertrifft.

Steil stürzen die Alpen gegen Süden herab und ziehen als ein ungeheurer Gebirgswall um den ganzen Norden Italiens herum. An ihrem südlichen Fuße erstreckt sich die **Lombardische Ebene**, die im Norden durch die Alpenwand begrenzt, im Süden durch den Zug der Apenninen von der italischen Halbinsel getrennt wird. Und so erscheint die große Ebene als ein durchaus selbstständiger Theil des Königreiches. Massenhaft in ihrer Ausdehnung, übertrifft sie an Breite (780 km) fast vierfach die Halbinsel (150—230 km) und ist von dieser auch in Bezug auf die Bodengestaltung gänzlich verschieden. Wahrlich „eine kontinentale Zugabe zur Halbinsel,“ wie K. Ritter sich ausdrückt, die häufig längere Zeit hindurch politisch und historisch von ihr getrennt war. Zur Römerzeit war sie gallisch, im Mittelalter gothisch, germanisch und blieb lange mit dem Deutschen Reiche verbunden. Die Lombardei ist eine fast wagerechte Fläche, durch welche die Flüsse langsam und träge dahin gleiten. Nur im Osten erheben sich die vulkanischen Gruppen der an heißen Quellen reichen Euganeen westlich von Padua (577 m) und der Bericischen Hügel südlich von Vicenza isolirt aus der Ebene. Ganz sicher ist das Flachland einst ein Busen

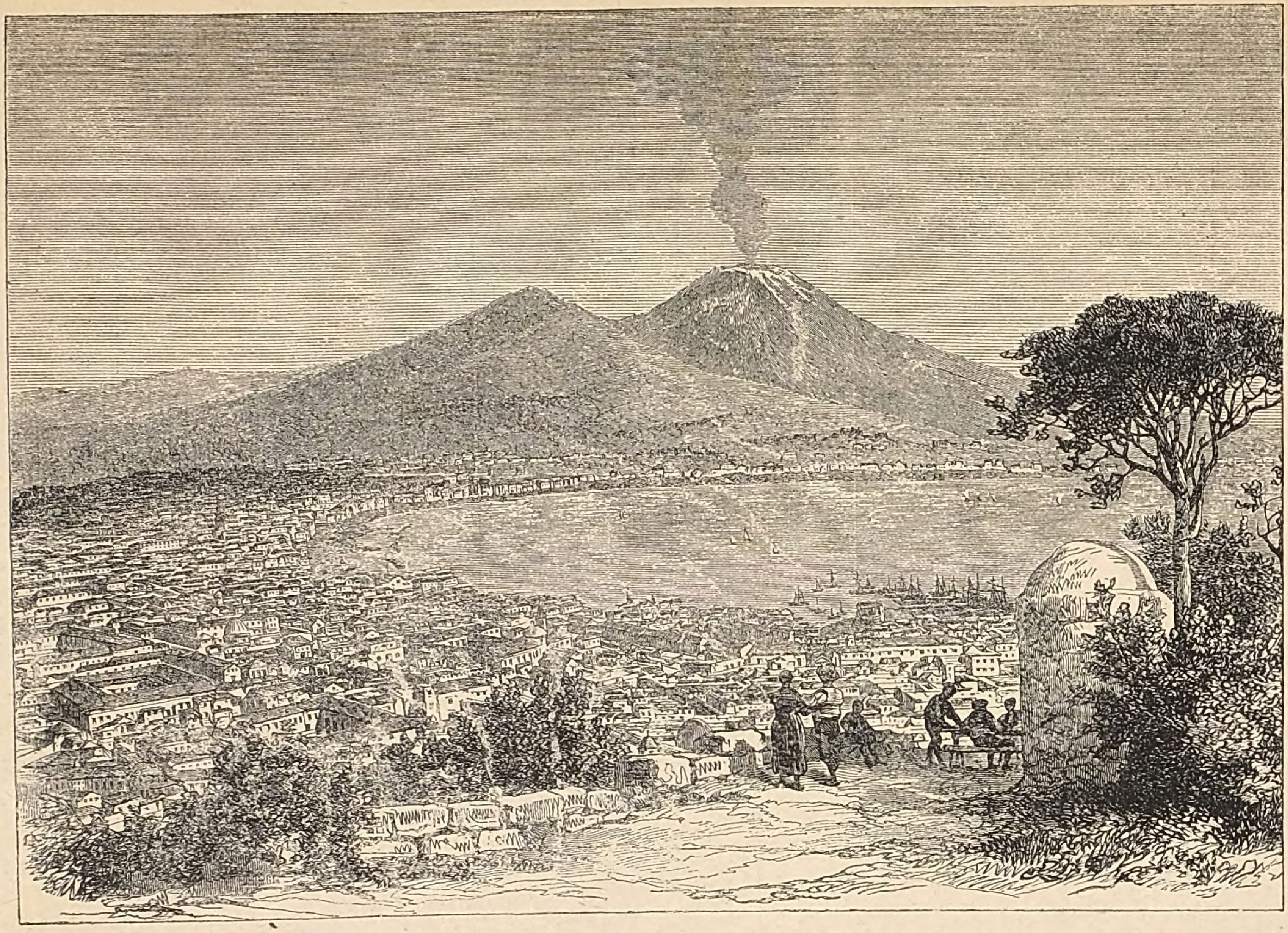
*) Siehe Karte Italien.

der Adria gewesen. Damals hing die Apenninenhalbinsel nur an dem schmalen Band der Seealpen mit dem Kontinent zusammen. Tiefe Fjorde drangen im Norden zungenartig in die Steilküste ein; Gletscher von einer Ausdehnung, für welche nur die Polargegenden Beispiele bieten, ergossen sich in das Meer; Gießbäche schleppten Schuttmassen, Geröll, Kies, Sand, Lehm, Thon in die Tiefe hinab und füllten nach und nach den Meerbusen aus. Die Lombardische Ebene verdankt in der umfassendsten Bedeutung des Wortes den Flüssen ihre Entstehung.

Die italische Halbinsel ist ein ausgesprochenes Bergland; mehr als die Hälfte der Gesammtfläche ist mit Gebirgen bedeckt. Mit unmittelbarem Anschluß an die Seealpen ziehen die Apenninen durch die ganze Halbinsel in einer Länge von ungefähr 1600 km, von Vada Sabatia bei Savona bis zur südlichen Spitze der calabrischen Halbinsel. Von den Alpen unterscheiden sich die Apenninen zunächst durch ihre geringere Erhebung; nirgends wird die Grenze des ewigen Schnees erreicht; dem entsprechend fehlt die alpine Wildheit und Erhabenheit, die Formen sind abgerundeter und werden monoton. Es fehlt der Wasserreichthum, die zahllosen Rinnsale, welche zur Sommerzeit in die Alpenthäler herabstürzen, das saftige Grün, welches die Bergmatten schmückt. Aschgrau ist die vorherrschende Farbe, eine spärliche Vegetation deckt die ausgedehnten Schutthalden. Ungleich ist die Abdachung beider Gebirgsflanken. Nach Osten dringt das Bergland fast bis zur Meeresküste vor, daher entwickelt sich hier nirgends ein größeres Flußsystem; nach Westen ist der Abfall steiler, von Längsthälern durchzogen, wodurch die Entwicklung größerer Flüsse ermöglicht wird. Das dem Haupt- und Stammgebirge an beiden Seiten vorgelagerte, weit niedrigere Hügelland wird mit dem Namen Subapennin bezeichnet.

Der nördliche Abschnitt des Gebirgszuges umspannt als Ligurischer Apennin in einem weiten, nach Süden geöffneten Bogen den Busen von Genua (Monte Penna 1734 m); diesem schließen sich in südöstlicher Richtung die Parallelketten des Toskanischen oder Etrurischen Apennins an (Monte Cimone 2165 m), in dessen östlichen Ausläufern die kleine Republik San Marino (59 qkm, 7920 Einw.) liegt. Nun folgt der Römische oder Umbrische Apennin. Die östlichen Ausläufer desselben erreichen fast überall das Meer; sein höchster Gipfel, der Monte Vettore (2474 m) übertrifft bedeutend die höchsten Punkte des nördlichen Berglandes. An diesen Stock knüpft sich der wildeste Theil der Apenninen, die Abruzzen, oder das Sabellische Gebirgsviereck an. Dieses ist einer riesigen Festung vergleichbar im Herzen der Halbinsel aufgerichtet. In drei Parallelketten verlaufend, ringsum von hohen Bergwällen umgeben, ist es nur an vereinzelten Stellen zugänglich. Die höchsten Erhebungen finden sich in der östlichen Kette, im Gran Sasso d'Italia, wo der gewaltige Monte Corno eine Höhe von 2914 m und La Majella 2785 m erreicht. Noch heute sind die Abruzzen der unbekannteste Theil Italiens; noch heute führen die halbwilden Bewohner unter der Form des Banditenwesens einen kleinen Krieg gegen die Leute der Ebene. Den ganzen Süden füllt der Süd- oder Neapolitanische Apennin aus. Dieser steht an Erhebung weit hinter den Abruzzen zurück; die regelmäßige Gliederung in Parallelketten hört auf; das Gebirge rückt mit einer Wendung nach Südwesten immer näher an das Tyrrhenische Meer und läßt im Osten der wasserarmen, dürren apulischen Ebene Raum. Der Apennin zieht über ganz Calabrien und endet mit Aspromonte, einem 1958 m hohen, rauhen und wilden Stock, an dessen Fuß aber Palmen ihre Pracht entfalten.

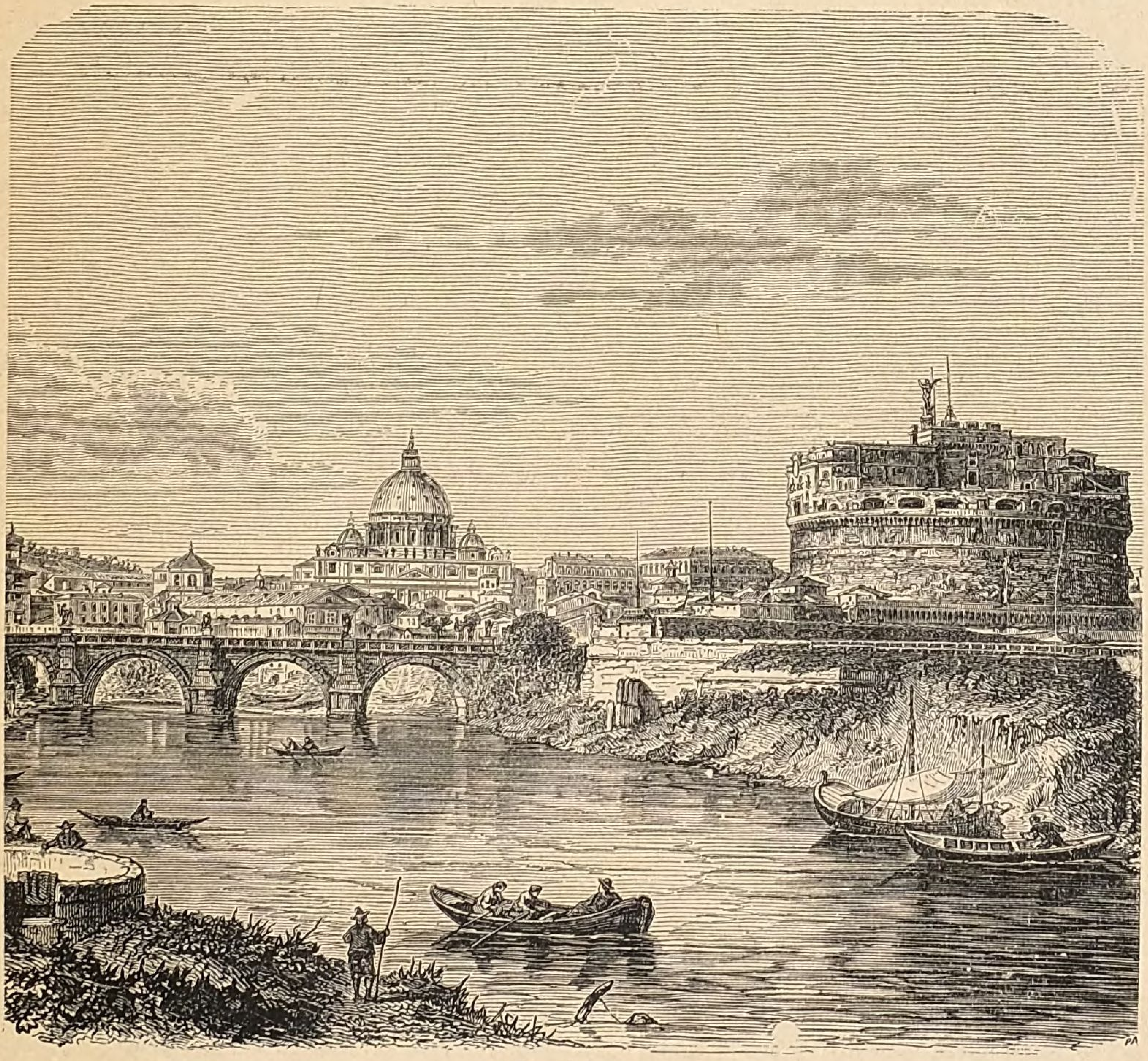
Die westliche Abdachung der Apenninen ist der bedeutendste Herd vulkanischer Thätigkeit auf unserem Kontinent. Noch mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. Etrurien, Latium und Campanien waren der Schauplatz, wo das unterirdische Feuer seine Macht verheerend und die Halbinsel umgestaltend entfaltete. Der ruhende Kegel des Monte Amiata, die großen Kraterseen Bolsena und Bracciano in Toscana, die malerische Gruppe



Die Bucht von Neapel und der Vesuv.

der Albanerberge südöstlich von Rom, die Rocca Monfina in der campanischen Ebene, die Phlegräischen Felder westlich vom Vesuv, der Monte Volture an der östlichen Grenze Campaniens sind beredte Zeugen der weiten Ausdehnung der vulkanischen Zone. Heute ist auf der Halbinsel nur der Vesuv noch thätig. Strabo beschreibt ihn als erloschen; im Jahre 79 n. Chr. begrub er die Städte Herculanum und Pompeji; auch in der Neuzeit hat der Feuerberg seit 1139—1631 geruht und war ganz bewachsen. Während dieser Periode hat die unterirdische Kraft weiter westlich einen Ausweg gesucht, in der heute so harmlosen Solfatara bei Pozzuoli.

Reich ist die Ebene, arm die Halbinsel an fließenden Gewässern. Dort herrscht der Po mit seinen bedeutenden Nebenflüssen und die Etsch. Den Po entsendet die glänzende Pyramide des Monte Viso an der französisch-italienischen Grenze. Bei Turin tritt er in die Ebene ein, und östlich gerichtet durchfließt er dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung. Rechts sammelt er die wasserarmen Bäche der Apenninen, links die wasserreichen Abflüsse der Alpen, den im Lago Maggiore gereinigten Ticino, die im Comer See geläuterte Adda und den Mincio, welcher aus dem Garda See ihm zueilt. Die Etsch kommt aus Tirol und bildet mit dem Po ein gemeinsames Delta. Wie gesagt, ist die Ebene durchaus ein Geschenk der Flüsse, und noch heute arbeiten sie rüstig an dem weiteren Ausbau derselben. Das Delta beider Flüsse rückt durch die Ablagerung des mitgebrachten Schlammes jährlich um 70 m



Aus Rom.

vor, und der jährliche Zuwachs macht etwa 113 ha aus. Hierdurch werden die Städte, die ehemals am Meeresufer standen, weiter ins Land gerückt, so Ravenna, dieses alte römische Venedig; die uralte Stadt Adria, welche dem Meere seinen Namen gab und jetzt 20 km weit von demselben entfernt liegt. Die Ostseite der Halbinsel besitzt nur Flüsse von geringer Bedeutung; im Westen ist der Arno in Toscana, der Volturno in Campanien und der Tiber zu nennen, und zwar muß der letztere als der Hauptfluß der Halbinsel bezeichnet werden. Der Tiber entspringt in den Etruskischen Apenninen, wird bei Rom für kleine Fahrzeuge schiffbar und ergießt sich in zwei Armen ins Tyrrhenische Meer. Wie das Tiefland am Arno, ist auch das untere Tiberbecken mit fieberhauchenden Sumpfdistrikten bedeckt.

Groß ist das Lob, welches schon die Alten dem Klima Italiens spenden. Vergil schätzt es höher als die märchenhafte Pracht Indiens und Persiens, und der Neapolitaner glaubt, wie Goethe sagt, im Besitz des Paradieses zu sein und hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff. Durch den Wall der Alpen von Norden geschützt, besitzt Italien wohl ein milderes Klima, aber dennoch ist eine Zweitheilung vorzunehmen. Die Lombardei, diese kontinentale Zugabe Italiens, nähert sich dem Kontinentalklima mit großem Gegensatz der Jahreszeiten, mit strengen Wintern und heißen Sommern. Die Halbinsel steht ganz unter dem ausgleichenden Einfluß des Meeres. Nicht die Hitze nimmt hier zu, wie Nissen bemerkt, sondern die Kälte nimmt ab. Berlin hat im Durchschnitt 29 Tage mit Schneefall, in Rom schneit es manche Jahre überhaupt nicht; in Palermo müßte man ein Jahrzehnt warten, um dort eine Handvoll Schnee zu sammeln. Daher sind für die Halbinsel die milden Winter charakteristisch. Die große Ebene empfängt in allen Jahreszeiten Niederschläge, auf der Halbinsel zerfällt das Jahr in eine regenlose und eine Regenzeit. Und zwar nimmt die sommerliche Dürre um so mehr zu, je weiter man nach Süden fortschreitet. In Neapel ist z. B. 1877 innerhalb 89 Tage kein Tropfen Regen gefallen. Charakterisch für Italien ist der Scirocco, dieser schwüle, warme Südwind, welcher lähmend und erdrückend wirkt; und die Malaria, diese verpestete Luft, welche während der heißen, trockenen Sommerzeit in den sumpfigen Gegenden fiebererzeugend sich entwickelt. Berüchtigt sind in dieser Beziehung die Pontinischen Sümpfe am Monte Circello, die römische Campagna, die Maremmen am unteren Arno, lauter gefürchtete Stellen großer Einsamkeit, von denen die Fieberluft die Menschen verscheucht.

Die italischen Inseln liegen mit Ausnahme der kleinen Tremitischen Inselchen sämmtlich im Westen. Sicilien, durch die seichte, in der Straße von Messina nur 3 km breite Meerenge von der Halbinsel getrennt, ist lediglich nur eine weitere Fortsetzung derselben. Die 25,740 km umfassende Insel ist durchaus ein Hochland von 600—700 m mittlerer Erhebung, angefüllt mit den wilden Kalkmassen der Apenninen, die von Nord nach Süd sich abdachen. Dem entsprechend finden wir die höchste Erhebung im Norden, den Pizzo Antenna oder Le Madonie, welcher 1975 m hoch ist. Größere Ebenen wie größere Flüsse fehlen der Insel gleichmäßig; die meisten der Wasserläufe liegen im Sommer trocken, und große Theile der Insel sind von öden Heideflächen bedeckt, die allein zur Schafzucht sich eignen. An der östlichen Küste erhebt sich der Aetna, der höchste Vulkan Europas und der höchste Berg der hellenischen Welt überhaupt (3113 m) in der Niederung von Catania, welche einst die bedeutendste Ebene des Landes war, bis die gewaltigen Ausbrüche des Feuerberges ihr den größten Theil entrissen. Im Westen von Sicilien liegen die Aegadischen, im Norden die Liparischen Inseln. Die letzteren sind von vulkanischer Natur. Auf der nördlichsten und südlichsten derselben, Stromboli und Volcano, setzt sich die vulkanische Thätigkeit noch immer fort, freilich in harmloser Weise; beide beschränken sich darauf, zu rauchen oder höchstens zeitweise Asche und Steine auszustoßen.

Sardinien, dieses alterthümliche Land,

förmlich besäet mit „Nuraghi“, cyclopischen Bauten, Steinthürmen unbekannten Ursprungs, die zweitgrößte Insel des Mittelmeeres, besitzt einen Flächenraum von 24,077 qkm. Von Corsica ist Sardinien nur durch die 12 km breite Straße von Bonifacio getrennt, und wie jenes ist auch Sardinien durchaus ein Bergland. Ehedem besaß die Insel thätige Vulkane, sie lagen vorwiegend am Westrand (Monte Ferru (1050 m); heute sind sie aber ganz erloschen. Das sardische Gebirge bildet nirgends fortlaufende Ketten; es ist ein wirkliches Chaos, im Osten wenig erforscht, dessen höchste Erhebung der 1793 m hohe Gennargentu ist. Den Südwesten der Insel nimmt das Campidono ein, eine äußerst fruchtbare Ebene, aber sehr berüchtigt durch ihre böse Luft, hier Intemperie genannt.

Der italischen Westküste entlang treffen wir mehrere kleine Inselgruppen. Die nördlichste, die etrurische Gruppe mit Capraria, kann als Ueberrest des Isthmus betrachtet werden, der ehemals Corsica mit dem Festlande verband; weiter südlich folgt das eisenreiche Elba; dem Golfe von Gaëta gegenüber die Pontinischen Inseln, von denen jetzt nur noch die größte bewohnt ist; bei Neapel Capri und Ischia, die letztere lange Schauplatz vulkanischer Thätigkeit, die aber seit 1301 erloschen ist.

Wo eine hohe Sommerwärme und eine reiche Bewässerung zusammentreffen, entwickelt der Boden Italiens eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Dies gilt insbesondere von der Lombardei. Diese von der Natur durch reichliche Bewässerung so begünstigte Ebene ist nun durch die Kunst zu einem großen Gartenbezirk gemacht worden, indem man durch Kanäle, die zum Theil auch schiffbar sind, das belebende Element überall vertheilt. In kleinerem Maßstabe finden wir dasselbe Bild in der vom Volturno bewässerten campanischen Ebene. Sie war schon im Alterthum als der Garten Italiens, das Paradies von Europa bekannt. Neben diesen blühenden Theilen finden sich aber weit ausgedehnte Strecken, wo der Anbau ganz vernachlässigt ist; namentlich in Sicilien, dieser Kornkammer der alten Römer, und Sardinien. Italien gehört zu den Ländern mit Getreideimport. Ungünstig ist das Bild der Waldkultur. Die Ausrottung der Wälder hat einen so großen Umfang angenommen, daß Baumwuchs nur noch in den höheren Gebirgen zu finden ist. Ganz waldlos ist die Poebene und Sicilien; auch Sardinien wird bald von demselben Loose ereilt werden. Um so wichtiger ist die Kultur von fruchtbringenden Bäumen. Durch seine reichen Ernten an Südfrüchten und Kastanien übertrifft Italien sämmtliche Länder Europas; hinsichtlich der Olivenkultur und Oelerzeugung ist es überhaupt das erste Land der Welt, wie denn auch die Gehänge und Vorlande der Apenninen terrassenartig mit Wein bedeckt sind. Ganz außerordentlich hervorragend ist die Seidenproduktion, die ihren Hauptsitz in der Lombardei hat; sie liefert von der gesammten Seidenproduktion der Erde fast ein ganzes Drittel. An werthvollen Mineralien ist Italien im Ganzen arm; vor allem fehlen Steinkohlen in abbauwürdigen Flötzen fast ganz. Eisen in beträchtlichen Mengen liefert zur Zeit nur Elba, Toscana Kupfer, die Bergwerke von Iglesias in Sardinien Blei- und Zinkerze, Sicilien Schwefel und die 400 Gruben von Carrara den unübertroffenen weißen Marmor.

Die Gewerbthätigkeit der Italiener erreicht in einzelnen mehr der Kunstindustrie angehörenden Zweigen, wie dem venetianischen Glas, den Skulpturen aller Art, Thonwaaren eine hohe Stufe. Die Strohflechterei blüht besonders in Florenz und Umgebung, die Papierfabrikation am ligurischen Küstenstrich, der in dieser Beziehung zu den wichtigsten Produktionsgebieten Europas gehört. Trotz der guten geistigen Anlagen ist der Bildungsgrad des Volkes ein sehr niedriger. Nach offiziellen Angaben konnten im Jahre 1890 unter 100 Personen 63 weder schreiben noch lesen. Der Umstand, daß Italien zu den stark bevölkerten Ländern Europas gehört (186 Personen auf 1 qkm), hat eine jährlich steigende Auswanderung, namentlich in den nördlichen Landestheilen, hervorgerufen; dieselbe hat seit einigen

Jahren die Zahl von 100,000 bereits beträchtlich überschritten. Die meisten ziehen nach Frankreich, der Schweiz, Oesterreich-Ungarn, wo sie als fleißige, nüchterne Arbeiter geschätzt sind; für die übrigen ist Südamerika das Hauptziel.

Seit 1882 hat Italien als Kolonialmacht am Rothen Meere festen Fuß gefaßt. Im Jahre 1889 gerieth infolge eines mit Menelik abgeschlossenen Vertrags ganz Abessinien unter italienisches Protektorat.

## 23. Die Bevölkerung Italiens.

Bunt ist der Ursprung der heutigen Rasse der Italiener. Im fernen Alterthum wohnte im Süden der Halbinsel das Volk der Japyger, ein Glied des großen indogermanischen Stammes. Schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts v. Chr. kamen griechische Schaaren herüber, gründeten bei Pozzuoli Cumae, diese Mutterstadt von Neapolis, und entsendeten von hier ihre Kolonien nach dem Süden und nach Sicilien. Die Mitte der Halbinsel nahmen die eigentlichen Italer ein, und zwar saßen in der Ebene die latinischen, in den Gebirgen die umbrischen und sabellischen Stämme. Weiter nördlich hatten die Etrusker ihr Heim. Ganz sicher ist dieses Volk mit dem italischen in keiner Verwandtschaft; schon Dionys von Halicarnaß bezeichnet dasselbe als „einen sehr alten Stamm, welcher keinem andern weder in Sprache noch in Sitte gleich ist." Noch heute bedeckt ein Dunkel den Ursprung dieses Volkes. Die Etrusker breiteten sich in der Po-Ebene, später im heutigen Toscana aus. Auf dem schmalen Gebirgskamm um den Busen von Genua wohnten die Ligurer, ein Volk iberischer Verwandtschaft; sie gingen verloren unter den Galliern, welche um 400 v. Chr. von Nordwesten her bis zur östlichen Meeresküste vordrangen. Alle diese Völker wurden von den Latinern Roms noch vor dem zweiten punischen Kriege unterworfen und der lateinische Dialekt durch die Weltstellung Roms über ganz Italien, ja weit über die Grenzen desselben verbreitet. Mit der Völkerwanderung flutheten neue Schaaren ins Land, die Heruler, Ostgothen, dann die Langobarden, die seit dem 7. Jahrhundert ihre Herrschaft fast über die ganze Halbinsel ausdehnten. Im 11. Jahrhundert folgten in Süditalien und Sicilien die Normannen, lauter germanische Stämme, die aber auf italischem Boden ihre Nationalität und Sprache einbüßten.

Während des ganzen Mittelalters war das Lateinische die Sprache der Gelehrten und Gebildeten; nebstdem aber entwickelte sich aus der römischen Volkssprache, der sogenannten Lingua rustica romana, welche in den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches sich mehr und mehr von der Redeweise der Gebildeten entfernte, eine neue Sprache, die nach den verschiedenen Gegenden Italiens in eine große Zahl mehr oder weniger verschiedener Mundarten sich theilte. Unter diesen Dialekten gewann durch die großen Dichter des 14. Jahrhunderts, Dante und Petrarca, das Toscanische das Übergewicht und wurde die Schriftsprache Italiens, die seit den Zeiten Dantes keine wesentliche Aenderung erfahren hat.

Noch bunter gestaltet sich der Ursprung der Bevölkerung auf den beiden großen Inseln. In Sicilien bildeten die Sikeler und Sikaner die Urbevölkerung, die ersten im Osten, die letzteren im Westen. Beide waren Völker italischer Abstammung. Dann kamen Griechen, Phöniker, Karthager, nach dem zweiten punischen Kriege (241) Römer, in den letzten Jahren des Bestehens des weströmischen Reiches Vandalen, Ostgothen, 827 Araber, im 11. Jahrhundert Normannen. Dieselben



**Römerin.***)

*) Nach einer Photographie im Verlag von Braun, Clement & Cie., Paris.

Völker finden wir auch in Sardinien, dessen Urbewohner die Sarden waren. Die Herkunft dieses Volkes liegt völlig im Dunkel; Nissen meint, sie seien aus Afrika eingewandert.

Das sind nun die Elemente, aus deren Vermischung die heutige Bevölkerung Italiens hervorgegangen ist. — Körperlich ist der Italiener von mittlerer Größe, aber kräftigen, stämmigen Wuchses. Herkulische Gestalten sind die Abruzzenhirten, wettertrotzige Männer, schön, stark, unwissend, aber unendlich gutmüthig. Die Hautfarbe sticht ins Gelbe, im Süden ins Bräunliche; in der römischen Campagna trifft man auffallend viele Leute mit blonden Haaren und blauen Augen. Der schönste Menschentypus der apenninischen Halbinsel ist der Römer. In seinem Aeußeren, in den Bewegungen, im Gange, in den Geberden bewahrt er einen so hohen Ausdruck, eine so stolze Sicherheit, wie kein anderes Volk. Kräftig und untersetzt ist sein Körper, fest gerundet das Haupt, die Augen sind schwarz, das Haar schwarz, die Haut leicht gebräunt, Hände und Füße klein und fein. Sein Blick ist lebhaft und feurig, durchdringend wie sein Wort, das er mit anmuthiger Leichtigkeit beherrscht. Dasselbe Bild zeigen die römischen Frauen. In der Römerin tritt uns das ganze große, selbstbewußte Weib mit Ernst und Hoheit entgegen. Ihre Schönheit ist durch die ganze Welt bekannt und hat ihresgleichen nicht im übrigen Italien. Lieblich mögen die Mailänderinnen sein, anmuthig die Venetianerinnen, reizend die Frauen von Florenz und lebhaft die von Neapel — die antike, ruhige, leidenschaftslose Schönheit des römischen Weibes und dessen hohen Sinn besitzen sie nicht.

In der Kleidung des Volkes herrschen die hellen Farben vor, und im Allgemeinen ist sie recht malerisch. Die Männer von Alatri, einem Städtchen des Sabinergebirges, tragen rothe Weste, kurze schwarze Beinkleider und einen mit vielen künstlichen Blumen und bunten Bändern geschmückten Hut; die Frauen haben blaue oder rothe Röcke, schwarze Mieder mit breiten, schleifenbesetzten Achselbändern, gegen welche die stets sauberen Hemdärmel angenehm absetzen. Die Frauen in Nettuno am lateinischen Meere tragen sich in folgender Weise. Ein gold- oder silberstreifiges Tuch liegt auf dem Kopfe in Form eines steifen, nach innen gebogenen Deckels, welcher über das Profil des Kopfes weit vorragt. Ein langes, dunkelrothes Kleid von Seide oder Sammet, mit breiten Silber- oder Goldborten gestickt, fließt feierlich herab; darüber sitzt ein Jäckchen von demselben Roth. Blitzender Schmuck von goldenen Ringen, Ohrgehängen, Korallen und Armbändern vollendet den schönsten Anzug. Welchen Kontrast bildet hierzu die äußere Erscheinung der Ciociaren in den südlichen Abhängen der Abruzzen! Ein primitiveres Schuhwerk als das eines Ciociaren läßt sich nicht erfinden. Der Schuh wird einfach aus einem viereckigen Stück der Esels- oder Pferdehaut hergestellt. Man bohrt Löcher in dieselbe, zieht einen Bindfaden durch und umschnallt mit diesem Pergament den Fuß so, daß die Sandale nach der Fußspitze sich formt. Das Bein wird bis zum Knie herauf mit grober Leinwand fest umwickelt und mit vielfachen Fäden umschnürt. Die Weste ist brennendroth, der schwarze Filzhut spitzig, mit Federn, Schleifen oder Blumen geschmückt. Das Haar wird am Hinterkopf kurz geschoren, hängt aber an den Schläfen in langen Büscheln herab. Noch einen grauen, zerlumpten Regenmantel oder ein weißes oder schwarzes Schaffell über der Schulter — und da haben wir den Ciociaren fertig. Aehnlich kleiden sich die Abruzzenhirten.

Auffallend erscheint, daß bei der allgemein vorherrschenden Sauberkeit im Anzuge doch Unreinlichkeit in den Wohnungen und in den häuslichen Umgebungen sich zeigt. Es ist Regel fast für alle italienischen Ortschaften, daß sie von Schmutz förmlich starren. Küchenabfälle werden zu den Fenstern, der Kehricht zu den Hausthüren hinausgeworfen und erzeugen an heißen Sommertagen eine verpestete Luft. Die Wohnungen des Volkes sind durchgehends elend. Aus ungebrannten Ziegeln oder aus dem Kalkstein der Apenninen erbaute niedrige Häuser, mit wenig Licht und Luft, schwarz von Ruß, da in Abwesenheit eines Schornsteines der

Rauch bei Thür und Fenstern ins Freie dringen muß, finden wir durch die ganze Halbinsel bis nach Sardinien hinüber. Ja, in der Campagna Roms giebt es Wohnungen, die eines civilisirten Volkes sicher unwürdig sind. Was aus der Ferne als Wohnung erscheint, ist in der Nähe ein antiker oder mittelalterlicher Rest, ein Stück Festungsmauer, in welche der Mensch seine Herberge geflickt. Hunderte wohnen hier in niedrigen, feuchten Höhlen des braunrothen Tuffsteins, deren Wände vom Rauche des immer brennenden Feuers geschwärzt, ein freudloses Dasein umschließen. Hier stehen die rauhgezimmerten Betten, mit Fellen bedeckt; von sonstigen Hausgeräthen enthalten diese Höhlen nichts als eine Flinte, Ackerzeug und Milchgeschirr.

Diese Wohnungsverhältnisse stehen im Zusammenhang mit der großen Armuth des italienischen Volkes. Es giebt kaum ein Land, wo das öffentliche Elend, der Pauperismus, schrecklicher und verbreiteter wäre, als im sonnigen Italien. Das Volk besitzt hier fast gar kein Eigenthum. Der Bauer ist nur Meier, Pächter oder bloß Arbeiter des Bodens, den er bebaut; alles Land gehört reichen und vornehmen Gutsherren. Und wenn auch der Bauer ein geringes Stückchen Land sein Eigenthum nennen darf, so wird er bei dem geringsten Unglück, bei Mißernten ein Opfer des unbeschränkten Wuchers. Borgt er Geld oder Getreide, so erdrücken ihn die Prozente; der habgierige Reiche wartet auf den Augenblick der Noth, um dem kleinen Besitzer sein Landeigenthum um einen Spottpreis zu entreißen. Daher finden wir, daß der Standeshaß der Bauern gegen die Signori nirgends mehr als hier ausgebildet ist. Nach den offiziellen Angaben des statistischen Amtes in Rom, 1890, werden 1700 Ortschaften gezählt, in welchen nur an Festtagen Brot gegessen wird; in 4965 Gemeinden wird infolge der Armuth nie ein Fleisch genossen. Es ist ein Glück für den Italiener, daß er geringe materielle Bedürfnisse hat. Die klimatischen Verhältnisse reizen nicht zu übermäßigen Genüssen von Speise und Trank, und so ist der Italiener von Natur aus genügsam, mäßig und sparsam. Sitzen die Leute im Wirthshaus beisammen, da klirren die Gläser, es ist ein Höllenlärm, sie streiten und singen; aber nur der Lärm ist groß, nicht der Konsum. Drei Italiener, die eine Flasche Wein vertilgen, machen mehr Spektakel, als dreißig Deutsche, die Gambrinus einen Eimer opfern. Trunkenheit ist in den meisten Gegenden Italiens eine Seltenheit.

Der Italiener ist von Natur aus ein logischer Kopf, ein gewandter Dialektiker, ein geborener Advokat und Redemeister; er kennt die Sentimentalität nicht und wird in allem vom praktischen Triebe geführt. Als kluger, praktischer Mensch spekulirt er überall auf Gewinn; denn er weiß, daß Geld eine Sache ist, womit sich vieles erreichen läßt. Er nimmt es in Handel und Wandel nicht sehr genau und betrachtet einen dummen Menschen als eine Gelegenheit, die man nicht unbenützt vorübergehen lassen dürfe. So demüthig das schlaue Volk thut, wenn es gilt, einen Vortheil zu erlangen, so geistig frei tritt es sonst auf. Nirgends gilt der Stand und Rang weniger, als hier; der Italiener erkennt im Vornehmen keine höhere geistige Befähigung an, sondern nur ein Mehr oder Weniger von Geldmitteln. Witzig wie der Franzose, humoristisch wie der Engländer ist der Italiener durchaus nicht. Aber er besitzt Natürlichkeit und Genialität, Gewandtheit in Wort und That, Lebhaftigkeit und Anmuth in seinem Benehmen. Mit ausgezeichneten Verstandeskräften begabt, wendet er dieselben doch selten nachhaltig einem bestimmten Ziele zu, und die zähe Beharrlichkeit, mit der die nördlichen Völker arbeiten, ist ihm im Allgemeinen fremd. Alles thut der Italiener rasch und mit Leichtigkeit; wo wir in ernstem Schweigen verharren, schwätzt und lacht er; wo wir seufzen und klagen, singt er; was uns schwer wird, unternimmt er gar nicht, und das dolce far niente macht seine irdische Glückseligkeit aus.

Im Umgange ist der Italiener stets anständig. „Auffallend war mir," sagt Gregorovius, „die fast an den Orient erinnernde Zurückhaltung beider Geschlechter von einander. Es gilt in der Campagna der Grundsatz:

Männer haben mit Männern, Frauen mit Frauen zu verkehren. Man findet es lächerlich, wenn der Ehemann seine Frau am Arm führt, und das Mädchen hält ihren Ruf für gefährdet, wenn sie von einem jungen Mann auf öffentlicher Straße angesprochen, oder gar von ihm des Weges begleitet wird." Dem Fremden gegenüber ist der Italiener immer aufmerksam und gefällig. Tritt jener in ein Wirthshaus ein, wo eine hoch lustige Gesellschaft beisammensitzt, so wird er stets höflich und rücksichtsvoll empfangen; man schafft ihm Platz und vermeidet alles, was ihn verletzen könnte; man zeigt eine ehrliche und freudige Ueberraschung, wenn er im Stande ist, geläufig mitzusprechen. Ja, selbst die Gastfreundschaft ist dem Italiener nicht unbekannt, und zwar verdient in dieser Beziehung der Sarde das höchste Lob. Er übt diese Tugend so liebevoll und in einer so natürlichen Weise aus, daß er durch dieselbe eine Pflicht zu erfüllen scheint. Der Reisende darf mit ganzer Zuversicht in das erste beste sardische Haus eintreten, man wird ihn mit größter Herzlichkeit empfangen und ihm alles zur Verfügung stellen, was das bescheidene Haus nur bieten kann.



Italienischer Fischer.

Der heitere Himmel, die wonnige Luft treibt den Italiener in die Oeffentlichkeit hinaus; zwischen den Mauern seiner Behausung fühlt er sich unwohl, es langweilt ihn. Die Freuden nordländischer Theestunden kennt man hier gar nicht; und wenn die Leute einmal zwischen ihren Wänden eine „conversazione" geben, so sitzen sie steif gefroren und bleiern neben einander, machen einige ungeschickte Reverenzen, und am Ende geht man desperat vor langer Weile davon. Der wahre Schauplatz italienischer Eigenthümlichkeit sind die Straßen, Märkte, der Corso, das Theater; da tummeln sich Vornehme und Geringe mit nie versiegender Lebendigkeit umher. Der Italiener sucht den Verkehr mit Vielen; die Einsamkeit des Gedankens und des Lebens ist ihm zuwider; allen bietet er seinen Rath und seine Hilfe an, spricht, schreit, figurirt beständig und „spielt eine Komödie, bei welcher er ganz mit Leib und Seele interessirt ist und die auch anderen nothwendig Theilnahme abnöthigt." Am bewegtesten ist das Bild, welches uns die Märkte bieten. Eine fieberhafte Thätigkeit herrscht überall; alles wandelt und handelt, und je kleiner die Summe, um so größer der Lärm.

Unter dem Käufer und Verkäufer entwickelt sich ein Dialog, aber nicht mehr aus Worten bestehend, sondern eine Fülle von Tönen und Geberden, die keine Bühne besser spielen kann. Beide brüllen sich entgegen, als wenn sie mit Klingen auf einander hieben, bis der Verkäufer plötzlich ruft: „Va bene!“ und seine Waare dem andern in die Hände wirft. Zu den bekanntesten Straßencharakteren der italienischen Städte gehören die Bettler. Es giebt keine Aussichtslosigkeit für die italienischen Bettler; alle Mittel werden versucht, um Mitleid zu erregen, und diese Versuche steigern sich auf der einen Seite zur höchsten Leidenschaftlichkeit, auf der andern zu sprachloser Dumpfheit. Oft werden Kinder gemiethet, die Augen der Blinden sind verpicht, die Verstümmelung künstlich nachgemacht. Eine schlaue, zudringliche Sippe, die es besonders auf die Fremden abgesehen hat.



Obstverkäufer.

Unbeschreiblich ist der Hang des Italieners zu öffentlichen Erholungen und Belustigungen aller Art. Selbst der tief ernste, stolze Römer, welcher, in seinen traditionellen Mantel gehüllt, den Provinzler stets mit der Würde und Ueberlegenheit eines angeborenen Herrn behandelt, wird zuweilen vom Fieber der öffentlichen Genüsse befallen. Nicht wie bei uns zu Lande beschenkt sich hier in Rom die Welt am Christabend, sondern am Tage, da die heiligen drei Könige dem Christkinde die Bescherung brachten. Dieser Begebenheit zu Ehren wird mit dem 6. Januar hinter dem Pantheon (am San' Eustachio) ein Riesenmarkt eröffnet. Mehrere Straßen hindurch giebt es nichts als Ausstellungen von Spielwaaren jeder Art, welche oft auf das Sinnreichste zusammengestellt sind. Nun wogt durch die Straßen eine Fluth von Menschen; man trommelt auf kleinen Trommeln, man bläst auf Muschelhörnern, man kreischt mit Schnarren und besonders wird auf kleinen Pfeifen gepfiffen, welche die Form von Springmännchen, Hündchen, Vögeln haben. Es ist ein dämonischer Lärm. Er steckt an; alles pfeift und kreischt, und selbst mancher feingekleidete Herr widersteht nun dem Drange nicht länger und setzt auch die Pfeife an den Mund. Und wem ist der römische Karneval nicht bekannt, wo Tausende und aber Tausende in bunten Trachten, unter fröhlichem Jubeln, Jauchzen und Lachen, mit kleinen Lichtern in der Hand durch die Straßen ziehen, einander mit Gipskügelchen, Sträußchen, Bonbons und

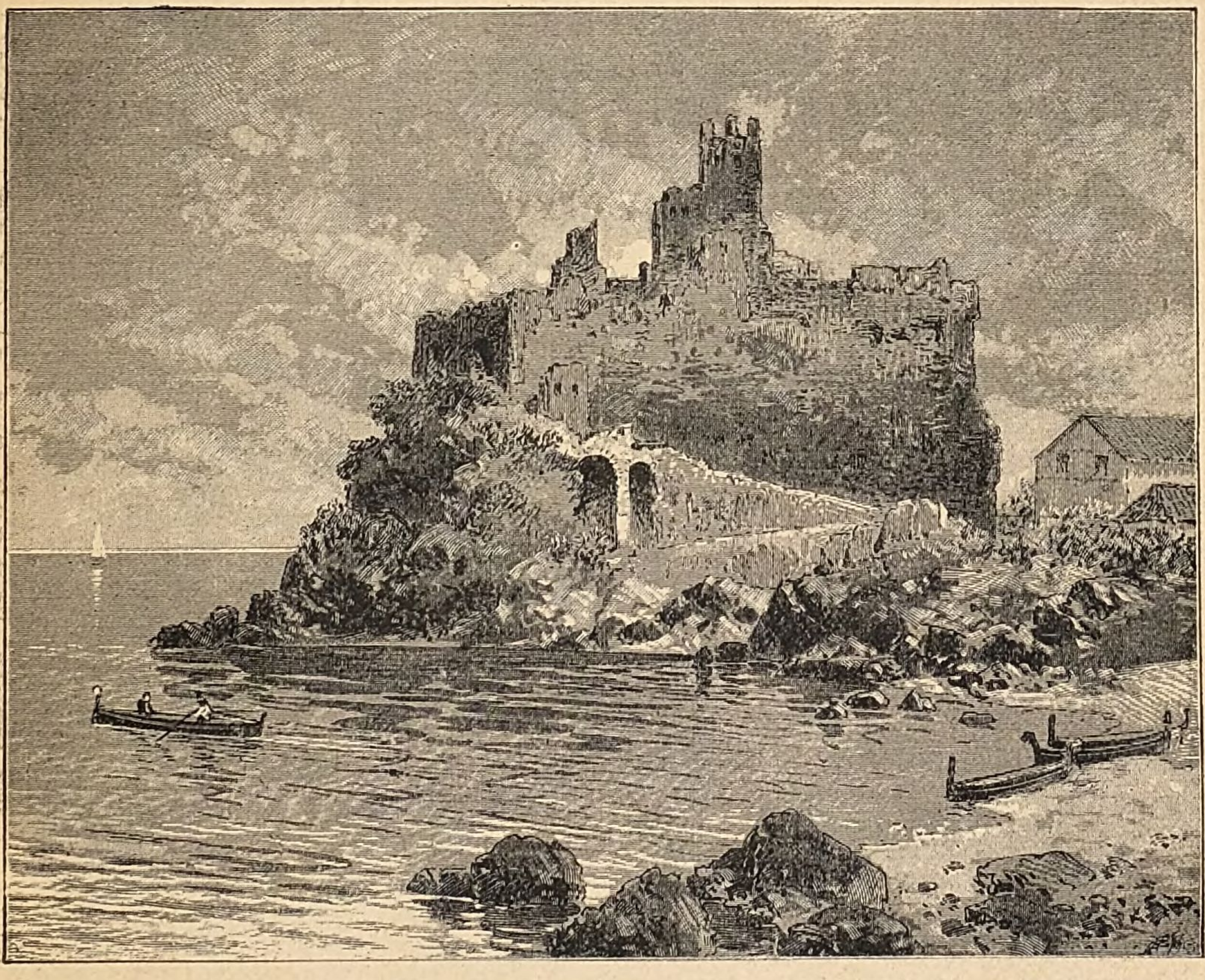


Begräbniß in Oberitalien.

anderem Naschwerk bewerfen — wahrlich die heiterste und anmuthigste Neckerei, wobei nirgends eine Roheit oder Unfeinheit begangen wird.

Was der Römer nur zu gewissen Zeiten thut, das macht der Neapolitaner immer. Es ist ein sorglos glückliches Volk. Man merkt hier keine Verstimmung, man sieht nirgends ein düsteres, nachdenkendes Antlitz. Tausend es streiten sich zwei spielende Kinder, und sofort bildet sich ein bis auf Hunderte anwachsender Kreis von Neugierigen. Ebenso werden bunte Lichter, schöne Gesichter, reiche Kleider angestaunt. Die in der Kehle schlummernde Stimme muß heraus; der Neapolitaner macht seiner Entzückung mit lauter Stimme Luft.

Von den Griechen gegründet, blieb Neapel in seinen Sitten eine „halbgriechische Stadt“.



**Aus Sizilien.**

Barken tummeln sich im Hafen, tausend Karossen jagen über die Straßen, auf den Märkten wimmelt es von Austern- und Maccaroniessern, auf dem Molo geigt und harft es nach Herzenslust. Ueberall ein fröhliches, friedliches Treiben. Ein innerliches, ein Gemüthsleben, wie es germanische Völker kennen, geht dem Neapolitaner gänzlich ab. Alles was außer ihm liegt, interessirt ihn, und dieses Interesse ist bei dem Volk eine unzähmbare Neugierde geworden. Es zanken sich zwei beim Handel; Spielen die Kinder, so spielen sie noch wie vor zwei-, dreitausend Jahren das Fünfsteinspiel der Griechen. Sie werfen fünf Steinchen gleichzeitig in die Höhe und fangen dieselben mit der äußeren Handfläche auf. Von den Griechen, den hohen Meistern mimischer Tänze, lernte der Neapolitaner seine ausdrucksvolle Tarantella, und die Instrumente, die dabei erklingen, sind griechischen Ursprungs: die aus Schilfrohr gebildete Syrinx, der aus Lorbeerholz gefertigte Aulos und die Querflöte, die Castag-

netten, das rasselnde Tympanon. Griechische Heiterkeit und Frohsinn bemächtigt sich der Gemüther. Die Sorge für den kommenden Tag kümmert niemand, „göttlicher Leichtsinn" beherrscht die Geister. Und dieser Leichtsinn geht so weit, daß man für eine frohe Stunde gern seine nöthige Habe verkauft und wäre es das geliebte Bett.

„Dieser Leichtsinn," sagt Kaden, „erreicht seine höchste Stufe im Geschlechte der Lazzaroni. Der Lazzarone ist ein echter Cyniker. Seine Kleidung ist ein nie zu wechselndes Hemd, eine kurze Hose, die ein Ledergurt zusammenfaßt, und eine wollene, vor Jahren rothe Mütze. Er lebt von Brot und Wein, von Luft und Sonnenschein; er lacht der menschlichen Gesellschaft, an welche ihn weder Bande des Blutes, noch der Sitte knüpfen. Seine Residenz schlägt er auf, wo es ihm gefällt; ewig hat er Lieder und Sentenzen auf den Lippen. Meist bleibt er unverheirathet; denn heirathet er, so muß er einen bestimmten Beruf ergreifen. Dieser Beruf ist in allen Fällen der des Lastträgers, der am Markte steht, wartend, bis man ihn um einen Groschen dinge. Die Kinder des also geregelten Lazzarones kehren entweder in den Urzustand zurück oder steigen eine Stufe höher und werden Stalljungen oder Laufburschen. Aussterben wird jedoch die Kaste der Lazzaroni nie; die Sonne, die freundliche Luft des Südens erzeugt sie fortwährend, brütet ewig neue aus."

Ueberall, auf jedem Schritt und Tritt, begegnet man dem offenen, lärmenden, genußsüchtigen Wesen des Italieners. Hier unterhalten sich einige mit dem Münzenwerfen; dort spielen andere die Boccia, wobei der Spielende mit einer Kugel nach einer kleineren Kugel wirft. Am erregtesten aber ist das über ganz Italien verbreitete Moraspiel. Die Stellung der Moraspieler erinnert an Streiter, die sich kampfbegierig gegenübergetreten sind; die Augen flammen, die Hände zittern, Stimme und Geberden sprechen von höchster Leidenschaft und aus voller Kehle rufen beide Spieler: „Cinque, sei, quattro, nove!" aus. Das Wesen des Spieles besteht darin, daß ein jeder Spieler bestrebt ist, die Anzahl der ihm zugestreckten Finger zu errathen.

Allen ist bekannt die hohe Begabung der Italiener für Gesang; Italien ist das gesangreichste Land, das Heim der Tonkünstler. Verbunden mit dieser Fähigkeit ist der Sinn für Dichtkunst, der überall so vorherrscht, daß selbst dem gemeinen Manne die Kunst zum Improvisiren gegeben ist. Unter allen aber gebührt in dieser Beziehung die Palme den Sicilianern. Wenn sie beim Wein sitzen, sprudelt ihre Lust leicht in Reimen über; bei ihren Festen, zumal bei den Jahresmessen in den einzelnen Orten, fehlen nie die Volkspoeten. Diese kommen unter einem schattigen Baum oder in einer Schenke zusammen und beginnen dann im Kreise der andächtig lauschenden Zuhörer ihren Wettgesang, daß man wähnen möchte, dem Sängerkrieg auf der Wartburg beizuwohnen. Sehr merkwürdig ist die Dichtergenossenschaft der blinden Bettler in Palermo. In ganz Sicilien treiben die Blinden die Kunst der Musik und des Gesanges; die vielen Kapellen, worin Heiligenbilder verehrt werden, das Weihnachtsfest, die Charwoche, Hochzeiten, Karneval, alle diese Gelegenheiten geben ihnen vollauf zu thun. Und wenn man den Ernst und die Begierde sieht, mit welcher das Volk solchen Improvisationen zuhört, darf man sich nicht mehr wundern, daß die Insel von zahllosen Volksliedern wie von Grillengesang wiederklingt.

Aber nicht immer ist es so heiter unter dem freundlichen Himmel Italiens. Auch düstere Leidenschaften und heilloses Treiben niedriger Bösewichte findet man hier. Die M a f i a in Sicilien, die C a m o r r a im Neapolitanischen, die S q u a d r a c c i a in Bologna, die C o c c a in Turin, diese furchtbaren Genossenschaften des Betrugs und der Erpressung, breiten noch heute ihre unzerreißbaren Gewebe in diesem Halbinsellande aus. Die Mafia und Camorra ist eigentlich keine geschlossene Gesellschaft mit bestimmten Statuten und anerkannten Häuptern, aber dennoch eine rohe Solidarität jener Individuen fast aller Gesellschaftsklassen, welche durch Täuschung, Furcht und Gewalt zum



Frauentrachten auf Sizilien.

Nachtheil des allgemeinen Wohles ihren Unterhalt zu erringen suchen. Sie sind geschworene Feinde des Staates, obschon sie oft seine bezahlten Diener sind. Alle begegnen sich im gemeinsamen Streben, die Autorität der Gesetze zu schwächen; die Macht des Staates zu brechen. Hierzu kommt noch das Brigantaggio. Bis in die Gegenwart herein bildete das Brigantenthum eine Macht in Italien. Der Hirt, dem die Seuche seine Heerde nimmt, der Ackerbauer, dem der sengende Sonnenstrahl im steilen Gebirge den Mais verbrennt, wirft mit einem wilden Fluche den Hirtenstab oder die Hacke in die nächste beste Schlucht, hebt die Flinte vom Nagel, erschießt die Seinigen, um sie nicht dem Elend und der Verfolgung preiszugeben, und „geht in die Berge", d. h. wird Räuber. Als Joachim Murat 1809 gegen die Räuber die strengsten Gesetze erließ, stellten die Gerichte nicht weniger als 30,000 Fälle des Mordes und Raubes fest. Nun scheint das Brigantenthum schon erloschen zu sein; der letzte Räuberhäuptling Manzi, der den ganzen Süden mehrere Jahre hindurch in Schrecken hielt, wurde 1872 in Neapel auf öffentlicher Straße niedergeschossen.

Leidenschaftlich, heftig und erregt, wie der Italiener ist, greift er leicht zum Messer, insbesondere in Sardinien, wo, wie auf der Schwesterinsel Corsica, die „Vendetta" zu den sozialen Sitten gehört. Ist die Ehre des Sarden oder die seiner Familie angetastet, so wird er nie beim Gericht sein gutes Recht suchen; er nimmt seinen Dolch oder seine Flinte und verschafft sich selbst Genugthuung. Nach seiner Ueberzeugung vermag bloß die Vendetta die erlittene Beleidigung zu sühnen. Weder die Mühseligkeiten des Lebens, die der Mörder als Geächteter in den Gebirgen ertragen muß, noch die ihn bedrohende Strafe, wenn er ereilt wird, konnten dieses Uebel ausrotten. Die Vendetta besteht noch immer, obwohl, wie man versichert, in geringerem Maße.

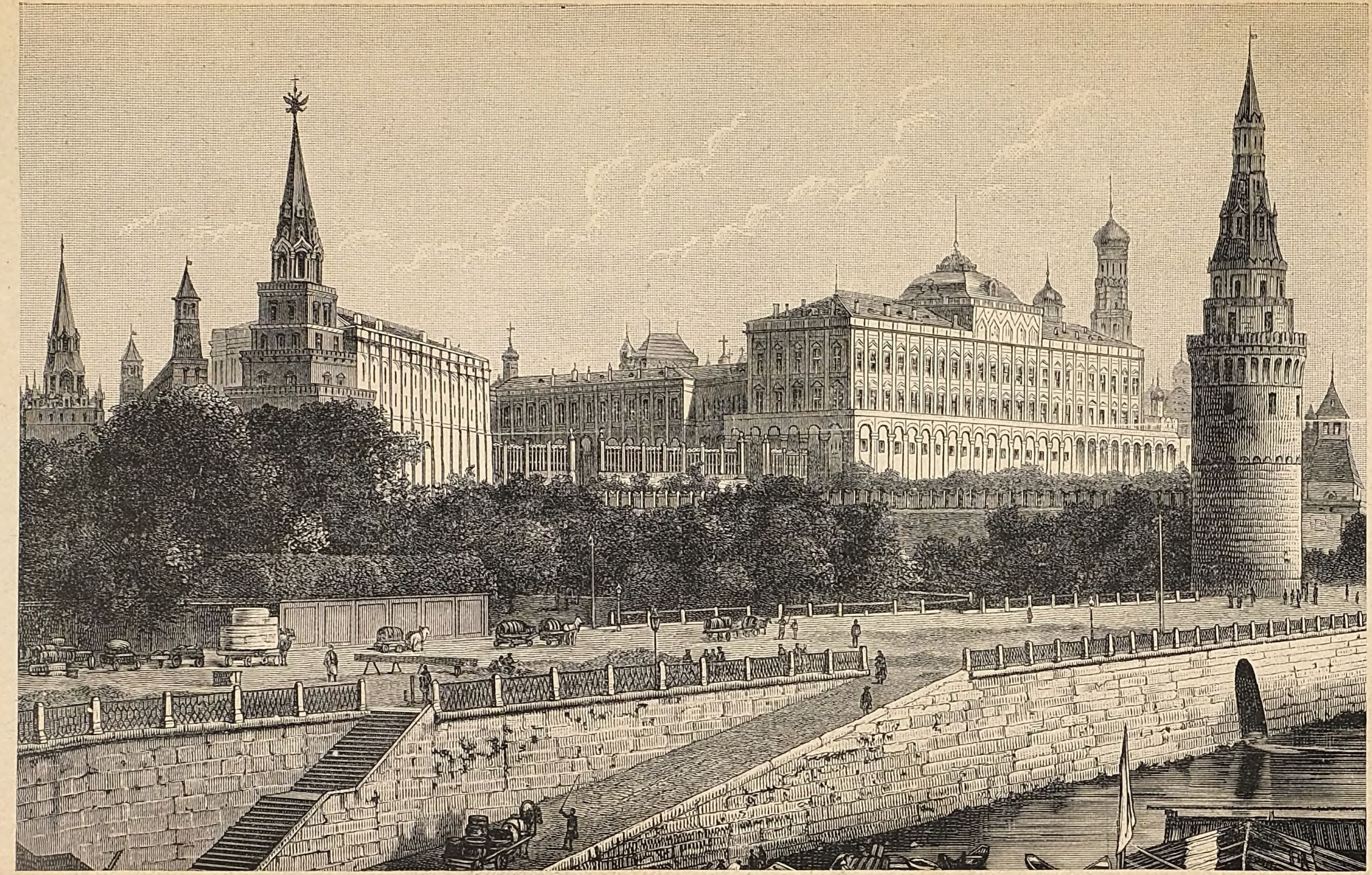
Den Mittelpunkt des italienischen Volkslebens bildet die Religion und zwar der Katholizismus, dem 98 % der Gesammtbevölkerung angehören. Wohl ist nicht zu leugnen, daß bei den höheren Ständen der Unglaube allgemeiner verbreitet ist, als in irgend einem anderen Lande, aber das Volk ist streng in der Ausübung seiner religiösen Gebräuche und kirchlichen Vorschriften, und sein ganzes Leben, selbst seine Belustigungen sind durch enge Bande mit dem Katholizismus verknüpft. Wohlthätige Anstalten und Stiftungen gab es vielleicht nirgends mehr als in Italien; allgemein trachtete man, das Leiden des Bedürftigen zu mildern. Nun hat der Staat die milden Stiftungen in Beschlag genommen. Zahlreich sind überall die religiösen Vereine, Confraternità, unter denen die Leichenvereine, zumal in Neapel und Florenz, die auffallendsten sind, deren Mitglieder dort in weißer, hier in schwarzer Kutte, das Gesicht mit einer Kapuze verhüllt, den Toten zur ewigen Ruhe begleiten.

Die kirchlichen Feste werden mit allem möglichen Aufwand gefeiert. Hier wollen wir insbesondere der mittelalterlichen Mysterien gedenken, die noch gegenwärtig überall in vollster Blüthe stehen. Der große und allgemeine Sinn der Italiener für jederlei scenische Darstellung oder Gruppirung hat sich der Religion zugewendet, und es giebt kaum ein Fest, wo man ihn nicht gewahrte. In den Abruzzen errichtet man am Feste Corpus Domini überall kleine Bühnen. Da sieht man das Opfer Abrahams. Zu anderen Zeiten werden die Geburt Christi, die Passion, das letzte Abendmahl, die Leidensgeschichte irgend eines Heiligen dargestellt. Vorstellungen von biblischen Scenen, Legenden sieht man selbst in Rom in vielen Kirchen. Interessant ist es zu sehen, wie sehr beliebt bei dem Volke solche heiligen Schauspiele sind; sie gehen ihm über das weltliche Theater. Wohl giebt es auch Sitten, welche uns Leuten von kühlerer Denkungsart wenigstens absonderlich erscheinen. Dergleichen ist die Kinderpredigt zu Rom in der Weihnachtswoche. In einer Kapelle der Kirche Ara Coeli ist die Grotte von Bethlehem und die Verehrung der heiligen drei Könige auf das Zierlichste dargestellt. Der Grotte gegenüber steht ein Predigtpult, auf welches Kinder im Alter von sechs bis zu zehn Jahren steigen,

eins nach dem andern, jedes etwa fünf Minuten predigend. Und das geht etwa zwei Stunden vor einigen tausend Menschen so fort. Keines der Kinder wird im mindesten verlegen; im Gegentheil sprechen sie mit einem Sicherheitsgefühl, mit theatralischen Geberden, daß es wirklich staunenswerth ist. In Roccacasale in den Abruzzen wird die Christmette unter entsetzlichem Pfeifen in der Kirche gefeiert. Das ist aber kein Spott, was wir hören, das sind Freudenpfiffe, die an die Flöten der Hirten erinnern sollen, die in jener ersten Weihnacht vom Felde hereinkamen, zu sehen, was geschehen war. In Spaccaforno, einem Städtchen in der Provinz Siracusa, hat sich das Unwesen der mittelalterlichen Flagellanten bis in die Gegenwart erhalten. Am Gründonnerstag entkleiden sich die Leute bis auf den Gürtel und machen auf das entsetzlichste und kratzen die so entstandenen Wunden mit Glasscherben, um den Schmerz zu erhöhen.

Die niedrige Kulturstufe, welche das Volk im Allgemeinen einnimmt, macht es begreiflich, daß Aberglaube und was mit diesem verbunden zu sein pflegt, überall angetroffen wird. Groß ist die Macht der Hexen, sie haben Gewalt über die Toten, ziehen den Mond an, entfesseln Sturm und Gewitter, verbreiten Krankheiten, bewirken Unfrieden in der Familie. Ein unheimliches Gesindel sind die „Krämer"; sie wohnen in Höhlen, haben Schätze zu bewachen, sind spöttisch und tückisch. Die schlauen und gewandten „Buvitu" in Sicilien entsprechen unseren Zwergen. Augurien werden für verschiedene Zwecke beobachtet. Geht ein calabresisches Mädchen in die Campagna und sieht eine Eidechse aus der Hecke kommen, die bei ihrem Anblick wegaufwärts flieht, so ist das ein Zeichen, daß sie einen guten Mann haben wird. Wenn ein Mädchen von Rossano — ein verrufenes Räubernest — auf ihrem Weg zur Kirche einer Frau begegnet, die Brot backt, oder hört sie Lachen oder heitere Worte aus dem Munde Vorübergehender, so ist das für die Ehe ein gutes Augurium. Aus Eidechsen macht das Mädchen in Calabrien ein Pulver, bestreut damit den Jüngling, und das hält man für ein unfehlbares Liebeszwangsmittel. Noch trauriger sieht es in den abgelegenen Theilen Sardiniens aus. Hier wuchert noch das alte Heidenthum. Es giebt Orte, wo die Leute ein Menschenalter lang keine Messe hören. Da schließt das Haupt der Familie die Heirathen und Verträge unter den alten, heiligen Bäumen, wo auch Beschwörungen und allerhand abergläubische Gebräuche vorgenommen werden. Bei fallender Sucht bereitet man am Kirchhof ein Todtenopfer: es wird ein kreisförmiger Graben gezogen, da wirft man nachts Weihrauch und Salz und träufelt das Blut eines schwarzen Huhnes hinein, während unter allerhand Zeichen und Bekreuzungen Zauberworte gesprochen werden.

Nur noch eines. Die geistigen Verbrüderungen, eine Sitte der Südslaven, finden wir in einigen Gegenden Italiens wieder. In den Abruzzen gehen zwei Mädchen hinaus an die Quelle, entblößen den Arm und waschen und trocknen ihn gegenseitig ab und sind nun „Verwandte". Oder sie gehen dreimal um den Altar herum, küssen sich, ziehen ein Haar aus, verbergen es in einem Winkel der Kirche, sagen ein Hexensprüchlein dazu und sind wieder „Verwandte". „Sei meine Gevatterin," sagt in Calabrien der Knabe zum Mädchen. Willigt dieses ein, so nimmt der Knabe einen Kieselstein, beide spucken darauf, und der Knabe wirft ihn so weit als möglich fort, und beide rufen: „Unsere Freundschaft, die soll dauern, bis man diesen Stein findet!"



Kreml in Moskau.

# 24. Rußland.

Das heilige Reich der Czaren, eine absolute Monarchie, der größte, bevölkertste und unbekannteste Staat Europas, von uns nicht durch Entfernung, sondern durch Sprache, Sitte, Religion und Politik geschieden.*) Zwischen vier Meeren, Westeuropa und Asien gelegen umfaßt es mehr als die Hälfte unseres Kontinents und besitzt ein Areal (Polen, Finland, das Asowsche Meer inbegriffen, aber ohne Nowaja Semlja) von 5,335,748 qkm, mit 96,042,000 Einwohnern (Peterm. Ergänzh. 101, S. XII.) Mit Ausnahme der vier Meere, des nördlichen Eismeeres, der Ostsee, des Schwarzen- und Kaspischen Meeres ist Rußland von den benachbarten Staaten, Ländern und Gebieten fast nirgends durch scharfe Naturgrenzen geschieden; nicht von Rumänien, Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Schweden und Norwegen im Westen; nicht von Asien im Osten. Namentlich ist die Grenze ganz unsicher auf der östlichen Seite. Im Südosten wurde bald der Don, bald die Wolga, bald der Uralfluß, ja sogar die Niederung am Ob als Grenzscheide angegeben. Die wüstenartigen Steppen der Alten Welt erstrecken sich nach Europa herein durch die 350 km weite Pforte, welche zwischen dem Kaspischen Meer und dem Ural sich ausbreitet und lassen so die beiden Hälften des russischen Reiches als eine zusammenhängende geographische Einheit erscheinen.

Im Norden der kaspischen Steppen, vom 52° n. Br. bis zu den unwirthlichen Polargegenden zieht die 2600 km lange Kette des Ural. Aber auch dieses Gebirge bildet nur eine scheinbare Grenzmark zwischen Rußland und Asien. Der Ural ist nämlich kein eigentliches Kettengebirge. Am häufigsten stellt er ein bewaldetes Hügelland vor, ähnlich der Vogesen oder dem Jura. Seine centralen Theile sind so niedrig, daß das Auge vergebens um hohe Gipfel sucht. In diesen hohen Breiten, wo der Schnee sechs bis sieben Monate liegen bleibt, erreicht kein einziger seiner abgerundeten Kuppen die Grenzen des ewigen Schnees, und seine Mulden sind nirgends mit Gletschern bedeckt. Der Ural scheidet in Wirklichkeit weder die Klimate, noch die Thier- und Pflanzenwelt. Fast senkrecht nach dem Gleicher gerichtet, läßt er den Polarwinden auf beiden Flanken freien Lauf. Rußland ist auf beiden Abdachungen eins und dasselbe. Dasselbe eintönige und einförmige Flachland diesseits und jenseits; dieselbe Flora und Fauna. Man muß bis in das Herz von Sibirien, bis zum Baikalsee vordringen, um neue Natur, neue Pflanzen- und Thierwelt zu finden.

Die Gliederung der Meeresküsten, die Bodengestaltung und die Bewässerungsverhältnisse des großen östlichen Flachlandes haben wir in der Einleitung eingehend behandelt. (Siehe S. 4, 10, 18.) Um zu ergänzen, was wir dort berichteten, wollen wir Leroy Beaulieu folgend auf einige Charakterzüge hinweisen, welche dem russischen Boden eigen sind. Zwei wichtige Eigentümlichkeiten unterscheiden Westeuropa von den übrigen Theilen unserer Erde. Erstens die reiche Gliederung durch Meere und dann die Folge derselben, das milde Klima, wie es unter gleichen Breitegraden nirgends zu finden ist. Ganz verschieden gestalten sich diese Verhältnisse in Rußland. Verbunden in seiner größten Breite mit Asien, im Norden mit Eismeeren begrenzt, welche auf die Küstenentwicklung nur ungünstig wirken, ist Rußland der massigste und kontinentalste Theil Europas, mit scharfen klimatischen Gegensätzen der Jahreszeiten. Kein Theil des westlichen Europas besitzt unter ähnlichen Breiten so harte Winter und so heiße Sommer. Rußland ist ganz von nordischen und asiatischen Einflüssen abhängig. Der fast senkrecht nach dem Gleicher ziehende Ural, bildet, wie wir schon angegeben,

*) Siehe Karte Europa.

Platz: Völker der Erde V.

nur ein scheinbares Hemmniß; der flache Boden läßt Rußland allen atmosphärischen Strömungen offen; den heißen, trocknenden Luftzügen der asiatischen Steppen ebenso, wie den Stürmen des nordischen Polarkreises. Ein weiterer Unterschied besteht in der Menge der jährlichen Niederschläge. Die Weltlage Rußlands, seine Entfernung von dem Meere, die Abwesenheit der Gebirge, entrücken das weite Flachland zum größten Theil der Feuchtigkeit, welche uns der atlantische Ocean spendet und die Alpen bewahren. Die oceanischen Winde sind schon längst ihrer köstlichen Last beraubt, als sie Rußland erreichen. Je mehr von Westen nach Osten vorgeschritten, umsomehr nehmen die Niederschläge ab, daher im Südosten die trockenen, holzlosen Steppen.

Wenn wir die eisigen Tundren des Nordens mit den ausgebrannten Wüsteneien des kaspischen Meeres; ferner Lappland, wo das Renthier gedeiht, mit den südöstlichen Steppen, dem Heim des Kameels vergleichen, so sind wir durch diese großen Kontraste förmlich überrascht; und man möchte wähnen, das weite Land müßte mit einer großen Mannigfaltigkeit im Aufbau ausgestattet sein. Und doch ist es nicht so. Von den gigantischen Höhen des Kaukasus bis zum Eismeer hinauf, besitzt dieser größte Theil Europas eine geringere Mannigfaltigkeit, als manche Länder des Westens, deren Ausdehnung zehn-, zwölfmal kleiner ist. In Rußland herrscht die Einförmigkeit des flachen Landes. Der Westen ist mehr mild, mehr europäisch; der Osten mehr trocken, mehr asiatisch; der Norden ist mehr kalt, der Süden mehr heiß; da aber keine Gebirgswand vor den kalten nordischen Luftströmungen schützt, unterscheidet sich der Süden im Äußeren, in der Vegetation nicht so scharf vom Norden, wie das in Frankreich, in Spanien, in Italien zu bemerken ist.

Nebst dieser fundamentalen Einheit theilt die Natur selbst Rußland in mehrere Regionen, welche bezüglich ihrer Charaktere einander scharf entgegengestellt sind. Die Küstengebiete des Eismeeres umsäumen in einem 80 bis 100 km breiten Gürtel die Tundren. Es sind sumpfige Moore, die ein dichter Filz von Moosen und Flechten überzieht. Die Tundren thauen sogar im Sommer kaum 1 Fuß tief auf, so daß sie auch dann auf dem niemals schmelzenden Grundeise mit Schlitten befahren werden können. Der längere Aufenthalt von Menschen in diesen unwirthlichen Gebieten hängt von der Möglichkeit ab, Renthiere zu ernähren, diese aber wieder von dem Vorkommen des Renthiermooses. Wo das nicht mehr gedeiht, da erscheint der Mensch nur flüchtig, um als schweifender Jäger den Pelzthieren nachzustellen. Der ganze weite Rest des russischen Bodens kann in zwei fast gleiche Hälften, in eine bewaldete und eine waldlose Zone geschieden werden. Unter dem Einflusse des Atlantischen Oceans und des weit ins Land einschneidenden Weißen Meeres beginnt der Waldgürtel schon unter 65 oder 66° n. Br. und erstreckt sich am Weißen Meer bis unterhalb Moskau, ja im Westen bis in die Gegend von Kiew. Was hier nicht Moor, See oder Fluß ist, das beschattet ein unermäßliches Waldesdickicht. Im hohen Norden herrschen die Birke und Nadelhölzer vor; südlich der Wolga treten die letzteren zurück; es folgen die Esche, in der Höhe von Moskau die Eiche, die Linde, dieser echt mittelrussische Baum, dessen Juliblüthe eine Hauptweide für die viel gehaltenen Bienen abgiebt. Das Waldgebiet ist durchaus ein niedriges Flachland; sein höchster Theil, die Waldaihöhe ist kaum 300 m hoch. Dieses ist ein sehr wasserreiches Gebiet; hier entspringen die größten Flüsse Rußlands. Bei der geringen Neigung des Bodens ziehen diese sehr träge durch die Ebene hin, bilden endlose Moraste und zahllose Seen, unter denen die größte Süßwassermulde Europas, der Ladogasee hervorragt, während andere nur elende Lachen sind, so die elfhundert Seen im Gouvernement Archangelsk. Das ganze Waldgebiet steht unter dem Banne eines grimmigen Winters; der Boden ist häufig zweihundert Tage lang mit Schnee bedeckt. Der Anbau des Weizens lohnt wenig, Korn, Gerste und Flachs sind die einzigen Kulturpflanzen, welche hier gedeihen.

Das waldlose Gebiet nimmt den ganzen Süden Rußlands ein, von den polnischen Provinzen bis zum Ural und zur asiatischen Grenze hin. Es ist noch mehr flach als das Waldgebiet und seine Einförmigkeit wird kaum durch einen 100 m hohen Hügel unterbrochen. Der eigentliche Charakterzug dieser Gebiete ist die Abwesenheit des Baumwuchses; im Norden desselben trägt wohl die Menschenhand daran die Schuld; im Süden aber die Natur. Durchflossen von den größten Strömen Europas, leidet das weite Land doch an Wassermangel. Der Himmel spendet keinen Regen, der Boden keine Quellen. Das Uebel nimmt in der Richtung von Westen nach Osten, von Norden nach Süden zu. Im äußersten Süden giebt es Theile, die Jahre lang keinen Tropfen Regen erhalten.



Russe.

Dieses südliche Gebiet ist trotz seiner niedrigen Breite ein Land der größten klimatischen Gegensätze. Der Winter des Nordens wechselt hier mit dem Sommer des Südens. An der Nordküste des Schwarzen und Kaspischen Meeres, in einer Breite von Paris und Wien, finden wir den Winter von Stockholm und den Sommer von Madeira. Die Jahreszeiten folgen auf einander fast ohne allen Übergang; Frühjahr und Herbst dauern hier kaum einige Wochen. In Astrachan, in der Breite von Genf, zeigt das Thermometer im Verlauf von sechs Monaten 70 bis 75° C. Unterschied. Auf der Küste der Kaspischen See, in der Breite von Avignon, erreicht die Kälte nicht selten — 30°, die Sommerwärme + 40° C. Auf der ausgebrannten Kirgisensteppe in der Nähe Asiens friert das Quecksilber nicht selten zu einer harten Masse zusammen. Selbst die zwischen zwei Meeren gelegene Krim bleibt von diesen scharfen Gegensätzen nicht verschont.

Der durchgreifende Mangel an Baumwuchs und an Bewässerung wird aber durch den Reichthum des Bodens ersetzt. Wo die atmosphärischen Verhältnisse nicht allzusehr feindselig sind, erweist der Boden häufig eine wunderbare Fruchtbarkeit. In dieser Beziehung theilt sich das waldlose Gebiet in drei natürliche Abschnitte. Der erste nördliche Abschnitt, das Gebiet der Schwarzerde, Tschernosjom, erstreckt sich von der rumänischen und galizi-

schen Grenze, von Bessarabien, Podolien, Wolhynien über die ganze Mitte des südlichen Rußlands in nordöstlicher Richtung bis in die Gouvernements Saratow und Samara. Die Schwarzerde trägt hin und wieder noch Baumwuchs. In den nördlichen Theilen der Region hat sie 1 m, im Süden oft 5 bis 6 m Dicke und ist so fruchtbar, daß sie keines Düngers bedarf. Sie ist einer der größten und reichsten Agrikulturalgebiete der Erde, leider aber schlecht und in primitiver Weise bebaut.

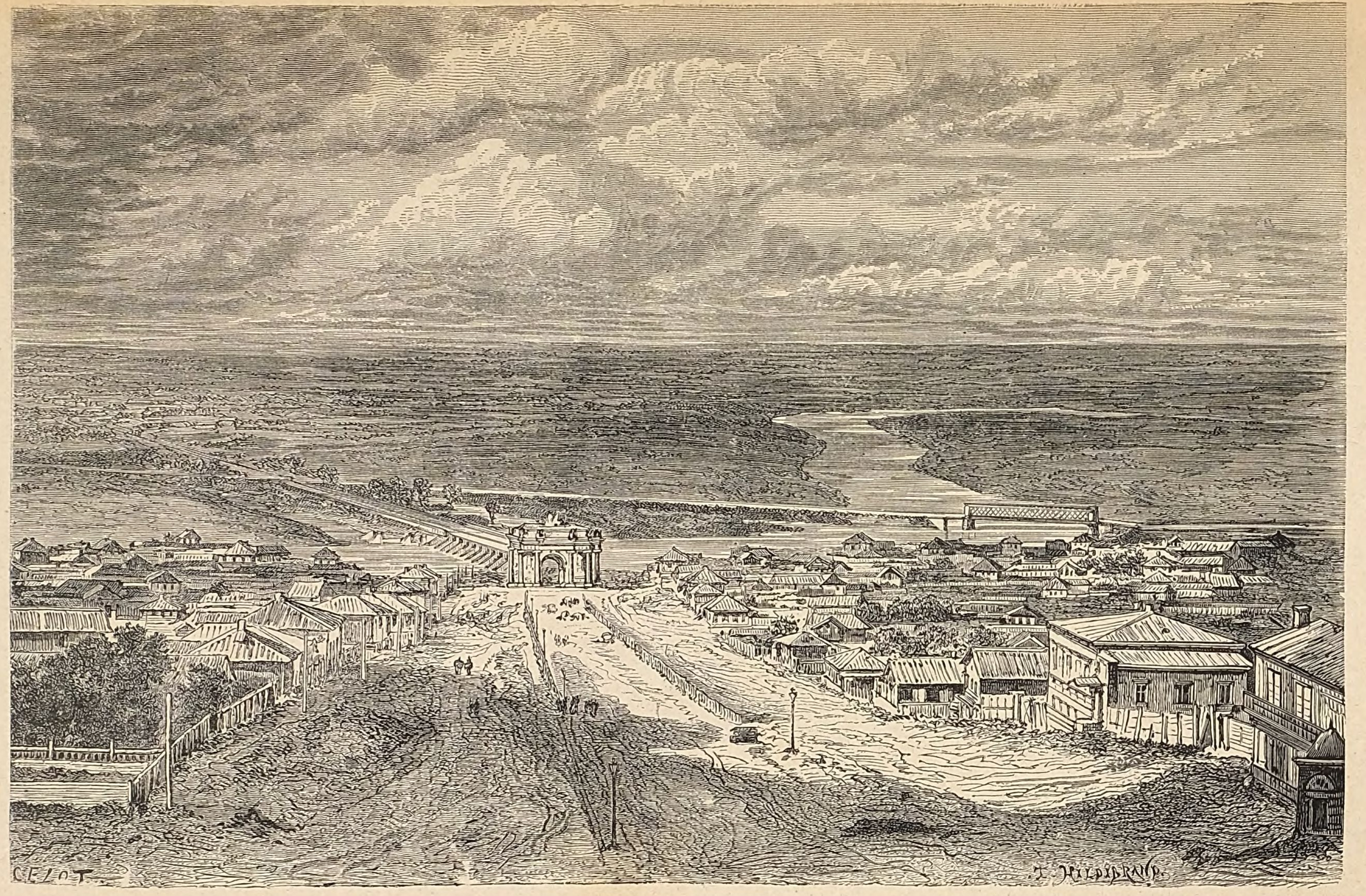
Zwischen dem Tschernosjom nnd den südlichen Meeren liegt die Steppe. Hier verschwindet der Baumwuchs ganz, die sommerliche Hitze erreicht das Maximum. Dieses Gebiet zerfällt in die fruchtbare und in die eigentliche, ewige Steppe. Die erste dehnt sich zwischen der Schwarzerde und dem Schwarzen und Asowschen Meere aus. Es ist ein reicher, fruchtbarer Boden, dem Tschernosjom und den Prärien Nordamerikas vergleichbar, harrt aber gleichfalls der sorgfältig bearbeitenden Hand. Die ewige Steppe, dieses wirkliche Gegenstück der nördlichen Tundren, liegt im äußersten



Russin.

Südosten, in der Uralo-Kaspischen Senke. Es ist der trockenste, baumloseste Theil Rußlands, mit den größten klimatischen Gegensätzen. Ehedem ein Meeresgrund, ist der Boden mit Salz gesättigt, mit Sand, Stein und zahllosen Salzseen bedeckt. Eine wirkliche asiatische Gegend, wo der Kirgise ebenso ein Nomadenleben führt, wie drüben im Turkestan.

So ist das Bild, welches das weite Flachland uns im Großen und Ganzen bietet. Wie überall, ist auch hier der Mensch von dem Boden abhängig, dessen Verhältnisse seine Beschäftigung bedingen. Im hohen Norden, wo der Feldbau theils unmöglich, theils zu mühsam und allzuwenig lohnend ist, bildet infolge des großen Reichthums an Pelzthieren die Jagd die wichtigste Nahrungsquelle. Zobel, Marder, Hermeline, Eichhörnchen, Füchse, Wölfe, Seehunde, Katzen liefern jährlich gegen 3 Mill. Felle im Werthe von etwa 3 Mill. Rubel. In der unermäßlichen Waldregion treten noch Holz und Holzprodukte, Theer und Pottasche hierzu. Bezüglich der Forstkultur müssen wir bemerken, daß in Rußland schon seit alter Zeit



Nowo Tscherkask, Hauptstadt der Donischen Kosaken.

eine förmliche Waldverwüstung an Tagesordnung steht. Auch kommen jährlich Waldbrände in ungeheuerem Umfange vor. Schon jetzt breitet sich über weite Länderstriche, wo früher schattige Waldung rauschte, ein trostloses Nebeneinander von Gestrüpp, Stümpfen und jungen Aufschlag aus, das kein Wald mehr ist. Die herrlichen Waldungen an der Wolga, auf den schönen Abhängen der Krim, und in vielen Gegenden des Urals haben Axt, Brand und Hacke in Busch und Gestrüpp verwandelt. Das südliche Rußland ist die wichtigste Kornkammer Europas. Ueber 1/3 der ganzen Getreideernte unseres Kontinents entfällt auf Rußland. Von den Cerealien werden namentlich große Mengen von Weizen, Roggen und Hafer gebaut, außerdem steht der Flachs- und Hanfbau wie sonst nirgends in Europa in Blüthe. Wie trügerisch aber dieser Reichthum Rußlands ist, beweist der Umstand, daß im Verlauf von 35 Jahren in acht Fällen Mißernten stattfanden (1859, 1865, 1867, 1871, 1875, 1879, 1880, 1891), welche in weiten Gegenden Nothstand hervorriefen.

Die Viehzucht umfaßt alle Gattungen der Hausthiere, vom Kameel des Südens bis zum Renthier des Nordens. Besonders ausgedehnt ist die Rinder- und Pferdezucht, die erste besonders in den mittleren Nicht-Schwarzerde-Gouvernements, die letztere in den Steppen des Süden und Südostens. Kein Land Europas ist der absoluten Zahl nach nur annähernd so reich an Pferden wie Rußland. Es hat fast 20 Mill. Aber das russische Pferd ist dürftig in Knochenbau und Muskulatur und infolge davon nicht hinreichend kräftig, auch wegen zu zeitiger Benutzung oft verkümmert. Von nicht unbedeutender Wichtigkeit ist auch der Fischfang in den Meeren, Flüssen, besonders im Kaspischen Meere, mit einem Gesammtertrag von etwa 8 Mill. Rubel. Seit



**Post in Rußland.**

1882 hat in den Finmarken der Walfischfang großen Aufschwung genommen. In den polaren Regionen und am Kaspischen Meer spielt der Robbenschlag eine große Rolle und ergiebt eine Jahresausbeute im Werthe von mehr als $^1/_2$ Mill. Rubel. Er wird aber so schonungslos betrieben, daß die Zahl der Seehunde und Walrosse schon sehr abgenommen hat. Dasselbe gilt auch von der Fischerei. Der rücksichtslose, durch nichts geregelte Fang hat in den letzten Jahrzehnten einen sehr bedeutenden Rückgang der Fischerei zur Folge gehabt, von dem nur das Weiße Meer noch nicht empfindlich betroffen ist.

Die Industrie Rußlands ist in stetem Wachsen begriffen. Die Erzeugnisse der Hausindustrie bilden schon seit dem 17. Jahrhundert Gegenstände der Ausfuhr. Sie bestehen hauptsächlich in Holzarbeiten, die in althergebrachten, oft edlen Formen hergestellt und vortrefflich bemalt sind; ferner in Leinenwaaren, welche eigenhändig nach uralten Vorlagen oder nach eigenem, überraschend gutem Geschmack verfertigt werden. Die Fabrikindustrie ist sehr jungen Ursprungs. Sie stammt aus den Zeiten Peters des Großen. Am bedeutendsten ist die Baumwollenindustrie, ferner das russische Leder, Juchten- und Saffianleder, welches von altersher berühmt ist. Die Manufakturindustrie hat ihren Hauptsitz in den Gouvernements um Moskau. Hier befinden sich blühende Baumwoll-, Flachs- und Seidenspinnereien. Der Hauptsitz der Metallindustrie und der Montanproduktion ist der Ural und zwar dessen mittlere Theile, die unermäßliche Schätze edler und unedler Metalle bergen, Gold, Platin, Kupfer, Nickel, Manganerz, ferner Eisen. Dieses ist von vorzüglichster Qualität und wird in unerschöpflicher Menge gefunden. In Perm und Orenburg bestehen fünf große Berge fast ganz aus Magneteneisenstein, die 66% Metall liefern. Unter den Kohlenlagern sind das Becken des Ural, das Becken von Moskau, und das des Donez die wichtigsten. Zu den Gaben des Urals gehören noch verschiedene Edel- oder kostbare Steine, Smaragd, Berill, Topas, Jaspis, Malachit, Porphyr und Granit.

Die Volksbildung steht in Rußland noch weit hinter der aller übrigen Staaten Europas zurück. Die große Masse der Bevölkerung ist völlig ohne Schulbildung. Unter 100 Erwachsenen finden sich nur 11 Personen, die des Schreibens kundig sind. In religiöser Beziehung besteht große Mannigfaltigkeit; doch überwiegt die griechisch-orthodoxe Staatskirche mit 77% der gesammten Bevölkerung, deren Oberhaupt der Kaiser ist. Katholiken machen etwa 10%, Protestanten 6% aus, die ersteren vorzugsweise in Polen, die letzteren in Finland. Hierzu kommen noch $3^1/_2$ Mill. Juden, fast ebensoviel Mohammedaner und etwa 300,000 Heiden. Diese befolgen entweder das Schamanenthum, oder bekennen sich zum Buddhismus, diese im Südosten, jene im hohen Norden.

Rußland ist nebst England der größte Kolonialstaat Europas. Seine asiatischen Besitzungen umfassen 16,500,000 qkm, also mehr als ein Drittel des ganzen Kontinents.

## 25. Die Bevölkerung Rußlands.

Nicht immer war das slavische Element über die Gesammtfläche des osteuropäischen Tieflandes verbreitet. Wie die Ueberreste der finnischen Völker beweisen, nahmen dieselben seit grauen Urzeiten den Nordwesten, Norden und Osten des weiten Gebietes ein. Im Süden, von den Karpaten über der Donaumündung und längs der Nordküste des Schwarzen Meeres bis zur Mündung des Don wohnten die arischen Skythen, weiter ostwärts die ihnen verwandten Sarmaten, an der Grenze des griechischen Reiches, am Don und an der Wolga die tatarischen Nomadenstämme der Chazaren und Petschenegen. Inmitten



Ziehende Bauern.

dieser Völker hatten die Slaven ihre Stammsitze und zwar in der Nähe der Weichselmündung, an der Küste der Ostsee. Lange saßen sie hier ungestört; aber der Strudel der Völkerwanderung, welcher die Gothen um 200 n. Chr. in die Gegenden des Schwarzen Meeres führte, und dieselben durch die Hunnen wieder westwärts zurücktrieb, hat auch bei den Slaven eine Verschiebung der Wohnsitze und eine Trennung in Ost- und Westslaven zur Folge gehabt.

Die Ostslaven zerfielen in zahlreiche Stämme. Unter den am unteren Dnjepr sitzenden Polänen und der westlich vom Waldai wohnenden Kriwitschen waren bereits im 6. Jahrhunderte n. Chr. zwei politische Mittelpunkte entstanden: Kiew und Nowgorod. Die Vereinigung beider zu einem einheitlichen Reiche erfolgte aber nicht durch Slaven, sondern durch die normannischen Waräger, die 862 unter Ruriks Leitung aus Skandinavien kommend sich hier dauernd niederließen und mit dem von den Finnen den germanischen Einwanderern beigelegten Worte „ruotse" Ruderer, den Ostslaven den Namen der Russen verliehen. Unter Ruriks Nachfolger dehnten sich die Ostslaven nach allen Richtungen aus; die zwischen dem Dnjepr und der Wolga zerstreut lebenden finnischen und tatarischen Völker wurden unterjocht und slavisirt, nicht minder die gegen Nordosten wohnenden Finnen, die mehr keine Nomaden waren, sondern Städte hatten und von den Eroberern mit der christlichen Religion auch die slavische Sprache annahmen. Die Einheitlichkeit des Reiches wurde aber nicht aufrechterhalten. Die von den Warägern beibehaltene germanische Sitte gleicher Erbtheilung untern den Kindern, verstückelte das Land in eine Menge unabhängiger Fürstenthümer, deren es im Anfange des 13. Jahrhunderts nicht weniger als zehn gab. Selbst das Germanenthum der Waräger vermochte sich im fremden Lande nicht zu halten. Es fehlte ihnen der dauernde Nachschub aus Skandinavien und so verloren sie im Laufe der Zeit ihre eigene Sprache und gingen allmählich in den Slaven auf. Das 13. Jahrhundert brachte neue Elemente nach Rußland, die Mongolen (Tataren), deren Einbrüche schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts begannen. Dsingischan unterwarf seiner Herrschaft 1224 das ganze südliche Rußland; sein Enkel Batuchan gründete das Reich der goldenen Horde von Kiptschak, welches vom Ural bis zur Dnjeprmündung sich erstreckte. Das östliche Rußland trug über drei Jahrhunderte das Mongolenjoch und erst 1480 gelang es ihm dasselbe abzuschütteln und zwar unter Führung Moskau's, das von nun an als Hauptstadt an die Stelle von Kiew und Nowgorod getreten ist. Die natürliche Folge der Fremdherrschaft war, daß die Bevölkerung der östlichen Theile mit den Mongolen sich vielfach vermischte.

Den Ostslaven gegenüber stehen die Westslaven. Diese Gruppe umfaßt die Polen, Letten und Littauer, deren Sprache von derjenigen der Ostslaven nur dialektisch verschieden ist. Die altslavische Sprache hat sich im Littauischen am reinsten erhalten, und diese Sprache steht unter allen lebenden europäischen Mundarten dem Sanskrit am nächsten. Der Schwerpunkt der Polen (5,600,000) fällt in das Weichselgebiet; Littauer und Letten (2,900,000) bewohnen den Süden der Ostseeprovinzen.

Außer den Slaven hat der Boden Rußlands noch ein ziemliches Gewirr verschiedener Völker aufzuweisen, welche theils zur arischen, theils zur finnisch-tatarischen Rasse gehören. Waräger und Gothen waren Germanen; aber ihre Reste sind in der slavischen Fluth untergegangen. Erst im 11. Jahrhundert begann das Deutschthum wieder nach Osten zu wandern und zwar kamen zuerst christliche Glaubensboten und Kaufleute. Im 13. Jahrhunderte haben die Deutschen Ritter und die Schwertbrüder die Ostseeprovinzen erobert; sie haben Städte gegründet, die ihr deutsches Gepräge bis heute aufrecht erhalten haben. Das Deutschthum ist aber hier auf die Städtebewohner und adeligen Landbesitzer beschränkt und gegenwärtig infolge einer gewaltigen Russifizirung einer ernsten Gefahr ausgesetzt. Zahlreiche deutsche Kolonien wurden unter Peter dem Großen in Saratow, in Sarepta, in der Krim, in der

Pontischen Steppe, am unteren Dnjepr gegründet. Die Gesammtzahl der Deutschen mag etwa 1,200,000 ausmachen, wovon 400,000 auf Polen entfallen. Außerdem sind noch 300,000 Schweden in den Städten Finlands zu verzeichnen. Bessarabien und Cherson haben 800,000 Rumänen, die Handelsstädte des Südens eine kleinere Bruchzahl von Griechen und Armeniern aufzuweisen. Die Zigeuner zählen etwa 120,000 Köpfe; sie sind theils ansäßig, theils führen sie noch ein herumschweifendes Leben. Zahlreicher als die letztgenannten Völker sind die Juden, sie zählen 3,780,000 Seelen. Größtentheils wohnen sie in den westlichen Provinzen, namentlich in Polen, wo sie in einigen Gegenden mehr als 50% der Gesammtbevölkerung ausmachen.

Nördlich von den Westslaven beginnt die Gruppe der finnischen Völker, die in einem weiten Kranz den ganzen Norden und Osten Rußlands umsäumen. Die Westfinnen (etwa 3 Mill.) umfassen die Liven auf der Nordspitze der Kurischen Halbinsel, Esten in Estland und der nördlichen Hälfte von Livland, Finnen und Karelen in Finland und im Gebiet bis zur oberen Wolga, Lappen in den unwirthlichen Gefilden der Halbinsel Kola. Zu den Nordischen Finnen zählen die Samojeden, Syrjänen und Wogulen (87,000). Diese reichen von den eisigen Tundren der Petschora bis zum Quellgebiet desselben Flusses und überschreiten südwärts kaum den 60ten Parallelgrad. Südlich folgen die Ostfinnen (1,400,000). Hierher gehören die Permjäken und Wotjaken zwischen Kama und Wjatka, Tscheremissen zwischen Wjatka und Wolga, die in unzählige Theile zersplitterten Mordwinen an der Wolga südlich von der Kamamündung. Im Gebiete der Ostfinnen beginnt der Gürtel der türkisch-tatarischen Stämme (3,500,000), welcher den Kranz der nicht slavischen Völker am Außenrande Rußlands im Südosten und Süden weitersetzt. Völker dieser Gruppe mögen schon mit den Hunnen ins Land gezogen sein, doch muß ihre Mehrzahl als ein Rest der Mongolenherrschaft angesehen werden. Hierher gehören die Tschuwaschen südlich von Nischni-Nowgorod an beiden Ufern der Wolga, die Kasanschen Tataren an der Wolga und Kama, Baschkiren zwischen der Kama und dem Uralfluß, Kirgisen in den Steppen an der unteren Wolga, weiter südlich am Kaspischen Meer die Nogaier, in der Krim die Krimschen Tataren. Im äußersten Südosten auf der Landenge zwischen dem unteren Don und der unteren Wolga ist noch das Mongolenvolk der Kalmücken (150,000) zu erwähnen, welches im 17. Jahrhunderte aus Centralasien nach Europa einwanderte. (Siehe Asien S. 140.)

Die den einzelnen Völkern beigefügten Zahlen beweisen deutlich, daß das russische Element im östlichen Flachlande sehr stark überwiegt. Fast 80% kommen ihm zu. Die Russen zerfallen aber in drei Hauptstämme: der Weiß- Klein- und Großrussen. Die Weißrussen, ungefähr 3½ Mill., bewohnen die an Preußen und Polen grenzenden mittleren Gouvernements des Westens; die Kleinrussen, etwa 16½ Mill., nehmen den ganzen Südwesten bis zum Schwarzen und Asowschen Meer ein und reichen östlich über die Wolga setzend bis nach Samara hinein; die Großrussen, der Zahl nach 41 Millionen, füllen alles übrige Land aus, vorzugsweise die mittleren Gebiete, werden aber auch in allen übrigen Gegenden des Reiches angetroffen. Diese Dreitheilung des russischen Volkes besitzt ihr Fundament in ethnographischen Gründen. Die Weißrussen, Jahrhunderte lang mit Polen und Littauen verbunden, verrathen Polnische und Littauische Einflüsse; die Großrussen sind ein wahres Gemisch slavischen, finnischen und mongolisch-tatarischen Blutes; diesen gegenüber stehen die Kleinrussen, in denen sich der ostslavische Stamm am reinsten erhalten hat. Die Kleinrussen haben nicht nur ihr selbstständiges Nationalitäts-Bewußtsein bewahrt, sondern sie unterscheiden sich noch heute scharf von den Großrussen, die sie mit dem Namen „Moskoviter" bezeichnen.

Weißrussen. Abstammung, Bodenver-



Junge Baschkiren.

hältnisse, Beschäftigung haben den drei Hauptstämmen der Russen in manchen Beziehungen ein verschiedenes Gepräge verliehen. Die Weißrussen sind selten über Mittelgröße; sie sind mager, haben meist flachsblondes Haar, graue oder sehr lichtblaue Augen, spärlichen Bartwuchs und kurze, flache Nase. Ihrem Wesen nach sind sie wortkarg, ernst, fast traurig. Von ihren Vorfahren, den Kriwitschen, haben sie den Hang zur Einsamkeit geerbt und sind noch heute jedem Verkehr abgeneigt. Selten wird man ein Dorf finden, welches mehr als zwanzig Häuser hat; die größere Mehrzahl der Orte besteht aus drei bis vier Höfen; ebenso häufig findet man einzelne Gehöfte in den öden Waldgegenden umher liegen. Die Häuser sind ohne Ausnahme klein, eng und haben ein düsteres Aussehen. Die Weißrussen leben in drückenden Verhältnissen; der sterile, sumpfige Boden bietet wenig; der größte Theil der Bevölkerung hat mit Noth und Entbehrung zu kämpfen; Mangel und Hungersnoth sind in manchen Gegenden etwas Gewöhnliches und was an Hab und Gut noch übrig ist, das entlockt ihnen der schlaue, über das ganze Land verbreitete Jude. Denn der Krug ist für den Weißrussen der Mittelpunkt seines ganzen Lebens. In der Schenke wird er gemüthlich und froh, singt und lacht; hier schwinden ihm in kurzem Rausche die Mühseligkeiten seines armen Lebens. Im Uebrigen ist er gutmüthig, friedlich und arbeitsam. Die Bekleidung entspricht ganz dem Namen; die weißrussischen Bauern sind alle weiß gekleidet. Sie tragen hohe Stiefel oder Bastschuhe, Lapty genannt, in dieselben gesteckte weiße Pumphosen und darüber lange weiße, durch einen Gürtel gehaltene Kittel. Die Frauen bieten einen bunteren Anblick als die Männer. Ihre weißen Hemden sind an den Achseln mit feiner rother Stickerei versehen, über den Hemden sitzen weit ausgeschnittene Mieder, die Röcke sind oft von rothgeblümtem Kattun und werden durch röthliche Schürze bedeckt.



Tschuwaschen.

**Großrussen, Kleinrussen.** Die Großrussen sind ein kräftiger Menschenschlag mit gedrungenem Körperbau, kurzem Hals, breiten Schultern, dicker Nase, blonden Haaren und lockigem Bart. Sie sind ungemein abgehärtet und ausdauernd. Sie haben etwas Freies in ihren Bewegungen, etwas Selbstbewußtes in ihrer Haltung. Ruhig, eher phlegmatisch sind sie von kaum zu übertreffender Gutmüthigkeit. Mitunter sieht man unter ihnen schöne Leute; namentlich die seelenvollen, hellblauen Augen mit ihrem edlen Ausdrucke werden sich dem Fremden unvergeßlich eindrücken.

Die Frauen neigen eher zur Korpulenz und zu breiten Gesichtern, haben wenig Farbe aber schönen Teint und durchschnittlich kleine, aufgestülpte Nase. Die Kleinrussen haben einen sehr schlanken Wuchs, feine Knochen, selten sieht man unter ihnen fette, dickbauchige Menschen. Die Nase ist klein und spitzig, der Bart dünn, die Wangen schmal, die Stirn niedrig, das Haar dunkelschwarz oder tiefbraun; die winzigen Augen mahnen an Mongolisches und Kalmückisches. Gebildete und begüterte Kleinrussen zeigen ausdrucksvolle und interessante Physiognomien.

Die Großrussen, sagt Th. von Bayer, sind in geistiger Beziehung den Kleinrussen überlegen. Sie sind intelligenter, energischer, praktischer, weniger gefügig und von größerer Ausdauer. Sie sind Gefühlsmenschen und das Herz ist der Impuls zu all ihren Handlungen; deshalb erweisen sie sich im Umgange kindlicher, hingebender, gemüthlicher als ihre Stammverwandten im Süden. Ihr Charakter hat eine solide Richtung, das patriarchalische Familienleben ist bei ihnen von alten Zeiten her sehr ausgebildet. Der Kleinrusse weist seinen südlichen Wohnsitzen gemäß manche Eigenschaften auf, die den südlichen Völkern gemein zu sein pflegen. Er ist rachsüchtiger, heiterer, verschlagener als der Großrusse, aber auch indolenter und weniger entschlossen. Geistig und körperlich nicht so kräftig, versteht er es nicht Hindernisse in gleichem Maße zu überwinden. Der logischen Denkart des Großrussen setzt der Kleinrusse einen poetischen, träumerischen Sinn entgegen, der sich auch in seinen Liedern offenbart und ihm Luft, Wasser, Wald und Haus mit phantastischen Wesen bevölkert. Diebe giebt es in Kleinrußland wenige, dafür aber geht durch das kleinrussische Volk ein unaufrichtiger Zug, der Hang für Lüge und Schleichwege.

Alle Russen zeichnen sich trotz ihrer melancholischen Gesänge durch eine große Heiterkeit des Temperaments und durch eine große Sorglosigkeit um die Zukunft aus. Beide, Groß- und Kleinrussen, leben gern lustig, arbeiten aber nicht gern viel. Doch ist der Großrusse heiterer; sein Charakter ist menschenfreundlicher und selbst in der Betrunkenheit ist er zärtlich und liebevoll. Dagegen scheint der Kleinrusse bei seinen Vergnügungen mehr der Völlerei und Ausgelassenheit als der Freude und Heiterkeit ergeben zu sein. Trotzdem ist der Kleinrusse zartsinnig. Die kleinrussische Frau ist dem Gatten eine gleichberechtigte Gefährtin, während die Großrussin nicht viel mehr ist, als die Dienerin des Mannes. Im geselligen Verkehr ist der Kleinrusse äußerst höflich; durch eine Beleidigung erregt bleibt er stets weit von der Roheit des Großrussen. Der Kleinrusse liebt Gesang und Musik; fast in jedem Dorfe giebt es mehrere Musikanten von Profession; es giebt noch wandernde Rhapsoden, meist blinde Bettler, welche die Thaten der Vorfahren besingen. Sie begleiten ihre Gesänge mit der Leier, Bandura, einem Instrument mit zwanzig Saiten, oder der Kóbsa, welche nur acht Saiten hat.

Der Großrusse ist von Haus aus ein Kaufmann und Handwerker. Die einförmigen Geschäfte des Ackerbaues sind ihm zuwider und wo er nur kann, macht er sich von ihnen los, lernt schnell dies oder jenes Gewerbe und durchzieht handelnd das große Reich. Er zeigt sich zu Allem, was ihm einigen Gewinn zu versprechen scheint, willig und unternehmungslustig. Doch ist der Russe weniger ein großer Kaufmann, der tief durchgedachte Pläne langjährig verfolgt, bis sie gewinnbringend werden; sondern vielmehr ein Schacherer, der auf augenblicklichem Gewinn spekulirt. Wo es sein Vortheil erheischt, verschmäht er gar keine Mittel; für die Wörter „stehlen“ und „betrügen“ hat man eine Masse von mildernden Umschreibungen. Arge Tücken, selbst Grausamkeiten verübt er mit ruhigem Gemüth, wo er denkt, durch dieselben einem Gewinn näher zu kommen. Der Kleinrusse dagegen ist meist mehr ein Ackerbauer, und als solcher, sowie als Viehhirt hat er sich über die ganze fette, fruchtbare südrussische Ebene ausgebreitet. Er hat wenig Talent zu mechanischen Arbeiten und noch weniger zur Krämerei und Handelschaft. Eine Tugend, welche Kleinrussen sowohl als Großrussen in gleich angenehmer Weise aus-

zeichnet, ist die Gastfreiheit. Der geringste Bauer wird mit der größten Bereitwilligkeit mit seinem Gaste auch den letzten Bissen theilen und wird es für ein Verbrechen halten, einen unartigen Wirth in seinem Hause zu machen.

Eine abstoßende Schattenseite des russischen Volkscharakters ist die Trunksucht, die Zechgelage in den Kabaks, Schenken, die nirgends fehlen, in der größten Stadt ebensowenig, wie im kleinsten Dorfe. Als der Bauer noch Leibeigener war, bot ihm der Aufenthalt im Kabak seine einzige Erholung. Beim Branntwein vergaß er die Qual des Alltagslebens. Frei geworden ist ihm die alte Gewohnheit geblieben und die große Masse der Bauern kennt auch heute kein anderes Sonntagsvergnügen als das Trinken im Wirthshaus. Aber ein Streben nach besseren Zuständen ist auch schon unter den Bauern zu bemerken. In den russischen Zeitungen findet man häufig die Mittheilung, daß diese oder jene Dorfgemeinde den Ausschank von berauschenden Getränken verboten hat.

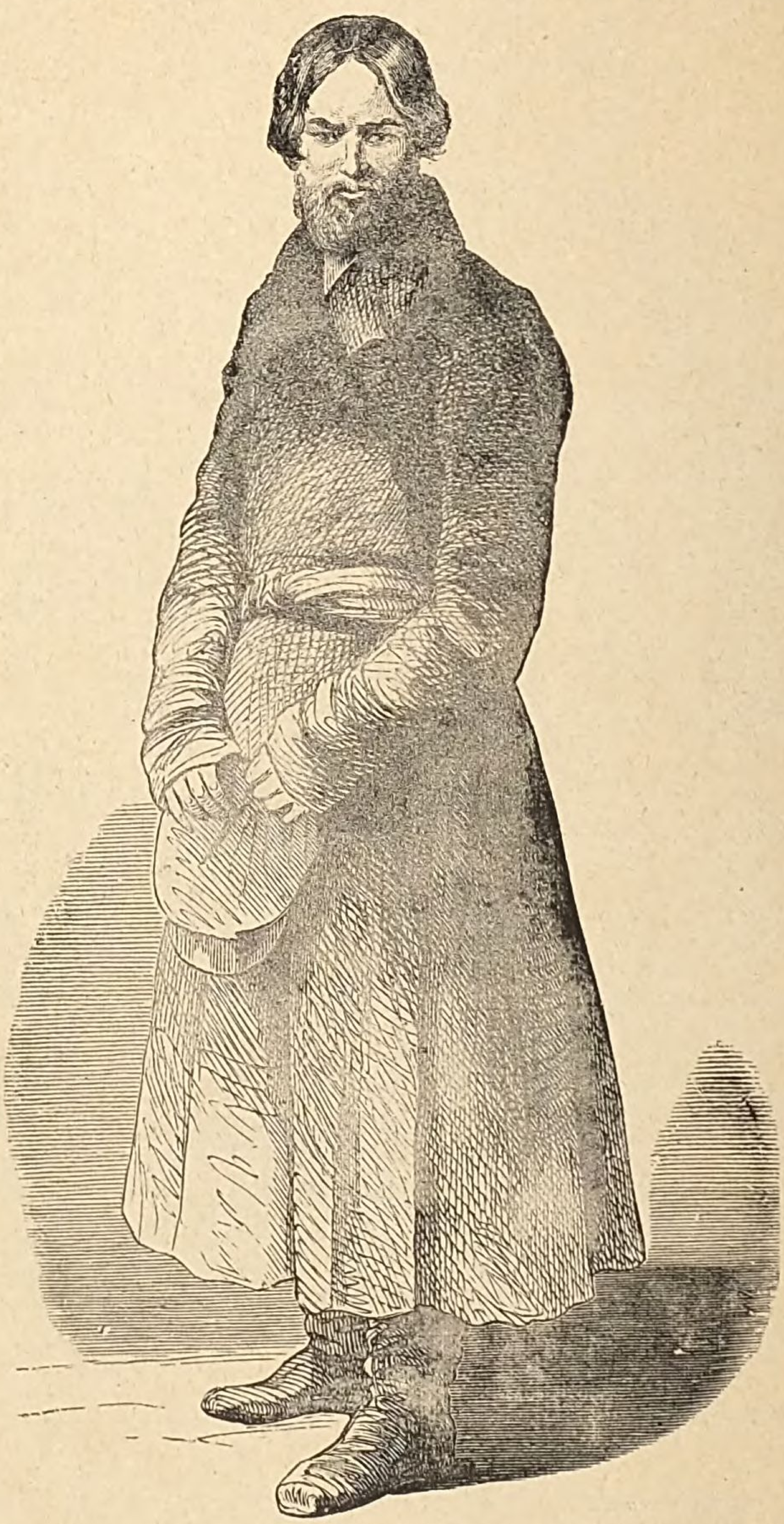


**Großrussin.**

Die landesübliche Kleidung besteht in rothen Hemden, in schwarzen Pumphosen und hohen Stiefeln. Das Haar ist oft an der Stirne herüber horizontal abgeschnitten. Weniger hübsch ist die Kleidung der Frauen. Der mitunter braunrothe Rock, von der Schulter in einem geschnitten, am unteren Ende mit Goldborten besetzt, wird durch Achselbänder aus dem nämlichen Kleiderstoffe gehalten; Schulter und Arme bedeckt ein weißes, rothgesticktes Hemd, den Kopf schmückt ein breites rothes Band, oder der Kokoschnik, eine Art Diadem aus Zeug.

Die Dörfer, liegen gewöhnlich zu beiden Seiten der Landstraße. Sie bestehen aus dicht zusammengebauten Häusern, deren Höfe und Gärten nicht wie bei uns durch Zäune und lebendige Hecken getrennt sind. Die Bauernhäuser sind einander in ganz Rußland ziemlich gleich. Gebäude von Stein und Ziegeln findet man nur selten; überall herrscht der aus dicken Balken gezimmerte Holzbau vor. Wohlhabendere Bauern setzen noch ein Stockwerk auf das Erdgeschoß, aber alle lieben es, den Giebel mit Schnitzwerk zu verzieren. Im Innern des Hauses liegt nach der Straße zu die Isba, die geräumige Wohnstube, die sich gewöhnlich durch Sauberkeit und freundliche Einrichtung auszeichnet. Längs der Wände laufen

Holzbänke, häufig sind auch Betten vorhanden; nahe dem Eingange hängen schwarze Heiligenbilder, uralte Erbstücke, vor denen immer eine Lampe brennt. Ein mächtiger Ofen sorgt für die Erwärmung, das Tischgeräth wird in einem Schrank aufbewahrt; aber Stühle kennt der russische Bauer nicht. Zur Ausstattung eines großrussischen Dorfes gehören noch die Badestuben. Es sind das durchweg Dampfbäder von höchst primitiver Einrichtung. In einem kleinen engen Raum wird durch Aufgießen von Wasser auf die erhitzten Platten des Backofens der nöthige Dampf entwickelt; trieft nun der Badende schon von Schweiß, so stürmt er ins Freie hinaus, wälzt sich im Schnee und kehrt darauf wieder ins Bad zurück. Bei den Kleinrussen sind Badestuben nicht üblich.



**Kleinrusse.**

Ursprünglich herrschte in Rußland wie in den germanischen Ländern, persönliche Freiheit des Einzelnen; aber gegen Ausgang des Mittelalters und besonders in den wilden Zeiten des 16. Jahrhunderts wurde die große Masse der *Großrussen* und *Polen* zu Leibeigenen gemacht, und die despotische Herrschaft der Fürsten über den Staat fand ihr Abbild in der Härte, mit welcher die Leibeigenen von den Gutsherrn behandelt wurden. Drückend war die Lage der Bauern; sie waren an die Scholle gebunden, ein freies Ziehen war ihnen nicht gestattet. Wurde eine Besitzung verkauft, so gingen mit dem Grund und Boden auch die an denselben gefesselten Arbeiter an den neuen Gutsherrn über. In der That, der Bauer wurde zum verkäuflichen Eigenthum des Gutsbesitzers. Bis zum Anfange unseres Jahrhunderts bestand sogar eine wirkliche Sklaverei, und die russische Menschenwaare wurde in den Annoncen der Zeitungen ebenso feilgeboten (Mackenzie-Wallace, Russia, I. 140), wie dies in den sklavenhaltenden Staaten Amerikas geschah.

Die Bauernemancipation beschloß Kaiser Alexander II. im Jahre 1861. Aus Sklaven wurden nun die Bauern freie Männer. Doch hat die Freisprechung manche Nachtheile gehabt. Viele Gutsbesitzer gingen zu Grunde infolge der Vertheuerung der Arbeitskräfte, denn die Bauern arbeiten nur, wenn die Noth sie

zwingt. Andere Nachtheile erwuchsen für den Bauer. In den Besitz einer ungewohnten Freiheit versetzt, wußte er ihrer keinen rationellen Gebrauch zu machen. In der Leibeigenschaft wurde er sorglos, unselbstständig und blieb immer ein Kind. Frei geworden hat er die Fehler der Leibeigenschaft nicht abgelegt und daneben viele Fehler der Freiheit angenommen. Er pocht zugleich auf seine Freiheit und auf die alten Unrechte des Leibeigenen. Braucht er Holz, so holt er es unbedenklich aus dem Forst des Herrn; erkrankt

Leibeigenschaft hat sich in Rußland kein so scharfer Kastengeist entwickelt, wie in Westeuropa. Der russische Adel hegt, vielleicht eine kleine Gruppe von Familien ausgenommen, kein oder wenig aristokratisches Gefühl in unserem Sinne. Wohl war es in früheren Jahrhunderten anders; da nahm der Adel eine andere Stellung ein, als jetzt. In den Zeiten der Theilfürstenthümer schaarten sich die Bojaren um die Großfürsten und sprachen bei allen Unternehmungen ein großes Wort mit. Aber schon Iwan der Schreckliche (1539—1584)



Russisches Bauernhaus.

ihm eine Kuh, so geht er ganz naiv zum Herrn und bittet sich ein anderes Stück Vieh aus. Dann wurde den Bauern durch das Befreiungsgesetz nicht so viel Land zugetheilt, als sie hätten brauchen können; viele vermochten nur durch Schuldenmachen die Kosten einer selbstständigen Wirthschaft sich zu verschaffen. Auch regte sich im Russen der alte Nomade; die alte Wanderlust, die in den Zeiten der Leibeigenschaft gefesselt war, erwachte wieder. Ueberall traten hin- und herziehende Schaaren auf, die durch vage Gerüchte geleitet, einen ertragfähigeren Boden suchten.

Trotz der Jahrhunderte lang bestandenen

drückte ihnen den Daumen auf und noch mehr Peter der Große, welcher durch die Einführung der Rangtabelle die Vorrechte der Geburt zurückgedrängt und dem persönlichen Verdienst eine freie Laufbahn eröffnet hat. Seitdem hat der alte russische Adel seinen eigentlichen Charakter verloren und besitzt keine politische Bedeutung mehr.

Wie wir schon angedeutet, ist die Bildung des russischen Volkes äußerst gering. Die Kleinheit der Dörfer, ihre weite Entfernung von einander, die große Armuth des Volkes, die Mittellosigkeit des Staates setzen der Schulbildung fast unüberwindliche Schwierigkeiten

entgegen. Die höheren Stände darf man vielleicht zu civilisirt nennen. Dem vornehmen Russen ist die „Mode" das leitende Principium. Gewisse Schlagwörter, die in den Großstädten des Westens vorübergehend auftauchen, faßt Niemand schneller auf, als der Russe. All sein Streben ist dahin gerichtet, sagt Grenville C. C. Murray, dem Fremden zu beweisen, daß er sowohl in Politik, als auch in Religion und socialer Moral auf dem Höhepunkte der neuesten Theorien steht. Die vornehmen Russinnen sind verhältnißmäßig noch unterrichteter als die Männer; unabhängig im Denken, frei in der Aeußerung ihrer Ansichten, wissen sie durch ihren klaren, scharfen Verstand der Konversation eine eigene Anziehungskraft zu verleihen, welche Frauen germanischen Stammes umsonst anstreben würden. „Aber diese bestrickenden Lichtseiten," sagt Th. von Bayer, „haben auch ihre Schattenseiten. Die vornehme Russin kümmert sich nicht um Haus und Kind, sie überläßt dieselben der Erzieherin und der Dienerschaft. Ihr unbestrittenes Territorium ist der Salon, die große Welt, da lebt und webt sie. Und dieser Mangel an strenger Pflichterfüllung auf dem eigentlichen Gebiete der Frau erzeugt in der Gesellschaft einen leichten Ton und eine Oberflächlichkeit, an die wir in Deutschland nicht gewohnt sind."

Aber kehren wir zum Volke zurück, diesem wahren Vertreter des russischen Charakters. Den slavischen Charakterzug, nach gemeinschaftlichen Zwecken mit vereinten Kräften zu streben, finden wir in Rußland sehr stark entwickelt. In erster Reihe kommt die Hausgenossenschaft, diese echt slavische Sitte, welche bis zur Bauernemancipation überall bestand. Diese umfaßte gewöhnlich drei Generationen. Alle Familienglieder, Jung und Alt, lebten in patriarchalischer Weise beisammen, unter Leitung eines „Großen," dessen Amt gewöhnlich der Großvater, oder wenn dieser nicht mehr am Leben war, der älteste Bruder, manchmal auch eine der Frauen führte. Das Haus, Ackergeräthe, Erträgnisse des Feldbaues, alles war ein gemeinsames Eigenthum der Familie. Es durfte gar nichts gekauft oder verkauft werden, ohne Zustimmung der großjährigen männlichen Glieder der Familie; alles erworbene Geld floß in die Familienkasse ein. Wenn irgend einer der Männer in die Ferne zog, um Arbeit zu finden, so war er gehalten, allen Erwerb nach Hause zu bringen.

Eine Erweiterung des Familienverbandes ist der Dorfverband, der Mir. In beiden findet sich eine Hauptperson, in gewissem Sinne ein Verwalter nach Innen, ein Vertreter nach Außen, dort der „Khozain," Familienhaupt, hier der „Starosta," Dorfälteste. Dort wie hier ist seine Macht beschränkt, dort durch die erwachsenen Mitglieder der Familie, hier durch die Familienhäupter. In beiden Fällen giebt es einen gemeinsamen Besitz, dort das Haus sammt Allem, was darin ist, hier die Aecker und das Wiesenland. In beiden Fällen giebt es eine gegenseitige Verantwortlichkeit bis zu gewissem Grade, dort für alle Schulden der Familienglieder, hier für alle Taxen, Steuern und Verpflichtungen der Gemeinde. Um den Mir richtig zu verstehen, müssen wir bemerken, daß in einem russischen, namentlich großrussischen Dorfe Niemand einen Grundeigenthum besitzt; alles Land ist Gemeindegut und wird unter den Familien vertheilt. Hieraus entsteht die gegenseitige Verantwortlichkeit Aller für Alle.

Sämmtliche Angelegenheiten, welche auf das Wohl der Gemeinde sich beziehen, werden in den Gemeindeversammlungen geschlichtet. Diese werden unter freiem Himmel abgehalten und zwar an Sonn- und Feiertagen, da an diesen Tagen die Leute über genügende Zeit verfügen. Die Versammlung wählt den „Starosta", den Steuereinnehmer, den Nachtwächter, den Viehhirten; theilt insbesondere die Gemeindefelder aus; bestätigt die Verträge, welche die Gemeinde entweder mit ihren Angehörigen oder mit Fremden schließt. Die Versammlung schreibt genau vor, wann die Aussaat, wann die Ernte beginnen soll, wann das Heu gemacht werden darf, ob dem oder jenem zu gestatten sei, ein neues Haus zu bauen. Sie entscheidet über Aufnahme neuer Mitglieder oder über die Entlassung in eine andere Gemeinde; schreitet gegen




Russische Weihnachtssänger.

diejenigen ein, welche in ihren Zahlungen rückständig sind. Ja, der Mir tritt sogar als oberster Richter auf, wenn in einer Familie Streit und Unfrieden herrschen. So sehen wir im despotischen Rußland eine Gemeindeverwaltung, die nicht nur fünf Sechstel der Gesammtbevölkerung umfaßt, sondern auch zugleich den Zug der wahrsten Demokratie besitzt. Dieser gemeinschaftliche Sinn äußert sich in allen Schichten des russischen Volkes; überall ordnen sich mit wunderbarer Leichtigkeit Gesellschaften zusammen und fügen sich dem gewählten Oberhaupte. Solche Genossenschaften — „Artéll" — finden sich unter Kaufleuten, Handwerkern, Soldaten. So bildet z. B. im Militär jede Kompagnie einen solchen Artéll für sich, an dessen Spitze der Artélltschik, Artéllhaupt, steht. Kein Soldat der Kompagnie besitzt ein Eigenthum für sich; was jeder an Löhnung erhält oder im Krieg erbeutet, wird sofort dem Oberhaupt abgeliefert, der alles verwaltet, was allen gemeinsam gehört.

Die Russen sind von Natur religiös; das Volk ist aus dem innersten Herzen fromm und betrachtet die Religion als ein von Gott geerbtes Gut, das, wenn es nöthig, mit dem Schwert vertheidigt werden muß. Wer diese Seite des Volkslebens in Rußland beachtet, wird wohl die Möglichkeit eines im Ernst geführten Glaubenskrieges annehmen. Der gemeine Russe, der gegen die Türkei zu Felde zieht, hält sich zweifellos für einen Streiter Gottes, und dies erklärt auch den Enthusiasmus, mit welchem er speziell gegen die Osmanen in den Tod geht. Das religiöse Bewußtsein hat aber wenig Einfluß auf das sittliche Leben. Wie die russische Kirche im Laufe der Jahrhunderte nicht die geringste Entwicklung erfahren hat, sondern in ihren althergebrachten Formen förmlich erstarrt ist: besteht auch die Frömmigkeit des Volkes wesentlich in der Beobachtung der äußeren Religionsgebräuche, und es giebt nicht wenige Leute, die zwar an den Ceremonien theilnehmen, aber mit dem Vaterunser oder den zehn Geboten Gottes nicht vertraut sind. Dem Bauer gilt als höchste Ehre, die er theuer bezahlt, ein berühmtes Heiligenbild über Nacht in seinem Hause zu beherbergen; häufig werden Wallfahrten nach Klöstern unternommen, Almosen gespendet. Unter den Festtagen, die nahezu ein Drittheil des Jahres beanspruchen, wird der des heiligen Georg und des Ortsheiligen am glänzendsten begangen. Von den jährlich wiederkehrenden Ceremonien wollen wir einige anführen. An einem Tage der Osterwoche geht der Priester mit Heiligenbildern von Haus zu Haus und verrichtet ein Gebet, worauf er bewirthet und beschenkt wird. An allen dem Erlöser gewidmeten Tagen werden Erzeugnisse der Wirthschaft in die Kirche gebracht, um vom Priester geweiht zu werden. Am 1. August findet eine Prozession statt, wobei alle Pferde des Dorfes zusammengetrieben und von dem Priester mit Weihwasser besprengt werden. Am 6. August folgt das Apfelfest, wobei die Bauern Aepfel in die Kirche bringen und weihen lassen und darauf zum erstenmal die neuen Früchte kosten; denn vor dem 6. August neue Aepfel zu essen, gilt als eine große Sünde. Auch am Weihnachtstage zieht der Priester mit dem Kreuze von Haus zu Haus, ertheilt den Segen und erhält dafür einen frischgebackenen Kuchen und ein kleines Geschenk.

Bei der geringen Bildung des russischen Volkes ist es kein Wunder, daß der Aberglaube stark verbreitet ist. Hexen giebt es noch immer, und der Bauer ist fest überzeugt, daß die Urheberin einer Krankheit die Hexe ist. Junge Leute, namentlich Mädchen, versuchen auf verschiedene Weise die Zukunft zu erspähen. Am Semik, d. h. am siebenten Donnerstag nach Ostern, werfen die Mädchen Kränze in den Bach. Deren Kranz ruhig dahinschwimmt, wird im Verlaufe des Jahres heirathen. In der Neujahrsnacht begeben sich die Mädchen in Begleitung einer alten Frau auf einen Kreuzweg. Die Frau zieht mit einem Brotmesser um die Mädchen einen Kreis. Das Mädchen, welches das Geläute eines heimkehrenden Wagens hört, wird bald heirathen. Der Zauberer, der kluge Mann, Snáchar, wird häufig um Rath und Beistand gebeten. Ist der Hausfrau etwas verloren gegangen,

so ruft sie den Snáchar, um den Dieb zu entdecken; erkrankt jemand, so wird nicht der Arzt, sondern der Snáchar gerufen, um durch Beschwörungen das Uebel zu entfernen.

Die russische Geistlichkeit zerfällt in weiße und schwarze. Den ersten gehören die Popen und Diakonen zu, den letzteren die Mönche, aus deren Reihen die kirchlichen Würdenträger gewählt werden. Die Popen versehen das Seelsorgeramt, stehen aber beim Volk in einem sehr geringen Ansehen. Der Grund davon liegt theils in ihrer Unwissenheit und Armuth, theils in der kastenmäßigen Abgeschlossenheit des Priesterthums. Der Pope gilt dem Bauern nicht als ein Verkündiger des göttlichen Wortes, sondern nur als Vollbringer gewisser, durch den Ritus vorgeschriebener Ceremonien, wobei seine Person vollständig zur Nebensache wird. Armuth und Geldgier verleiten die Popen häufig auf unerlaubte Wege. Umsonst thut der Pope nichts, ums Geld alles; er nimmt einen Kopek lieber an, als nichts; aber er wird sicher einen Rubel erpressen, wo er weiß, daß er ihn erhalten kann. In Rußland ist jedermann verpflichtet, dem heiligen Abendmahl jährlich beizuwohnen; nun, die Meisten thun es nicht, erkaufen sich aber hierüber vom Popen ein falsches Zeugniß ums Geld. Nach Grenville C. C. Murray halten die Popen in vielen Gegenden den ganzen Branntweinhandel in den Händen.

Früher war der Popensohn gezwungen, in den geistlichen Stand zu treten; gewöhnlich erbte der älteste Sohn das Amt seines Vaters. Da aber auch die übrigen Söhne dem geistlichen Stande sich widmeten, vermehrte sich die Priesterkaste bald so, daß nicht genug Pfarren vorhanden waren, um alle Bewerber für Pfarrstellen befriedigen zu können. Hierdurch entstand in der Geistlichkeit ein Proletariat, das von Jahr zu Jahr der Gesellschaft lästiger wurde und dem Ansehen des ganzen Standes nicht förderlich war. Viele zogen in große Städte und boten ihre Dienste reichen Leuten für ihre Hauskapelle an; andere lungerten vor den Kirchen und feilschten da mit den Leuten um den Preis einer Messe oder eines Gebets. Jetzt ist ein wesentlicher Schritt zur Besserung der Verhältnisse der Weltgeistlichkeit dadurch gethan, daß die Popensöhne nicht mehr gebunden sind, den Stand des Vaters zu wählen. Man trifft heute Popensöhne unter den Universitätsprofessoren, Beamten, Kaufleuten und Fabrikanten.

Die Klosterleute zerfallen in Mönche und Nonnen. Es giebt in Rußland 480 Männer- und 118 Frauenklöster; die meisten liegen um Moskau und Kiew. In allen Klöstern entspricht die Regel noch derjenigen des heiligen Basilius. Der eigentliche Lebenszweck der Klosterbrüder ist die Pflege der kirchlichen Wissenschaften, das Beten und die Handarbeit, welche dadurch, daß alles, was das Kloster braucht, auch im Kloster hergestellt wird, sich zu einer umfangreichen gestaltet. Da ferner in den russischen Kirchen die Anwendung von Statuen verboten ist, findet sich in vielen Klöstern auch eine Malschule, wo die Heiligenbilder nach alten byzantinischen Mustern hergestellt werden. Auch gelten die Mönche seit altersher als die leidenschaftlichsten Vorfechter der Sache des heiligen Rußlands; daher das große Ansehen, dessen sie sich erfreuen. Die Frauenklöster scheiden sich in zweierlei Gruppen, in solche mit Klostergemeinschaft, Zellenwohnungen und freiwilliger Armuth, und in stiftartige, in welchen jede Nonne ihre eigene Wohnung hat und auf eigene Kosten lebt, aber wie in anderen Klöstern durch strenge Gelübde gebunden ist. Die Beschäftigung der Klosterfrauen besteht in Gebet, Handarbeiten und Krankenpflege.

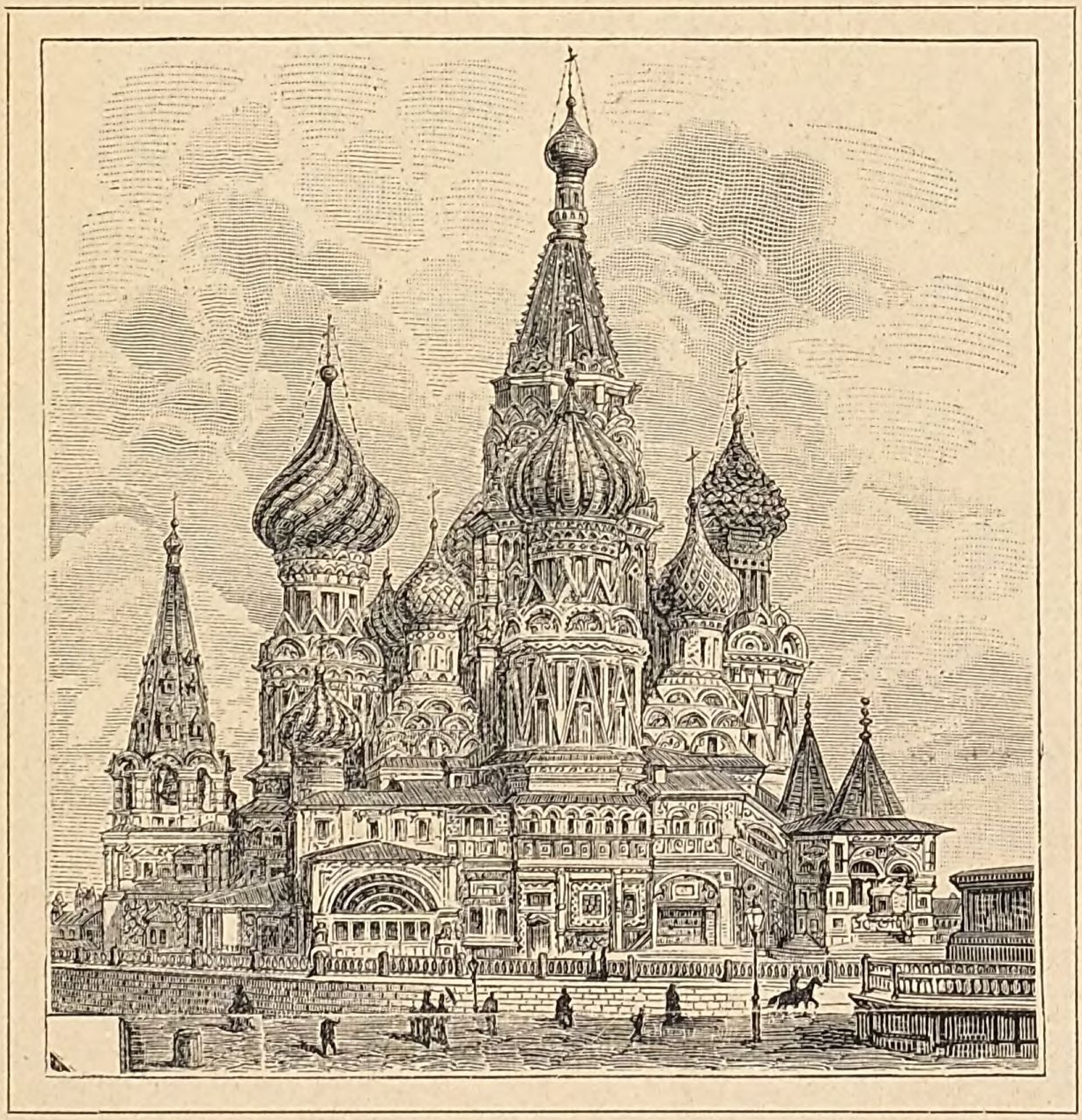
Trotzdem daß der griechisch-orthodoxe Glaube als Staatsreligion unter der Obhut des Staates steht und jeder Religionswechsel früher schwer bestraft wurde, wuchert das Sektenwesen nirgends mehr, als in Rußland. Die Sektirer zerfallen in Raskolniki, Dissidenten und Jeretiki, eigentliche Ketzer. Die Raskolniki stammen aus dem 17. Jahrhundert und zerfallen in Priesterhafte und Priesterlose. Die Streitpunkte, welche die ersteren von den übrigen Orthodoxen scheiden, sind von ganz untergeordneter Natur. So schreiben z. B. die Raskolniki den Namen Jesu anders als



Priester mit dem Heiligenbilde.

die Orthodoxen; sie machen das Zeichen des Kreuzes mit zwei, statt wie diese mit drei Fingern. Bei den Priesterlosen verrichten Männer und Weiber die Funktionen. Diese zerfallen wieder in mehrere Sekten. Die Wiedertäufer betrachten die Kirchen der Orthodoxen als Stätten des Antichristus; die Theodosianer verwerfen die Ehe; die Philipponen verabscheuen außer der Taufe alle Sakramente, in die wildesten Orgien auslaufen. Die Zahl aller Sektirer mag etwa 16 Mill. ausmachen. Ihre Gemeinden finden sich hauptsächlich in den größeren Städten, Kiew, Nowgorod, Moskau, St. Petersburg, auf dem flachen Lande in Kleinrußland, in den Kosakenländern, am Ural und in Sibirien.

Kosaken. Ein interessanter Theil des russischen Volkes sind die Kosaken oder Kasaken.



**St. Wassili in Moskau.**

den Eid und treiben den Fanatismus bis zum Selbstmorde. Die Jeretiki zerfallen in sehr viele Klassen; einige beachten noch die heilige Schrift, andere verwerfen sie ganz; es giebt Sekten, die an die Wiedermenschwerdung Christi glauben und andere, welche die Religion mit nervöser Erregung verwechseln. Die zum Prophezeien erforderliche Exaltation wird meist durch Springen, Tanzen, Kreisdrehen, Selbstzüchtigung herbeigeführt. Es giebt Springer, Selbstverbrenner, Selbsttaufer, lauter wüste Sekten, deren Versammlungen oft

Ihre Entstehung läßt sich bis in das Mittelalter zurückverfolgen, ihr Name taucht aber erst im 16. Jahrhundert zum erstenmal auf. Es waren freie, grundbesitzlose Leute des kleinrussischen Stammes, die vielfach als freiwillige militärische Genossenschaften den russischen Theilfürsten zu Dienste standen. Fortwährend gegen Türken und Tataren kämpfend, breiteten sie sich am unteren Dnjepr und in der Ukraine aus, und der Herscher dieser militärisch organisirten Republik führte den Titel Hetman (Ataman, ein Wort normannischen Ursprungs).

Im Jahre 1578 zog eine große Zahl von ihnen aus und gründete mit Vereinigung vieler Großrussen am Don ein neues Gemeinwesen. Das sind die jetzigen **Donschen** Kosaken, von denen die zurückgebliebenen als **Saporager** unterschieden werden. Später (1654) schlossen sich die letzteren an Rußland an und lebten in ihrer eigenthümlichen Verfassung ungestört bis 1775, in welchem Jahre Katharina II. ihren Staat auflöste. Ihre Reste wurden später in das Land zwischen Kuban und Mantysch versetzt (Kubansche Kosaken). Unter allen Kosaken sind die Donschen am tüchtigsten. Ihre großen für Rußland geleisteten Dienste sind unleugbar; sie drängten Mongolen und Tataren zurück, kämpften mit den Kalmücken, eroberten Asow und Sibirien. Jetzt sind sie im Besitze großer Ländereien; für diese zahlen sie keine Steuer, sind aber zum Militärdienst verpflichtet und zwar mit einer Dienstzeit von zwanzig Jahren. Im alltäglichen Leben zeichnen sie sich durch Fleiß und Redlichkeit aus; sie sind kräftig, ausdauernd und genügsam, dem Trunke nicht ergeben und halten ihr Geld sorgfältig zusammen, dabei lassen sie es jedoch keineswegs an der bekannten russischen Gastfreundschaft fehlen.

**Westslaven.** Die Gruppe der Westslaven umfaßt die **Littauer**, **Letten** und **Polen**. Die **Littauer** ($1^5/_6$ Mill.) wohnen vorzugsweise in den an Preußen grenzenden Gouvernements Wilna und Kowno. Was wir über dieses Volk bei Deutschland berichteten, gilt auch hier. Es sind mittelgroße Leute, mit kräftigem, wohlproportionirtem Körperbau, weißer Hautfarbe und blonden Haaren. Die Littauer waren einst ein mächtiges Volk, deren Großfürsten den Russen eine Provinz nach der anderen entrissen. Aber die Vereinigung mit Polen (1386) hatte den Verfall Littauens zur Folge, das später stückweise an Rußland kam. Die Littauer sind fast durchaus römisch-katholisch; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau; die Viehzucht hat bei ihnen nur geringe Bedeutung. Die **Letten** ($1^1/_7$ Mill.) haben im südlichen Livland und Kurland ihre Hauptsitze. Sie sind meist blond, von kurzer, gedrungener Statur, ein gutartiger, aber geistig etwas schwerfälliger Menschenschlag, dem es jedoch keineswegs an Bildungsfähigkeit fehlt. Im Gegensatz zu den Littauern sind sie größtentheils Protestanten und in ihren zahlreichen Volksschulen so weit gebildet, daß alle des Lesens, die meisten auch des Schreibens kundig sind. In ihrer Kleidung herrschen weiß und hellgrau vor; sie wohnen niemals in Dörfern, sondern in zerstreut liegenden Einzelhöfen, die sich durch Ordnung und Reinlichkeit auszeichnen. Die Letten sind ein stilles, friedliches, arbeitsames Volk von Ackerbauern und Hirten.

Die **Polen** Rußlands (5,600,000) gleichen ihren Brüdern in Deutschland und Oesterreich. Sie bilden in vielen Stücken einen direkten Gegensatz zu den Russen. Lebhaftigkeit des Geistes, Zierlichkeit des Benehmens, Raschheit im Handeln zeichnen sie vortheilhaft aus. Sie sind höflich, ritterlich, aber auch leichtlebig und ohne Ausdauer und namentlich anhaltender geistiger Arbeit abhold. Um der Leidenschaft für Pracht und Luxus fröhnen zu können, entsagt der Pole dem gewöhnlichen Komfort des Lebens; Schmutz und Glanz berühren sich sogar in den Palästen der Großen überall. Ein gebildeter Mittelstand fehlt ganz; die Bauern, hier wie in Rußland zu Leibeigenen gemacht, waren aufs furchtbarste gedrückt und leben vielleicht in keinem Lande Europas so ärmlich und elend, als hier. Die Polen sind durchaus Katholiken; aber die katholische Religion erfährt von Seiten der Russen die härteste Bedrückung. Gegenwärtig bemüht sich Rußland, durch Beförderung russischer Einwanderung, Einführung des Russischen als Sprache der Behörden und des Unterrichts, sowie durch Erbauung griechischer Kirchen der polnischen Nationalität ein Ende zu machen. Ob mit Erfolg, das ist zu bezweifeln. Denn die Formengewandtheit des geschmeidigen Polen, die Klugheit und hohe Bildung der katholischen Geistlichkeit und vielleicht noch mehr die Grazie der polnischen Frauen verwandeln nicht selten die in das Land gezogenen Russen in Polen. In der That findet man schon jetzt im Lande viele Familien mit russischen Namen, auch

griechischer Konfession, die sich zur polnischen Nationalität zählen, und viele der in Polen wohnenden Russen fassen Sympathie für die polnische Nation.

Hier wollen wir auch der Juden Rußlands gedenken. Am dichtesten wohnen sie in Polen, im nördlichen Kleinrußland, in Wolhynien, Podolien und Kiew. Wie in Galizien,



**Kubansche Kosaken.**

haben sie auch hier ein scharf ausgeprägtes Nationalbewußtsein bewahrt. Die Männer tragen einen langen Bart, einen schwarzen, durch einen Gürtel zusammengehaltenen Kaftan, Hosen und Stiefel. Ihr Kopf ist ganz geschoren, nur an den Schläfen lassen sie zwei Locken wachsen. Auf dem Schädel sitzt eine schwarze Mütze, über dieser ein breitkrämpiger Hut oder eine mit Fell verbrämte Tuchkappe. Die Frauen bedecken den Kopf mit einem turbanartig gefalteten Tuch, die verheiratheten verbergen die Haare unter dieser Kopfbedeckung, die anderen lassen es in Zöpfen über den Rücken hängen. Die orientalische Schönheit der Frauen verschwindet unter ihrem Schmutz. Denn in vielen Gegenden sind die Juden äußerst arm; da sind ihre Wohnungen wahrhafte Spelunken, wo in einem engen Zimmer oft drei bis vier Familien in unglaublichem Schmutz beisammen wohnen. Ihre Sprache ist, wie in Galizien, ein gebrochenes Deutsch. Juden trifft man überall, wo ein Geschäft zu machen ist; und es giebt kein Dorf, geschweige eine Stadt, in welcher sie die Wirthshäuser nicht innehätten. Die ackerbautreibende Bevölkerung ist ihnen ganz preisgegeben. Sie sind die Zwischenhändler auf dem Markte, wo sie die Preise herabdrücken. Sie sind die einzigen Geldspekulanten. Es giebt Dörfer, wo infolge des unausgesetzten Wuchers alles bewegliche und unbewegliche Vermögen verpfändet ist. Auch wirken sie direkt verderblich auf den Grundbesitz, wo sie auf dem Wege des Pachtens ihn in die Hände bekommen. Sie treiben die Wälder ab und schlagen möglichst viel Profit aus dem Boden, unbekümmert um den dadurch auf Jahrzehnte hinaus angerichteten Schaden. Die russische Regierung hat Versuche gemacht, in Neurußland, am Dnjepr, Dnjestr jüdische Ackerbaukolonien zu gründen. Aber der Versuch hat fehlgeschlagen. Der Jude kann vom Handeln nicht lassen. Nebstdem aber besitzen die Juden auch gute Eigenschaften. Sie halten fest an ihrer Religion, der Familiensinn ist nirgends mehr ausgebildet, als bei ihnen. Ihrer rastlosen Arbeit steht eine beispiellose Mäßigkeit zur Seite. Endlich besitzen sie einen ganz hervorragenden Drang zur Bildung. Es ist gar nicht selten in Rußland, daß Söhne armer Hausirer sich zu geachteten Aerzten und Gelehrten emporgearbeitet haben.

Finnen. Die Gruppe der nicht arischen Völker beginnen wir mit den Finnen. Die eigentlichen oder baltischen Finnen bilden mit den ihnen nahe verwandten Karelen die Hauptmasse (2,000,000) der Bevölkerung im Großfürstenthum Finland, welches seit 1809 mit Rußland durch Personalunion verbunden ist. Die Finnen sind mittelgroß, kräftig und gut gebaut. Gewisse Züge ihres Aeußeren, so die hervorstehenden Backenknochen, der Schnitt der Augen, zeigen die Merkmale der mongolischen Rasse, doch sind die Augen und Haare hellfarbig. Im Innern des Landes, wohin kein fremder, namentlich schwedischer Einfluß Eingang fand, wohnt der finnische Bauer in einem Blockhause. Wände und Dach sind mächtige Tannen- und Fichtenstämme; aus einer Oeffnung des Daches steigt durch einen kleinen Rauchfang die Rauchsäule empor. Hier in einem ungetrennten Raume wohnt der Hausherr mit seiner Familie, ja selbst mit seinen Hausthieren friedlich beisammen. In den südlichen Küstengegenden haben die Bauernhäuser viel Aehnliches mit denen der Schweiz. Die Tracht der Finnen ähnelt der des schwedischen Bauern; ihr Oberkleid besteht gewöhnlich in einer grauen Tuchjacke mit Metallknöpfen. Die Frauen lieben grelle Farben und putzen sich gern mit allerlei Ringen und Zierathen. Die Finnen sind ein überaus gediegener, arbeitsamer Menschenschlag, der den Wildnissen des aus Felsen, Sümpfen und dichten Waldungen bestehenden Bodens nur bei ausdauerndem Fleiße die kärglichen Gaben abringen kann, die sein Dasein fristen. Der Finne ist zumeist Ackerbauer, aber auch Viehzüchter und Fischer und sehr vortrefflich als Seefahrer. Er ist äußerst phlegmatisch; eines schnellen Entschlusses wird er nur sehr schwer fähig. Schweigend kann er lange Beleidigungen hinnehmen; der Ausbruch seines Zornes ist aber um so heftiger. In seinem Wesen liegt viel Ehrlichkeit und treuherzige Offenheit. Abge-

härtet, kaltblütig und äußerst muskelkräftig, ist er ein vorzüglicher Soldat. Einen Grundzug des finnischen Charakters bildet der Hang zur Poesie. Der Finne liebt den Gesang über alles. Im Südosten des Landes, am Ladogasee, da blüht das Volkslied noch urkräftig. Hier giebt es vielleicht nicht ein Kirchspiel, das nicht unter seinen Bewohnern einen oder mehrere Dichter zählte. Die Finnen sind fast durchaus Protestanten. Ein Beweis ihrer höheren Bildung ist, daß sie alle lesen und schreiben können.

Die *Liven*, *Esten* und *Lappen* werden unter dem Namen der *Tschudischen Finnen* zusammengefaßt. Die ersten zählen nur etwa 2000, die *Esten* etwa 800,000 Seelen. Körperlich gleichen sie ganz den eigentlichen Finnen und sind wie diese Ackerbauer, Fischer, aber weniger Viehzüchter. Auch sie sind Protestanten. Die russischen *Lappen* in einer Zahl von etwa 3000 Seelen bilden sowohl in körperlicher Beziehung, als auch in der Lebensweise ein und dasselbe Volk mit ihren skandinavischen Brüdern (S. 99). Der einzige Unterschied, welcher sie trennt, ist die Religion. Die russischen Lappen bekennen sich nämlich meist zur orthodoxen Kirche.



Krimtataren.

*Samojeden*, *Syrjänen* und *Wogulen* machen die Gruppe der *nordischen Finnen* aus. Die *Samojeden*, vielleicht 5000 Individuen, reichen in jeder Beziehung die Hände ihren asiatischen Stammesgenossen (S. Asien S. 76). Sie sind die einzigen Vertreter eines noch im Naturzustande befindlichen nomadisirenden Polarvolkes in Europa. Das harte Leben in den eisigen Tundren, Trägheit, Stumpfheit, die fast alljährlich unter den Renthieren herrschenden Seuchen führen sie einem gänzlichen Erlöschen entgegen. Dem Namen nach sind sie zwar Christen, aber viele bekennen sich ganz offen zum Schamanenthum. Die *Syrjänen* (80,000) waren mit den weiter südlich wohnenden Permjäken und Wotjaken die ersten Finnen, welche sich zu einiger Kultur aufschwangen. In der ersten Hälfte des Mittelalters hatten sie ein mächtiges, bis an das Eismeer sich erstreckendes Reich, *Biarmien*, gegründet und unterhielten hier einen lebendigen Handelsverkehr mit den Normannen. Ruinen einstiger Städte sind in jenen nordi-

schen Gegenden noch heute zu sehen. Die Syrjänen bilden eine Uebergangsstufe zwischen den nomadisirenden Samojeden und den ackerbautreibenden Finnen. Sobald die Wintertage anbrechen, beginnen sie in Gesellschaften von zehn bis zwanzig Mann ihre großen Jagden auf Pelzthiere; im Frühjahr heimgekehrt, besorgen sie dann Saat und Ernte. Wie unter den Russen, herrscht auch bei ihnen der Gemeindeverband; wie dort bildet auch hier der Grund das Eigenthum der Gemeinde und wird je nach Bedarf unter den Familien vertheilt. Die Syrjänen sind griechische Christen. Die Wogulen oder Ugern stehen in nächster Verwandtschaft mit den Magyaren. Sie sind eigentlich schon ein asiatisches Volk, denn auf europäischem Boden wohnen nur etwa 2000 Köpfe. Sie sind mittelgroß, kräftig gewachsen, haben wenig Bart, tiefliegende Augen, schwarzes oder braunes Haar. Nur wenige haben feste Wohnsitze und leben von Ackerbau; die meisten führen ein unstätes Jägerleben und betreiben nebenbei noch etwas Fischerei. Die Tracht aller dieser Völker nähert sich der russischen. Die Wogulen sind zum Theil nominell Christen; im Norden hängen sie aber noch dem Schamanismus an.

Permjäken, Wotjaken, Mordwinen, Tscheremissen bilden die Gruppe der Ost- oder Wolgafinnen. Die Permjäken (70,000) sind verwilderte Nachkommen eines früher bedeutenden Volkes, das sowohl in Stärke, als auch in Kultur sehr heruntergekommen ist. Jetzt bildet Jagd, Fischerei und etwas Ackerbau ihre Beschäftigung. Sie sind russische Christen. Die Wotjaken (240,000), Mordwinen (800,000), Tscheremissen (290,000) sind etwas schwerfällige, aber ehrliche, gastfreie Menschen, die fleißig Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht treiben, auch wohl ein Handwerk üben. Die Wotjaken sind klein von Wuchs, aber kräftig; sie kleiden sich russisch, haben aber dürftige, unreinliche Wohnungen. Die Mordwinen sind schöne, kräftige Leute, mit blauen oder grauen Augen und freundlichem Wesen. Die Männer tragen auch hier die russische Kleidung, aber bei den Frauen sieht man noch die alte, reiche Nationaltracht, auf dem Kopf eine niedrige Mütze aus Leinwand mit bunter Stickerei, ein reich gesticktes, hemdartiges Kleid, um den Hals Glasperlen, eine Art Schurz mit langen Fransen, in den Ohren Gehänge und an denselben ein paar buntgefärbte Hasenschwänze, an den Füßen zierliche Bastschuhe mit Lederriemen. Ein kleiner Theil der Mordwinen bekennt sich zum Islam; die übrigen sind Anhänger der russischen Kirche. Die Tscheremissen zerfallen in Berg- und Wiesenbewohner; die ersteren sind größer, kräftiger und schöner als die letzteren; sie betreiben Ackerbau, während die letzteren von der Jagd leben. Die Dörfer der Bergbewohner unterscheiden sich deutlich von denen der Wiesen-Tscheremissen. Die ersteren sind ganz im Grün der Obstbäume, Linden, Birken und Erlen versteckt; die Umgebung der letzteren verräth keine Spur von Pflanzenwuchs. Im Uebrigen ist die Bauart der Häuser, die Kleidung gänzlich den benachbarten Völkern entlehnt. Der tscheremissische Bauernhof hat nur ein einziges charakteristisches Stück aufzuweisen, eine aus dünnen Balken aufgebaute und mit Holzspänen bedeckte Hütte, welche als Sommerwohnung dient. Wotjaken und Tscheremissen sind noch theilweise Heiden; an geweihten Orten, in Wäldern werden den alten Gottheiten noch heute Opfer gebracht. Bei den Heiden ist noch Vielweiberei üblich, und der Mädchenraub wird bei beiden Völkern noch immer geübt.

Türkisch-Tatarische Völker. Zu den türkisch-tatarischen Völkern gehören die verschiedenen Gruppen der Tataren (1,300,000), Baschkiren (etwa 1 Mill.), Tschuwaschen (570,000) und Kirgisen (200,000). Unter den Tataren ragen die Kazanschen und Krimschen vor. Beide sind Nachkommen der Goldenen Horde, und namentlich sind die Kazanschen die gebildetsten und vorzüglichsten Vertreter des tatarischen Stammes in Rußland. Es besteht unter ihnen ein Adel, der hohes Ansehen besitzt, und viele der Edlen leiten ihre Abstammung von Dsingischan her. Der körperliche Typus der Krimschen weicht aber von dem der Kazanschen ab. Während letztere



Tatarenfamilie.

große, sehnige Gestalten und ausgeprägte mongolische Merkmale haben, findet man unter den ersteren mitunter kleine, untersetzte, dickliche Leute, deren Gesichter mit den schlaffen Zügen sich eher an die Gesichter der nicht mehr reinrassigen Osmanen anschließen. Beide haben dieselbe Tracht. Weite Beinkleider, an den Füßen halbhohe Stiefel oder Pantoffel, einen bis zum Knie reichenden Rock, um den Leib einen Gürtel, ein langes Oberkleid, auf dem Kopfe runde Filzhüte oder eine Mütze von Lämmerfell. Sämmtliche Tataren sind Mohammedaner, doch kommt die Vielweiberei nur in beschränktem Maße vor. Die Kasanschen sind friedliche, fleißige Ackerbauer, Handelsleute und Gewerbetreibende; unter den Krimschen treiben die am Asowschen Meere sitzenden gleichfalls Ackerbau; die auf dem taurischen Chersones wohnenden sind Obstzüchter, Wein- und Gartenbauer, in den Städten Handwerker. Sie sind ein nüchternes, gastfreies Volk, dabei aber gleich allen Mohammedanern jeglichem Fortschritt abhold.

Die Baschkiren sind Nachkommen der ugrischen Bulgaren. Getrennt von ihren Stammesgenossen, wurden sie vollständig tatarisirt und haben von den Tataren nicht nur Religion, sondern auch Sitten, Lebensweise und Kleidung angenommen. Sie haben ein plattes Gesicht, schwachen Bart, untersetzten, aber kräftigen Körperbau. Dem Charakter nach sind sie gastfrei, aber diebisch, besonders zum Pferdediebstahl geneigt. Sie befinden sich gegenwärtig auf der Uebergangsstufe vom Nomadenleben zur Seßhaftigkeit. Nur wenige treiben Ackerbau, um so mehr aber Schaf- und Pferdezucht. Auch die Nomadisirenden verbringen den Winter in festen Häusern in Dörfern beisammen; aber mit Anbruch des Frühlings ziehen sie mit ihren Heerden in die grasreiche Ebene und wohnen dann theils in Filzzelten, theils in Hütten aus Stangen und Baumrinde. Die Tschuwaschen sind gleichfalls tatarisirte Finnen. Sie haben eine hagere Gestalt, blasse Gesichtsfarbe, sind träge und schmutzig, aber friedlich, treu und redlich; sie treiben Jagd und Feldwirthschaft. Sie lieben die Einsamkeit und Abgeschlossenheit; deshalb bauen sie ihre Dörfer in den abgelegenen Schluchten der Wälder. Charakteristisch ist bei ihnen die Stellung, die sie den Frauen einräumen, welche als vollständig gleichberechtigt mit den Männern betrachtet werden. Viele der Tschuwaschen sind noch Heiden, obgleich die Mehrzahl derselben dem Christenthum gewonnen ist; aber auch bei den letzteren steht der heidnische Priester, der zugleich Zauberer und Arzt ist, in hohem Ansehen. Die Kirgisen sind, wie ihre asiatischen Brüder (S. Asien 117), eingefleischte Nomaden. Das Filzzelt dient als Wohnung, der Reichthum besteht in Heerden von Pferden, Rindern und Kameelen. Wie der asiatische, ist auch der europäische Kirgise träge und faul; außer der Sorge für die Heerde kennt der Mann keine Beschäftigung; alles Uebrige wird der Frau aufgebürdet. Die Kirgisen sind gastfrei, nebstdabei aber habsüchtig und listig; nächtliche Raubzüge und Ueberfälle gehören nicht zu den Seltenheiten. Sie sind Mohammedaner, doch durchaus keine Fanatiker; die Frauen bleiben selbst in Gegenwart von Christen unverschleiert; ja, es besteht sogar ein gewisser gesellschaftlicher Verkehr zwischen beiden Geschlechtern.

Mongolen. Den Schluß dieses Völkergewirrs machen wir mit den mongolischen Kalmücken. Ein echtes, asiatisches Nomadenvolk (150,000) in der einsamen Steppe des Südostens. Die Kalmücken sind hoch, kräftig, mit brauner Hautfarbe und aufgestülpter Nase, häufig mit schief geschlitzten Augen. Die Männer tragen lange Röcke, Beinkleider und Stiefel. Das Haupthaar wird abgeschoren, nur in der Mitte bleibt ein Zopf stehen; auch werden die Barthaare bis auf den Schnurrbart rasirt. Die Frauen haben blaue Beinkleider, hohe Stiefeln von nahezu chinesischer Form, einen blauen Rock und darüber noch zwei lange, weite, mit Borten verzierte Ueberröcke, die verschiedenfarbig getragen werden. Die Haare hängen in Zöpfen herunter und werden bei Mangel durch Roßhaare ersetzt. Auf dem Haupte sitzt eine viereckige Mütze, in den Ohren und Haarsträhnen werden schwere

Silberringe getragen. Das Kalmückendorf — Chutun — umfaßt mehrere Kibitken. Diese sind kreisrunde, mit Filzdecken belegte Zelte; in der Mitte derselben befindet sich eine runde Oeffnung, um den Rauch durchzulassen. Der Boden ist gewöhnlich mit orientalischen Teppichen geschmückt, an der Wand stehen niedrige Lagerstätten, mit persischen Teppichen behängte Kästen, bestimmt zum Bergen der Familienschätze, ferner Hausgeräthe, Schläuche aus Thierhäuten zum Aufbewahren des Arkés, eines aus Milch hergestellten Schnapses. An den Wänden hängen Waffen, Jagdgeräthschaften, Sättel. Die Kalmücken sind zum kleinsten Theil seßhaft, die meisten sind Nomaden. Die Seßhaften treiben Ackerbau, Fischfang, auch geben sie sich allen möglichen Gewerben hin. Die Nomaden besitzen Kameele, Pferde, Hornvieh und Schafe, doch ist bei ihnen die Viehzucht im Niedergange begriffen. Die Männer besorgen die Heerden; die Frauen haben die Stuten, Kühe und Kälber zu warten, Schläuche herzustellen, Getränke zu bereiten, Wolle zu spinnen und Kleider zu nähen. Die Kalmücken sind Buddhisten und zwar Anhänger des Dalai Lama von Lhassa in Tibet; sie haben in chinesischem Styl erbaute Pagoden, buddhistische Gebetmühlen. Der Bestattung gewisser Leute wird eine ganz besondere Sorge gewidmet. Die Körper derjenigen, die im Rufe der Heiligkeit standen, werden verbrannt, die Leichen der minder Vornehmen in das Wasser geworfen oder einfach in der Steppe den Raubvögeln preisgegeben. Ueber der Asche der verehrten Leiche wird häufig eine Kapelle errichtet.

## 26. Die Balkanhalbinsel.

Der Sitz des schwindenden Halbmonds und die Heimstätte durch die Freiheit wieder geborener Völker.*) Im Osten vom Schwarzen, Marmara und dem Aegäischen, im Süden und Westen vom Mittelländischen, Jonischen und Adriatischen Meer umflossen, hängt die Halbinsel nur im Norden mit dem Festlande zusammen. Als nördliche Grenze derselben kann eine zwischen den Endpunkten der Adria und des Schwarzen Meeres gezogene Linie betrachtet werden. Massig und kontinental im Norden, verjüngt sich die Halbinsel gegen Süden und entfaltet sich nicht nur zum südlichsten sondern auch zum gegliedertsten Theile Europas. Mit Ausschluß der dalmatinischen Küste Oesterreichs, Bosniens und der Hercegovina theilen sechs Staaten das 526,739 qkm umfassende Areal der Halbinsel; im Norden das Königreich Serbien (48,590 qkm), das Fürstenthum Montenegro (9,085 qkm), im Nordosten das Königreich Rumänien (131,402 qkm), im Süden desselben das tributäre Fürstenthum Bulgarien mit Ostrumelien (96,660 qkm). Die ganze Mitte vom Adriatischen und Jonischen Meer bis an die Gestade des Schwarzen, Marmara und Aegäischen Meeres nehmen die unmittelbaren Besitzungen der europäischen Türkei ein (168,533 qkm), wozu noch der zwischen Montenegro und Serbien gelegene Sandschak Novibazar (7,350 qkm) zu rechnen ist, der zwar durch österreichisch-ungarische Truppen besetzt, aber unter türkischer Verwaltung steht; die südlichsten Theile bilden das Königreich Griechenland (65,119 qkm).

Nicht gleich günstig ist die Küstenentwicklung der umsäumenden Meere. Das Gestade des Schwarzen Meeres ist steil, einförmig und hafenarm, im Donaudelta mit ausgedehnten Sumpflandschaften, an der Dobrudscha mit Haffen und Nehrungen besetzt; eine viel gegliederte Bucht findet sich nur bei Burgas. Die Verbindung zwischen dem Schwarzen und Marmara Meere bildet der Bosporus,

*) Siehe Karte Balkanhalbinsel.



Konstantinopel.

eine 30 km lange, durchschnittlich 1.600 m breite Straße, durch welche, wie durch einen mächtigen Strom, die Gewässer des Nordens nach Süden fließen. Die einzige Einbuchtung auf europäischer Seite bildet das 6 km weit ins Land schneidende Goldene Horn, dessen weiter und sicherer Hafen auch von den größten Flotten befahren werden kann. Die Wichtigkeit dieses Punktes wurde schon im fernen Alterthum erkannt. Hier gründeten die Megarer im 7. Jahrhunderte v. Chr. Bizantium; hier erbaute Konstantin der Große auf sieben Hügeln seine neue Hauptstadt, das Neue Rom; hier faßte der Halbmond festen Fuß, von hier aus zogen seine Schaaren erobernd nach Nordwesten vor. Zwischen zwei Meeren und zwei Kontinenten gelegen, hält Konstantinopel den Schlüssel zweier Welttheile in den Händen, als geborene Herrscherin Europas und Asiens. Die europäischen Küsten des Marmara Meeres sind wenig gegliedert; den Abfluß bildet der sagenberühmte Hellespont, die Straße der Dardanellen, welcher im Westen die langgezogene Halbinsel Gallipoli vorgelagert ist.

Die Nordküste des Aegäischen Meeres ist zwar buchtenreich, besitzt aber wenig vortheilhafte Küstenplätze. Am reichsten tritt die Gliederung an den Westküsten desselben Meeres auf. Zwischen dem Golf von Rendina oder Orfano und dem Golf von Saloniki ragt die Chalkidische Halbinsel mit ihren drei Landzungen weit ins Meer hinein. Die östlichste derselben, die Athoshalbinsel ist nur durch einen flachen Isthmus mit der Halbinsel verbunden; es ist dies die Stelle, wo Xerxes einen Kanal graben ließ, um seine Flotte nicht den wilden Stürmen am Vorgebirge des Athos auszusetzen. Im weit ausgedehnten Golfe von Saloniki liegt der gleichnamige und zweitwichtigste Hafen der Türkei. Nun folgen um die ganze Griechische Halbinsel herum in großer Fülle tief einschneidende Golfe und weit vorspringende Halbinseln. Die dörferreiche Pelion- (Plessidi-) Halbinsel mit dem Golfe Volo; die Attische Halbinsel zwischen den Golfen Petali und Aegina, die Argolische Halbinsel mit dem Golfe von Nauplia, im Süden des Peloponnes die Golfe von Marathonisi und von Koron, welche das Land in drei Halbinseln zerlegen. An der Südspitze der mittleren Halbinsel (Maina), bildet das Kap Matapan den südlichsten Punkt Europas. Im Westen des Peloponnes liegt der flache Golf von Arkadia; dieser geht nordwärts in den Golf von Patras über, welcher durch eine kaum 2000 m breite Straße mit dem langgezogenen Busen von Korinth in Verbindung steht. Peloponnes und Attika hängen nur durch die schmale Landenge von Korinth zusammen. Die Durchstechung derselben wurde im Jahre 1884 begonnen und im Jahre 1893 beendet und zwar an einer Stelle, die einst Nero zum Durchstich benutzen wollte. Die Küste von Epirus im Jonischen Meer ist förmlich zersägt, sie besitzt nur eine einzige größere Einbuchtung, den Golf von Arta, mit flachen, sandigen Ufern. Von der felsigen Landzunge Linguetta verläuft die Küste Albaniens geradlinig nach Norden, sie ist flach, sumpfig und ungesund.

Mit Ausnahme des Schwarzen Meeres umsäumt die Küsten der Balkanhalbinsel ein reicher Inselflur. Den Norden des Aegäischen Meeres nehmen die Thracischen Inseln ein, Thasos, Samothrake, Limnos, Imbros, die zwar politisch zu Asien gehören, aber geographisch von Europa nicht geschieden werden können. Im Nordosten Griechenlands liegen die zerstreuten Nördlichen Sporaden, das langgezogene Negroponte (Euböa) welches vom Festlande nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt ist. Im Kanal von Euripos tritt die Insel dem Festlande so nahe, daß die Endpunkte beider überbrückt werden konnten. Im Süden von Euböa folgen die Reihen der Kykladen, deren südliche Gruppe Milos, Polinos, Santorin, von vulkanischer Natur ist. Der Ausbruch im Jahre 1866 hat nicht nur die Gestalt von Santorin stark verändert, sondern ließ auch zwei neue Inselchen aus dem Meere auftauchen. Ein tiefes Meeresbecken trennt die Kykladen von Kreta, Kandia, zu dem vom südlichen Peloponnes die Inseln Cerigo und Cerigotto hinüberführen. Kreta besitzt ein Areal

von 8618 qkm; ihre Nordküste ist reich gegliedert und besitzt viele Buchten und treffliche Häfen. Im Westen Griechenlands, am Golfe von Patras, beginnt die Reihe der Jonischen Inseln, deren nördlichste, Korfu, zugleich die bedeutendste ist. Der ausgezeichnete Hafen der Insel ist ein wichtiger Stationspunkt für die Schiffe, die auf dem Mittelmeer verkehren. Die Küste Albaniens ist insellos. Die Thracischen Inseln und Kreta sind türkischer Besitz, die übrigen gehören zu Griechenland.

Der reichen Küstenentwicklung entspricht eine nicht minder reiche vertikale Gliederung im Aufbau der Halbinsel. Sie ist fast durchaus ein Gebirgsland; nur der Nordosten, Rumänien und ein kleiner Rest des nordöstlichen Bulgariens darf von diesem geschieden werden. Oestlich und südlich von den Siebenbürgischen Karpaten erstreckt sich das rumänische Tiefland. Doch kann eigentlich nur der südöstliche Theil des Königreiches mit diesem Namen bezeichnet werden, da von dem Gürtel der Karpaten sowohl gegen Osten als auch gegen Süden bis in die Mitte des Landes niedrige Bergländer sich erstrecken, in welche die Flüsse tiefe Becken eingegraben haben. Jenseit des großen Donauknies bis zum Schwarzen Meer dehnt sich die Dobrudscha aus. Es ist dies eine wasserarme, mit dürrem Grase spärlich bewachsene Fläche, welche nur an wenigen Stellen Ackerboden aufweist und zumeist mit einem feinen, grünlichen Sande bedeckt ist. Nur im Norden an der Donau wird die Einthönigkeit dieses öden Striches durch Gebirge unterbrochen, deren schroffe, theilweise bewaldete Gipfel bis 500 m emporsteigen.

Alles übrige Land ist durchaus ein Gebirgsland, in welchem kleinere Ebenen nur vereinzelt angetroffen werden. Diese sind zumeist ehemalige Seebecken, oder finden sich in den Mündungsgebieten der Flüsse, wo sie dann den Charakter von Tiefebenen haben. Die wichtigsten Hochebenen sind: das Amselfeld (Kossovo-Polje) an der serbisch-macedonischen Grenze, die von Üsküb am oberen Vardar, die von Monastir im östlichen Macedonien, die Hochebene von Sofia. Unter den Tiefländern ragen die von Saloniki am unteren Vardar die von Seres an der unteren Struma, beide im südlichen Macedonien hervor, denen sich die Niederung von Larissa in Griechenland anschließt.

Bei der mangelhaften Kenntnis der orographischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel, bereitet schon die Eintheilung der Gebirge eine große Schwierigkeit. Als eine natürliche Scheidegrenze erscheinen die Flußläufe der serbischen Morava und des macedonischen Vardar, welche die Gebirgsländer in eine östliche und eine westliche Hälfte trennen. Doch ist die Scheidung keine gänzliche, denn die ostserbischen Gebirge dürfen geognostisch von den westserbischen nicht getrennt werden. Viel leichter gestaltet sich die Uebersicht, wenn man beachtet, daß in den Gebirgen der Halbinsel zwei Hauptrichtungen vorherrschen, eine von Nordwest nach Südost, die andere von West nach Ost; die erste umfaßt das albanisch-griechische System, die zweite den Balkan und die Rhodope. Beide Hauptrichtungen treten mit einander durch Querjoche wiederholt in Verbindung und hängen auch mit den außerbalkanischen Gebirgen zusammen, im Nordwesten mit dem Karst, im Norden mit den Siebenbürgischen Alpen.

Die erste Hauptrichtung umfaßt Montenegro, Serbien, Albanien, Macedonien und Griechenland. Unzertrennlich sind diese Gebirgsländer mit dem dalmatinischen und bosnischen Karst verbunden; Kalkmassen ziehen dem ganzen Ufer des Adriatischen und Jonischen Meeres entlang, von Triest bis zur Südspitze Griechenlands; die öde Karstnatur mit ihren Felsen, Dolinen, schwindenden Bächen tritt in Montenegro, Serbien, Albanien und Epirus auf. Das kleine Montenegro (Crnagora) ist ein wild zerklüftetes Gebirgsland, dessen zackige und blendendweiße Gipfel in der östlichen Hälfte des Ländchens ihre höchsten Erhebungen besitzen, den 2606 m hohen Dormitor und den 2448 m hohen Kom. Zur Bocche di Cattaro fällt das Gebirge mit beinahe senkrechten Wänden ab und läßt im Südwesten dem fischreichen Skutarisee Platz, in welchen der Hauptfluß des Landes, die Moratscha mündet. Serbien ist ein

von zahlreichen Flußthälern, Schluchten und Gebirgsketten durchschnittenes Hochland. Das Thal der Morava (bulgarische und serbische Morava) theilt dasselbe in eine östliche und westliche Hälfte. Die höchsten Erhebungen finden sich im äußersten Südwesten des Landes, im Kopaonik, dessen höchster Gipfel 2106 m Höhe erreicht. Der ganze Nordwesten ist ein waldreiches Mittelgebirge mit zumeist reizenden und überaus fruchtbaren Thälern. Das Mittelgebirge entsendet einen Ausläufer nordwärts bis zur Donau, auf welchem Belgrad liegt, dessen Festung die Donau beherrscht. Das ostserbische Bergland ist als Fortsetzung der Siebenbürgischen Alpen zu betrachten, von denen es durch den großartigen Donaudurchbruch getrennt ist. Das Gebirge erreicht in der Golubinje Planina (1321 m) seine bedeutendste Entwicklung; diese ist reich an Höhlen und trägt Karstbildungen auf ihren breiten Rücken. Weiter südlich, zwischen Timok und Morava zieht die Gulijanska Planina (1045 m), welche zum Balkan hinüberführt.

Im Süden von Montenegro streicht das Nordalbanische Gebirge bei wachsender Höhe gegen Nordosten. Im Südosten desselben erhebt sich der Schar Dagh, dieser mächtige Centralknoten der westlichen Gebirgsländer, dessen höchster Gipfel, der 3050 m hohe Ljubaton, den Kulminationspunkt der ganzen Halbinsel bildet. Am Fuße des Schar Dagh entspringen zahlreiche Flüsse, welche den drei Wassergebieten der Adria, des Schwarzen und Aegäischen Meeres angehören. Die Morava mündet in die Donau, der Vardar ins Aegäische, der weiße Drin ins Adriatische Meer. Vom Schar Dagh zieht die Hauptkette nach Südosten; oberhalb des Ochrida und Presba Sees theilt sich dieselbe in zwei Züge, von welchen der westliche die südöstliche Richtung beibehaltend über den Grammos bis zum Metsovon reicht, welcher wieder mit dem Pindussystem hart zusammenhängt. Zwischen den letztgenannten Seen und dem Vardar ziehen abermals wirre Gebirgsländer mit über 2000 m hohen Gipfeln bis an die Grenze Thessaliens, wo sie im Golfe von Saloniki im 2985 m hohen Olymp einen erhabenen Abschluß finden. Wenig bekannt sind die westalbanischen Gebirge. Sie streichen bis ans Meer, oftmals wild zerrissene, unwegsame Schluchten bildend. Südlich folgen die Gebirge von Epirus. Diese bilden an der Meeresküste im Tschikaberg einen bis über 2000 m ansteigenden ungeheuren Wall, nehmen aber gegen Süden an Höhe bedeutend ab. Im Osten des Vardar tritt das macedonische Gebirge sowohl durch den Kara Dagh, als auch durch den Kosiak, beide an der südserbischen Grenze, mit dem Balkan in Verbindung. Die Hauptmasse der macedonischen Gebirge ist die zwischen Vardar und Struma (Karasu) gelegene Males Planina, die höchste Erhebung der 2681 m hohe Jeltepe im Osten der Struma. Die Gebirge der Chalkidischen Halbinsel stehen nur durch eine schmale Bodenschwelle mit den macedonischen in Verbindung. Der erhabenste Gipfel findet sich auf der östlichsten der drei langgestreckten Zungen, wo der durch seine seit 968 bestehende Mönchskolonie berühmte Athosberg 1935 m mißt.

Am Knoten des Metsovon beginnt die Hauptkette Griechenlands, der Pindus. Dieser streicht gleichfalls nach Südosten bis an den Golf von Korinth, sein höchster Gipfel ist der in der Mitte der Kette gelegene Veluchi (2316 m), an den sich der nach Osten laufende Querriegel des Othrys ansetzt. Am genannten Golfe erhält auch der Pindus eine westöstliche Richtung und löst sich in einzelne Berggruppen auf. Da folgen die geschichtlich berühmten Gipfel des Parnaß (2459 m), des quellenreichen Helikon (1750 m), des wilden Kithäron (1410 m), im Nordosten von Athen der marmorreiche Pentelikon (1108 m). Das Land westlich vom Pindus füllen schön bewaldete Gebirgsrücken von gleicher Richtung aus, zwischen denen der Aspropotamos sein anmuthiges Thal gegraben hat. Der Peloponnes ist durchaus ein Hochland, im Norden und Osten von steilen Randgebirgen umschlossen. Dem Hochlande sind einzelne Bergketten aufgesetzt, zwischen denen kleine Kesselthäler sich ausbreiten. Die Kette des marmorreichen Taygetos, Pentedaktylon, füllt die mittlere der

drei südlichen Halbinseln aus, ist aber mit dem centralen Hochlande Arkadiens nur lose verbunden. In ihm findet sich die höchste Erhebung des Peloponnes (2409.)

Der Balkan beginnt am rechten Ufer des Timok an der Donau, wo dieser mächtige Fluß seine wilde Kataraktenstrecke zwischen dem Karpaten- und Balkansystem durchströmt. In einem weiten Bogen südöstlich und dann östlich gerichtet reicht dieser gewaltige Gebirgszug bis an das Schwarze Meer und besitzt eine Länge von etwa 600 km. Der westliche Flügel, vom Timok bis zum Iskerdurchbruch im Norden von Sofia, wird im Ganzen Stara Planina genannt; diese besitzt eine einfache Gliederung und bis über 2000 m sich erhebende Gipfel und steht mit den ostserbischen Gebirgen in Verbindung. Der mittlere Theil, der Große Balkan, reicht bis in die Gegend von Kazanlik. Er ist der höchste Abschnitt des ganzen Zuges mit einer mittleren Höhe von 2000 m und dem 2386 m hohen Jumrukčal, als dem höchsten Gipfel des Balkans. Das östliche Drittel nimmt an Höhe bedeutend ab; es löst sich in parallele Ketten auf, von denen die südlichste im Kap Eminé bis an das Schwarze Meer läuft. Nach Norden fällt der Balkan sanft ab, ist mit schönen Waldungen bedeckt und geht allmählig in die zusammenhängende etwa 400 m hohe bulgarische Hochebene über. Der südliche, ostrumelische Abfall ist steil, kahl und felsig; hier sind dem Hauptzug kleine parallele Ketten vorgelagert, die Sredna Gora, der Karadza Dagh, mit dem anmuthigen, durch seine herrlichen Rosengärten berühmten Tundzathal. Rumelien, dieses alte Thracien, ist in seiner östlichen Hälfte, im Flußgebiet der Maritza, mit Mittelgebirgen bedeckt und ein mit reichen Fruchtfeldern gesegnetes Land. Die Mittelgebirge werden im Osten unter dem Namen Istrandza Dagh zusammengefaßt. Die westliche Hälfte des Landes trägt das mächtige nach Südosten streichende Despoto oder Rhodope Gebirge. Dieses beginnt mit dem gewaltigen Rilo Dagh im Südosten der Hochebene von Sofia, füllt alles Land zwischen Mesta und Maritza aus und reicht bis an das Aegäische Meer. Die Rhodope übertrifft an Höhe selbst den Balkan. Die höchsten Gipfel sind der Tepe (2923 m) und der eben genannte Rilo Dagh (2731 m), welcher mit den Gebirgen Macedoniens in unmittelbarem Zusammenhang steht.

Die balkanischen Inseln sind durchaus gebirgig. Alle sind sie Reste eines in früheren Erdperioden versunkenen Landes, von dem nur die höchsten Spitzen zurückgeblieben sind. Viele bestehen nur aus einem einzigen Bergkegel. Die größten Inseln besitzen zugleich die höchsten Erhebungen. Auf Euböa mißt der Delphi-Berg 1743 m, auf Kreta der centrale Idagipfel 2457 m, der Pneumagipfel im Westen der Insel 2469 m.

Mit fließenden Gewässern ist die Balkanhalbinsel reich ausgestattet; und zwar sind die Flußthäler dermaßen angelegt, daß durch dieselben der Verkehr von Norden nach Süden sehr erleichtert ist. Für Schiffahrtszwecke sind sie wegen ihrer Kleinheit nicht geeignet und dürfen im Vergleich zur Donau überhaupt kaum genannt werden. Dieser mächtige Fluß tritt beim Eisernen Thor in das Gebiet der Balkanländer und bildet die Grenzmarke zwischen der Walachei, Serbien und Bulgarien. Er scheidet nicht nur Länder, sondern auch Völker. Beim Eintritt in die Walachei nimmt der Strom eine südöstliche Richtung ein; unterhalb Vidin wendet er sich nach Osten, bei Silistria nach Norden, bei Galatz wieder nach Osten und eilt seinem Mündungsgebiete zu. Die Ufer der Donau bieten in ihrem Unterlaufe nichts Angenehmes; sie sind häufig öde und traurig. Die Theilung des Bettes vermehrt sich ins Unglaubliche und es treten am linken Ufer Seen, Sümpfe und todte Arme auf. Das Deltaland ist eine 2600 qkm umfassende, mit Seen, Lachen und Schilfwaldungen bedeckte Wildniß. Der Strom theilt sich gegenwärtig im Deltalande in drei Arme, den Kilia- und Sulina-Arm und den Georgskanal, von denen nur der mittlere befahren wird, aber der Gefahr steter Versandung ausgesetzt ist.

In klimatischer Beziehung herrscht große



Im Balkan.

Mannigfaltigkeit. Der Norden, namentlich Rumänien besitzt ein kontinentales Klima mit scharfen Gegensätzen der Winterkälte und Sommerwärme. Die Hochländer Montenegros und Albaniens sind rauh, wogegen die albanesischen Küstenstriche zu den heißesten Gebieten der Halbinsel gehören. Eine scharfe klimatische Grenzscheide bildet der Balkan. Während im Norden desselben noch die rauhen Winter Osteuropas sich zeigen, besitzt die Südseite ein milderes Klima mit südeuropäischem Pflanzenwuchs, mit Rosengärten, Wallnußhainen und feurigen Weinen. Herrlich ist das Klima Griechenlands. Die Küstenstriche stehen überall unter dem mildernden Einflusse der Seewinde; „die große Klarheit der Luft läßt unter dem tiefblauen Himmelsdome auch die fernsten Gebirgslinien mit großer Schärfe erkennen." Doch steigt das Thermometer in den bergumschlossenen Thälern des Innern mitunter bis auf 50° C. Mit Griechenland beginnt die Zone der immergrünen Wälder, Oelbaum, Baumwolle, Lorbeer und Myrte beleben die Landschaft. Doch hat dieses osteuropäische Hochplateau ähnlich dem Pyrenäischen an Trockenheit zu leiden. Die Entwaldung hat in Griechenland wie auch in Kreta die Quellen verschwinden lassen, und am Parnaß und Helikon, wo einst die Götter in schattigen Wäldern wohnten, steht nur noch ein dünnes Gestrüpp, oder es ragen kahle Felsen in die Höhe empor.

Mineralische Schätze fehlen der Halbinsel fast gänzlich. Steinkohle wird in abbauwürdigen Flötzen nirgends angetroffen. Nur das Salz besitzt eine große Wichtigkeit, mit welchem Rumänien die Türkei versorgt. Die westlichen Gebirgsregionen sind ausschließlich Hirtenländer, Rumänien ein Ackerbaustaat mit regelmäßigem Getreideexport. Serbien liefert getrocknete Pflaumen, auch besitzt das Ländchen eine ausgedehnte Schweinezucht. An den südlichen Abhängen des Balkan blüht die Rosenkultur und Tabakbau; Griechenland zieht Weine, Oliven und Korinthen. Von Industrie darf kaum Rede sein; ebensowenig von Volksunterricht. Dieser steht noch in Griechenland am besten, dagegen in den türkischen Ländern am schlimmsten.

## 27. Die Bevölkerung der Balkanhalbinsel.

Serben, Rumänen, Albanesen, Bulgaren, Griechen und Türken bilden die Hauptbestandtheile der Bevölkerung auf der Balkanhalbinsel. Die Serben nehmen den Nordwesten ein. In Serbien und Montenegro sind sie das staatenbildende Element, wohnen fast gänzlich unvermischt, nur der Osten und Süden von Serbien macht hierin eine Ausnahme; dort sitzen Rumänen, hier an der bulgarischen Morava Albanesen. Die Serben sind ein südslavischer Stamm; sie hängen ursprünglich mit den über Deutschland zerstreuten Soraben zusammen und scheinen von Norden nach Süden gezogen zu sein. Die Rumänen haben ihren Hauptsitz im Königreiche Rumänien. Von da zogen sie seit dem 13. Jahrhundert als Hirten in das Siebenbürgische Alpenland und besiedelten auch das südöstliche Ungarn. Sehr zahlreich wohnen sie ferner in Bessarabien. Ihre dako-romanische Abstammung wurde durch neuere Forschungen zu einem geschichtlichen Märchen umgestempelt. Das rumänische Volk und die rumänische Sprache haben sich auf thracischem Boden, dessen Bewohner (Thrako-Illyrier, den Albanesen verwandt) durch das Christenthum latinisirt wurden, unter altbulgarischem (eine ugrische Sprache) und slavischem Einfluß entwickelt. Auf das Altbulgarische deutet das Anhängen des Artikels an das Substantivum; den slavischen Einfluß beweisen eine große Menge Wörter und gewisse, der slavischen Sprache entlehnte grammatikalische Bildungen. Zu den Rumänen sind auch die Zinzaren (Kutzo-Walachen)

zu zählen, welche vor sehr langer Zeit an verschiedenen Punkten der Türkei angesiedelt wurden. Man findet sie in Epirus, am Pindus, am Parnaß, in Attika und auf der Insel Euböa. Die Albanesen (Schkipetaren, Arnauten) erstrecken sich von Montenegro bis zum Busen von Korinth. Zweifellos sind sie ein Ast des indogermanischen Stammes, aber ihre nähere Zugehörigkeit ist noch nicht festgestellt. Im Norden kommen sie mit Serben, im Osten an der macedonischen Grenze mit Bulgaren in Berührung; kleinere Reste finden sich in der Nähe Athens und im nördlichen Peloponnes.

Die Bulgaren sind finnischen Ursprungs. Im 7. Jahrhundert gründeten sie am Balkan und an der unteren Donau ein mächtiges Reich, nahmen von den unterworfenen Slaven die Sprache an und verloren gänzlich ihre nationale Selbstständigkeit. Jetzt werden sie als ein Glied der Südslaven betrachtet. Ihre Hauptmasse sitzt im Fürstenthume Bulgarien, aber auch in Macedonien und Thracien bilden sie den Grundstock der Bevölkerung. Die Griechen besitzen ein sehr ausgedehntes Verbreitungsgebiet. Nicht nur die Landschaften des alten Griechenlands haben sie inne, sondern auch die Chalkidische Halbinsel, sämmtliche Küsten des Aegäischen, die südwestlichen Küsten des Schwarzen Meeres, die Küstengebiete Kleinasiens und alle Inseln des Aegäischen und Jonischen Meeres. Zwar lieben sich die Neugriechen als Nachkommen der alten Hellenen zu betrachten, doch fließt in Wahrheit in ihren Adern, wie Ami Boué bemerkt, kein einziger Tropfen althellenischen Blutes. Vielmehr sind sie ein Mischvolk, das aus der Vereinigung von Slaven, Albanesen, Walachen, byzantinischen und asiatischen Griechen hervorgegangen ist und dem noch, besonders an den Küsten, manches arabische, türkische, französische und italienische Blut beigemengt ist. Als reinste Reste der alten Hellenen dürfen vielleicht die Griechen des Bosporus und die halbwilden Tsakonen und Manioten im Süden des Peloponnes betrachtet werden, in deren Dialekten man einige dorische Elemente gefunden hat.

Die Türken hatten ihre Ursitze in Turkestan. Den Islam nahmen sie schon im 8. Jahrhundert an und sind dem Gebote des Propheten, sich mit dem Schwert das Paradies zu erkämpfen, stets getreulich nachgekommen. Schon 1356 faßten sie auf europäischem Boden, in Gallipoli, festen Fuß und drangen erobernd nach dem Norden vor. Nach der Reihe erlagen ihnen Thracien, Macedonien, Hellas; die Niederlage des Serbenkönigs Lazarus auf dem Amselfelde 1389 streckte ihnen Serbien, Bosnien, Albanien, die Walachei zu den Füßen; 1453 gerieth Konstantinopel in ihre Hände. Die Schlacht bei Mohács 1526 lieferte ihnen die Hälfte des Ungarnlandes aus. Anderthalb Jahrhunderte währte der Glanz des Halbmondes. Sein Rückfall begann mit der Schlacht bei St. Gotthard im westlichen Ungarn 1664; die großen Niederlagen von Zalánkemény 1691 und Zenta 1697 zwangen ihn, Ungarn zu räumen. Ununterbrochen währten nun die Türkenkriege bis in die Gegenwart (1878), und der Reihe nach errangen sich die unterjochten Völker die Freiheit. Zuerst erstand das Königreich Griechenland im Jahre 1830; im Pariser Frieden 1856 erhielten Serbien und Rumänien als türkische Vasallenstaaten die Hälfte der Freiheit; unabhängig wurden sie erst durch den Frieden von San Stefano und den Berliner Vertrag, beide im Jahre 1878. Das Königthum ward in Rumänien 1881, in Serbien 1882 proklamirt. Der letztgenannte Frieden schuf aus Bulgarien ein tributäres Fürstenthum, mit welchem 1885 durch einen Staatsstreich Ostrumelien vereinigt wurde. Unter allen Ländern der Balkanhalbinsel wußte nur das kleine Montenegro seine volle Unabhängigkeit zu wahren.

Bei ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl mußten sich die Türken immer darauf beschränken, nur die wichtigsten Punkte der eroberten Länder zu besetzen. Daher waren sie bunt zwischen den anderen Völkern zerstreut, aber auffallend wenig gerade in der Nähe der von Griechen rings umwohnten Hauptstadt. Ebenso gering ist ihre Zahl in der westlichen Hälfte der Halbinsel; dagegen hat das östliche

Bulgarien, Thracien, Macedonien und Thessalien noch größere Massen aufzuweisen. Aus den befreiten und besetzten Ländern verschwinden



Rumänische Landleute.

sie allmählich. Aus Serbien und Rumänien sind sie fast gänzlich verschwunden; aus Bosnien, Bulgarien und Rumelien wandern sie

südwärts, ein schwindendes Volk, das auf europäischem Boden höchstens 2 Mill. zählt.

Nebst diesen Hauptvölkern sind noch etwa 100,000 Zigeuner, Juden, in der Dobrudscha Tataren, in den größeren Städten Armenier zu verzeichnen. Bezüglich der

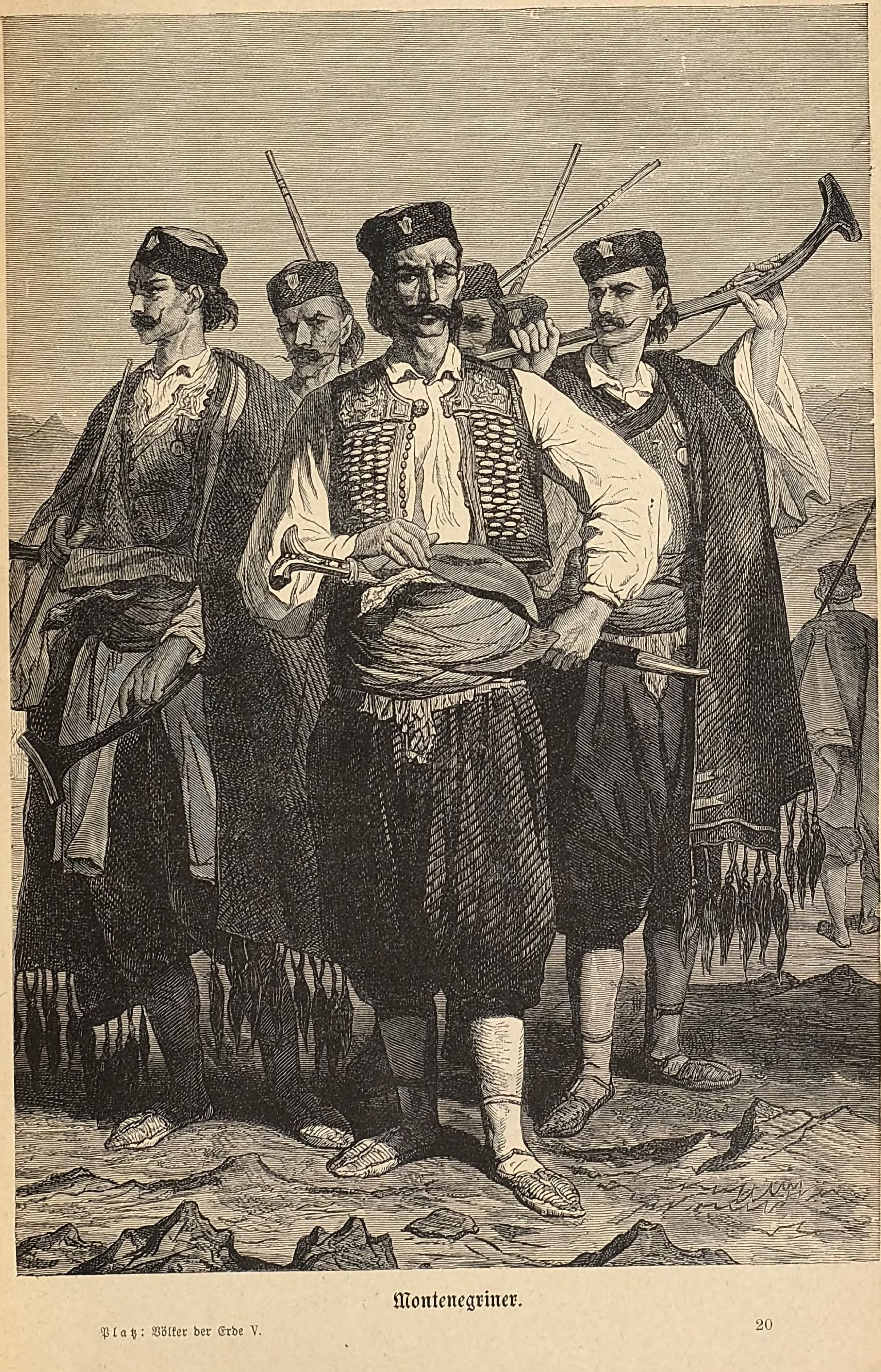
Religion bekennen sich die Türken zum Islam; Serben und Albanesen sind in drei Lager getheilt: es giebt Mohammedaner, Orthodoxe und Römisch-Katholiken; Rumänen, Bulgaren und Griechen sind griechisch-orthodoxer Religion; diejenigen, welche unter den Bulgaren, Griechen und Zinzaren den Islam annahmen, werden als Pomaken bezeichnet.

Die Bewohner Serbiens. Das Königreich Serbien besitzt 2,096,043 Bewohner. Die Serben neigen mehr zum hohen, starken Wuchs; die Männer sind meist schön, aber es fehlt ihnen die Raschheit und Leichtigkeit der Bewegungen. Die Backenknochen sind vorspringend, das Haar ist meistens blond, braun, seltener schwarz und wird von den Männern gewöhnlich kurz getragen. Nur die Geistlichkeit hat langes Haar und Vollbärte. Wohlwollen, Güte, Muth, Festigkeit und Vorsicht zeichnen die Serben aus; Lüge ist ihnen fremd; Uebertreibungen kommen nur auf politischem Gebiet vor. Die Frauen in den Dörfern sind wenig hübsch, aber in den Städten und besonders unter den wohlhabenderen Leuten sieht man häufig Frauen, die, wenn auch nicht ein Muster der Schönheit, doch mindestens recht hübsch sind. Das Färben der Haare und das Schminken ist bei ihnen allgemein üblich. Im Uebrigen sind sie meistentheils sanft, gute Hausfrauen und treffliche Familienmütter.



Bulgarisches Mädchen.

Bei Städtern und Gebildeten herrschen sowohl in Tracht als auch in Wohnung europäische Sitten. Unter dem Landvolk trifft man noch immer das althergebrachte Wesen. Die Kleidung ist sehr einfach. Sie besteht in einem weitärmeligen Leinenhemde, welches über die weiten, bis auf die halben Waden herabreichenden leinenen Beinkleider angelegt wird. Um die Hüften wird ein Tuch geschlungen; über dieses kommt ein Ledergurt, in dem Pistolen, Handschar und ein Sacktuch stecken. Den Fuß bedecken farbige Wollsocken und Opanken aus ungegerbtem Leder. Hierzu kommt ein buntgestreiftes Westchen, eine dicke, mit blauen Schnüren ausgenähte Tuchjacke im Winter und bei Regen ein Mantel. In den südwestlichen Gebirgsgegenden tragen die Leute, wie die Schweizer und Tiroler, kurze, weite, am Knie lose Hosen. Den Kopf bedeckt ein Hut oder eine rothe Mütze. Die Frauen tragen Röcke aus weißem Tuch, vorn und rückwärts einen Schurz, braune Tuchjacken, reich gestickte Hemden, an den Füßen Opanken. Die sehr kokette Kopfbedeckung besteht meistens aus einer kleinen rothen Kappe, über



Montenegriner.

welche sich die mit einigen Goldstücken verzierte Haarflechte schlingt. Die Mädchen gehen unbedeckt und schmücken die rückwärts herabhängenden Zöpfe mit Blumen.

Die Wohnungen des Landvolkes bestehen entweder aus Fachwerk oder einem steinernen Unter- und einem hölzernen Oberbau. Das Dach ist in der Regel aus Strohbündeln hergestellt und nur in den größeren Flecken oder bei Wohlhabenderen sieht man rinnenförmige Dachziegel. Die meisten Häuser haben nur einen Eingang, und zwar ist die Thür meist so niedrig, daß man nur gebückt eintreten kann. Höchst einfach ist die häusliche Einrichtung. Sie besteht aus kleinen Schemeln, alten Teppichen oder Strohmatten als Schlafstellen, einem Kupferkessel, einem Wasserkrug, einigen hölzernen oder irdenen Tellern. Ab und zu trifft man auch ein oder zwei Trinkgläser, seltener noch eine Glasflasche. Große schwarze Krüge, geräumige irdene Vorrathsgefässe, ein hölzerner Koffer, mit einfachem Blumenmuster bemalt, sind Besitzstücke, die man nur in wohlhabenderen Häusern bemerkt. Schränke sind ausschließlich nur bei reichen Leuten zu finden. Da bei den Serben, wie bei den Südslaven überhaupt, Hausgenossenschaft, Zadruga, herrscht, wohnen in einem Hause gewöhnlich mehrere Familien beisammen. Der Aelteste des Hauses, Starjesina, oder der von den Familienmitgliedern gewählte Vorstand, leitet, wie in Rußland, das ganze Hauswesen, ertheilt Befehle, nach welchen alle Geschäfte verrichtet werden. Diese Einrichtung ist mit dem Charakter des Volkes so sehr verbunden, daß man dort, wo die Hausgemeinschaft aufgelöst wurde, statt der einstigen Wohlhabenheit und des gesunden Gefühles der Zusammengehörigkeit, nur Armuth und Zerfahrenheit findet.

Die Frau spielt bei den Serben im Allgemeinen eine sehr untergeordnete Rolle. Sie ist die erste Dienerin des Mannes, wie dies der den Frauen auferlegte Handkuß, das übliche Aufstehen derselben beim Eintritt eines Mannes, das Bedienen bei den Mahlzeiten, ohne daran Theil zu nehmen, genügend beweist. Dem entsprechend hängt die Ehe nicht so sehr von den jungen Leuten, sondern von den Eltern ab. Trotzdem bilden die Eheschließungen Familienfeste von höchster Bedeutung. Bei vermöglichen Leuten dauert die Hochzeit nahezu eine Woche und beginnt zwei Tage vor der Heimführung der Braut. Man schmaust, unterhält sich, singt und tanzt Tag und Nacht, bis der Pathe aufbricht. Vom Beginne bis zum Ende der Hochzeitsfeier, bei den Häusern beider Gatten und während der Ausfahrt, wie bei der Heimführung werden Flinten- und Pistolenschüsse abgefeuert.

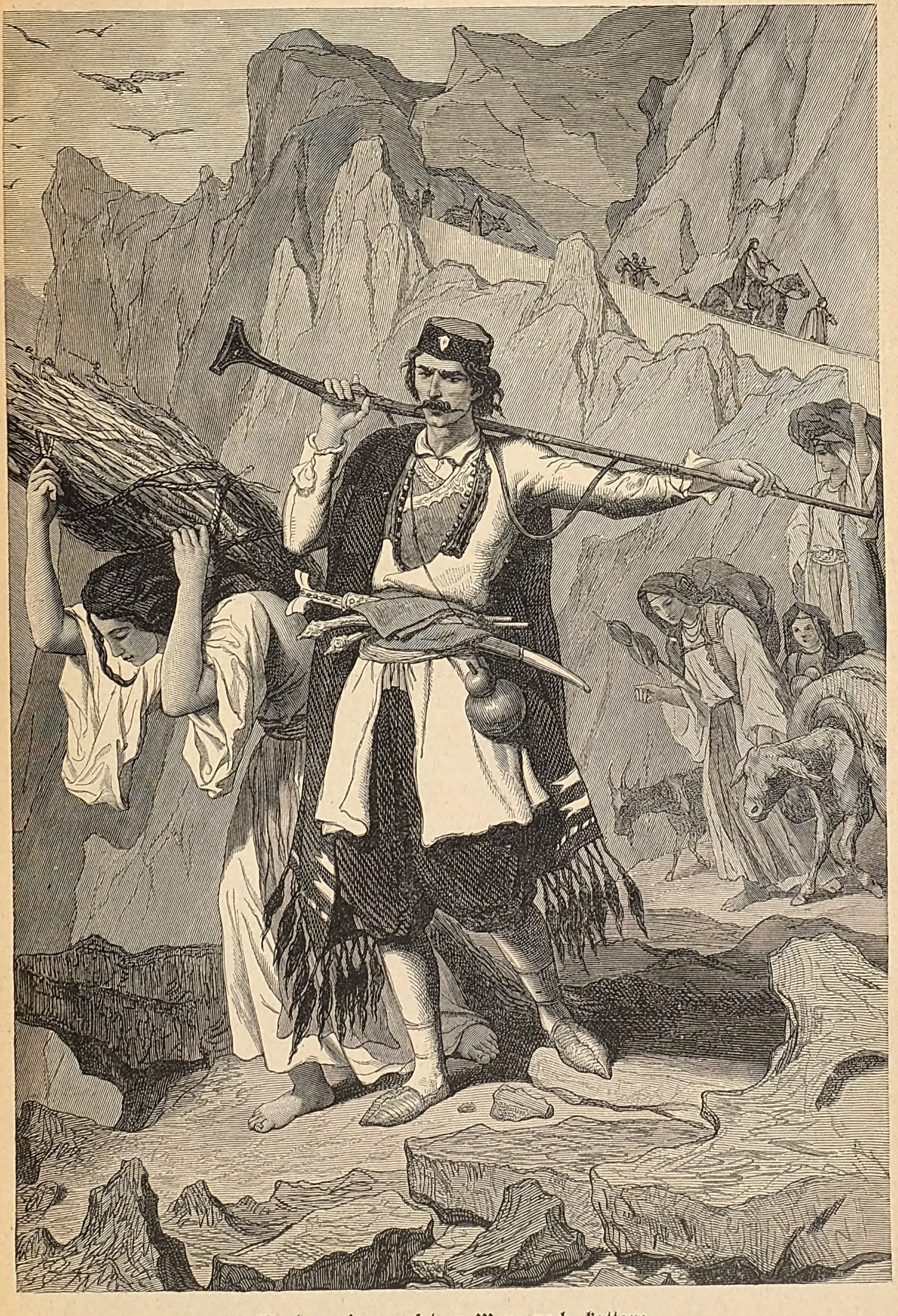
Im Uebrigen herrscht in der Familie das Gesetz der Liebe, das sich in der Beziehung zwischen Bruder und Schwester am meisten kundgiebt. Die Serbin hängt mit Begeisterung an ihrem Bruder, der gerne sein Leben einsetzt, wenn die Ehre oder das Wohl seiner Schwester zu vertheidigen ist. Eine Erweiterung dieses innigen Verhältnisses bilden die Freundschaftsbündnisse, die, wie bei den Slaven Südungarns, auch hier bestehen. Jedermann hat seinen Wahlbruder oder auch mehrere, die er seine Brüder nennt; auch haben die Frauen ihre Adoptivschwestern. Man schließt solche Verbindungen, indem man sich vor einer Versammlung als „Brüder und Schwestern in Gott“ nennt, oder selbst vor einem Priester, der dann die Personen segnet. Diese Wahlbruderschaft gilt im Leben und im Tod unter allen Umständen und scheint oft ein geheiligteres Band als das der Verwandtschaft zu sein, ja, sie geht manchmal so weit, daß sie sogar das Verbot von Ehen herbeiführt.

Unter allen Slaven besitzen die Serben den reichsten Volksliederschatz. Mit Erstaunen hört man bei ihnen aus gewöhnlichstem Munde Lieder mit Versen voll schöner Gedanken und den anmuthigsten Bildern. Es ist nicht so sehr die Liebe oder die Schönheit der Natur, welche der Serbe besingt, sondern die Heldenthaten der nationalen Heroen, welche das Gegenstück zu unseren tapferen Rittern des Mittelalters bilden. Ihre Liebe zum Gesang ist in dem Bilde, wo der Serbe mit einer Grille verglichen wird, gut ausgedrückt: sie stürbe eher, als daß sie aufhörte, bis zur Nacht zu

singen. Häufig bilden mythologische Wesen den Gegenstand der Lieder, namentlich die Vilen, eine Art von Feen oder Schicksalsgöttinnen, die im Gebirge, in Wäldern oder an Flüssen und Seen wohnen und in das menschliche Loos eingreifen. Es giebt gute und böse Vilen. Sie werden als junge, schöne Mädchen mit fliegenden Haaren geschildert; die guten sitzen auf Pferden, die im rasendsten Laufe dahinstürmen; die bösen werden auf einem Hirsche reitend dargestellt, indem sie Schlangen als Peitschen gebrauchen. Das Lied wird gewöhnlich mit dem Dudelsack oder der Guzle begleitet. Diese besteht aus einem Stück Eichenholz und besitzt am unteren Ende einen breiten, ausgehöhlten Theil. Ueber der Höhlung ist ein Stück Leder befestigt und über dem Leder wurden früher Pferdehaare, jetzt eine oder zwei Saiten gespannt. Gespielt wird mittels eines Bogens. Nebst dem Gesang bildet der Tanz das Lebenselement dieser Südslaven. Hochzeiten, Kirchen- und Familienfeste sind Gelegenheiten, wo Jung und Alt dieses Vergnügen reichlich zu genießen wissen. Ja, es wird häufig im Winter selbst auf dem Schnee getanzt. Als Nationaltanz gilt der Kolo, welchen wir schon bei den Kroaten beschrieben haben. Eine Abart des Kolo ist der Kissentanz, wobei einer der Tänzer ein Kissen vor eine Tänzerin zu legen hat, um sie um einen Kuß zu bitten, worauf dieselbe das Kissen nimmt und nun an der Reihe ist, dasselbe vor einen Tänzer zu legen.

Obwohl die Religion bei dem geringen Kulturgrade des Volkes fast nur im gewissenhaften Begehen der Fest- und Fasttage besteht, giebt es doch eine Menge Sitten und Gebräuche, in welchen der religiöse Einfluß sich geltend macht. Volksgebrauch und Kirchenkult gehen hier Hand in Hand, und es giebt keinen Abschnitt des Jahres, welcher nicht mit gewissen volksthümlich-religiösen Obliegenheiten verbunden wäre. Unter allen Festtagen spielt das Fest des Schutzheiligen des Hauses, Slava genannt, die größte Rolle. Sehr wichtig ist der Georgstag. An diesem Tag nimmt man vor Sonnenaufgang das erste Bad. Vor dem Georgstag soll man keine Blumen sammeln, noch daran riechen; sowie aber dieser Tag erschienen ist, pflückt sich jedermann einen Strauß, riecht daran, steckt ihn in seinen Gürtel oder die Mädchen in ihr Mieder. Am Palmsonntag, mitunter auch am Tage Maria Verkündigung kommen die Landmädchen vor Sonnenaufgang zu einem Bache, um den Kolo zu tanzen und eigene Lieder dabei anzustimmen. deren Refrain lautet: „Jelo le Jelo,“ gutes Mädchen. Die Umzüge der Kraljice und der Dódola sind, wie in Südungarn, auch hier üblich. Am reichsten ist die Weihnachtszeit an eigenthümlichen Gebräuchen. Am Abend vor Weihnachten fällt jedes Familienhaupt im Wald eine große junge Eiche und legt sie aufs Feuer. Die Hausfrau nimmt Stroh und breitet es im Zimmer aus, wobei sie den Ruf der Gluckhenne nachahmt, indeß die Kinder wie kleine Hühnchen rufen. Dann wirft man Nüsse auf das Stroh, ißt und belustigt sich. Den Eichenstamm läßt man nicht ganz verbrennen, sondern zieht die Enden aus dem Feuer, löscht sie aus und hängt sie zwischen den Aesten junger Obstbäume auf, um diese fruchtbar zu machen. Am Beginn des Tages wird Wasser geholt und über das Getreide gegossen. Mit dieser Feuchtigkeit knetet man das ungesäuerte Weihnachtsbrot, in welches ein Geldstück eingebacken wird. Beim Mahle schneidet man dieses Brot in so viele Stücke, als Personen da sind; und derjenige, dem die Münze zufällt, behält sie als ein Glückszeichen für das kommende Jahr. Große Bedeutung besitzt zu Weihnachten der erste Besuch im Hause. Dazu wählt man jedes Jahr einen Freund aus, denn man glaubt, daß das Glück oder Unglück des Jahres von diesem Besuch abhängt.

Es ist ersichtlich, daß die religiös-volksthümlichen Handlungen häufig mit abergläubischen Anschauungen verbunden sind. Der Serbe kennt nicht nur die Vilen, sondern auch die Hexen, die namentlich das Wohl seiner Kinder bedrohen. Eine bunt ausgemalte Gestalt des Aberglaubens sind die Vampyre. Diese sind Todte, welche ihre Gräber verlassen, um die Lebenden zu beunruhigen oder selbst



Montenegriner auf dem Wege nach Cattaro.

zu erwürgen und ihnen das Blut auszusaugen. Nach den Volksliedern erkennt man einen Vampyr an dem Erhaltungszustand eines Leichnams, an der Flüssigkeit seines Blutes; manchmal haben solche Leichen auch offene Augen. Um sich von ihnen zu befreien, muß man den Leichnam begraben und mit Erde bedecken, ihm den Kopf abschneiden und den Körper verbrennen.

Die Bewohner Montenegros. Die Bevölkerung des kleinen Fürstenthums zählt 272,000 (nach Wagner und Supan nur 200,000) Seelen. Wer die serbische Rasse in ihrer unverdorbenen Ursprünglichkeit kennen lernen will, muß sie in den Schwarzen Bergen aufsuchen, in deren Schutz sie sich trotz wiederholter Unterjochungsversuche selbständig, unabhängig und unvermischt zu erhalten gewußt hat. Die Montenegriner sind ein hochgewachsener, kräftiger Menschenschlag von edlem Gesichtsschnitt und Ausdruck. Bei den Weibern fällt besonders das Auge und der kleine, schön gezeichnete Mund vortheilhaft auf. Schlank und hochgewachsen sind sie auch von einer Beherztheit und Entschlossenheit, die dem ganzen Stamm eigen ist. Die prächtigsten Gestalten findet man im äußersten Nordosten, wo sie noch ein nomadisirendes Hirtenleben treiben.

Es ist ein urwüchsiges Völklein, das dem Naturzustande noch sehr nahe steht. Eifrige Patrioten, sind sie zugleich dem Fürsten die ergebensten Unterthanen; treu den alten Traditionen, erhalten sie die alte serbische Gastfreiheit aufrecht. Von leichtem, heiterem Temperament, haben sie etwas Kindliches in ihrem Wesen. Mangel an Geduld und Ausdauer auf der einen, leichte Fassungsgabe und lebhafte Phantasie auf der anderen Seite, Ueberschätzung der eigenen Kräfte, Prahlsucht, aber nach dem ersten Mißerfolge Muthlosigkeit, schneller Uebergang von einem Extrem der Gefühle in das andere, Geldgier, Neid und Eifersucht, das sind ihre charakteristischen Eigenschaften. Der Montenegriner, von Natur unthätig, verachtet gewissermaßen jede Handarbeit. Schulen bestehen im Ländchen erst seit 1851. Manche barbarische Institutionen, die dem Montenegriner der alten Zeit wie fromme Werke erschienen, sind, wenn auch noch nicht abgestellt, doch im Aussterben begriffen. Dahin gehören die Raubstreifzüge bewaffneter Banden in die Nachbargebiete; dahin gehört vor allen Dingen der grausame, altserbische Gebrauch der Verstümmelung der Leichen gefallener Feinde. Die Thatsache des Kopf-, Nasen- und Ohrenabschneidens hat sich in den Aufständen von 1875 und 1876 wieder erneuert.

In Montenegro gilt nur der Mann etwas. Sicher ist es, daß die Geburt einer Tochter als ein großes Unglück, als eine Art von Schande für die Familie angesehen wird. Rauchen, Essen, Trinken, Schlafen und besonders Plauschen sind die einzigen Beschäftigungen des Mannes, denn nach seiner Ansicht ziemt sich für den freien Mann nur Jagen und Kriegführen. Daher trägt er seine Waffen stets, selbst bei seinen friedlichen Hantirungen. Unbewaffnet zu erscheinen gilt ihm für schimpflich. Der arbeitende Theil sind die Frauenzimmer. Sie verfertigen zu Hause Leinwand, Zeuge, grobes Tuch für den Hausgebrauch, sie haben auch den größten Theil der Feldarbeit auf sich. Wenn es zu Markt oder auf Reisen geht, so ist das Weib das Lastthier. Man sieht Frauen mit ungeheuren Lasten auf dem Kopfe durch das Land ziehen. Daher mag es wohl kommen, daß die Montenegrinerinnen, die als Mädchen so hübsch anzusehen sind, so rasch altern. Von einer gesellschaftlichen Stellung des Weibes darf unter solchen Umständen wohl nicht gesprochen werden. Kommt ein Fremder ins Haus, so wird ihm die Frau mit der Redensart: „Entschuldigen Sie, das ist mein Weib!“ vorgestellt. Frau und Töchter sind im Hause die Dienerinnen, denen es nicht beifällt, sich in die Gespräche der Männer zu mischen oder an einem Tisch mit ihnen Platz zu nehmen. Bei alledem ist die Achtung vor dem weiblichen Geschlecht eine sehr große; die Montenegrinerin, sei sie jung oder alt, geht unbeschützt in die einsamen Wälder, nie hat sie eine Beleidigung zu fürchten. Eine Roheit gegen eine Frau zu begehen oder sie gar zu

schlagen, ist in den Schwarzen Bergen ganz undenkbar.

Die Montenegriner leben in patriarchalischer Weise in Familiengenossenschaften, die hier Dom (Haus) genannt werden. Das Oberhaupt eines Dom heißt Domacin, dessen Pflichten dieselben sind wie des Starjesina in Serbien. Der religiöse Sinn der Montenegriner richtet sich fast nur auf die Observanz der äußeren kirchlichen Vorschriften. Die Feiertage werden mit Unterlassung der Arbeit, mit Schmausereien und Lustbarkeiten begangen. Während des Gottesdienstes dürfen Waffen nicht in die Kirche gebracht werden; deshalb sitzt an der Eingangsthür die Waffenhüterin, welcher jeder Eintretende sein Gewehr, Säbel und Waffen abliefern muß. Die Popen, ohne jede Spur von kirchlicher oder Schulbildung, höchstens im Stande, die Messe zu lesen, sind ebenso unwissend wie das Volk. Trotzdem sind sie sehr beliebt, und die Montenegriner sind stolz auf ihre Priester, die gar häufig „in einer Hand das Kreuz, in der andern das Kriegsbanner" trugen. Die abergläubischen Wesen der Serben, die Vilen und Vampyre, leben auch im Bewußtsein der Montenegriner.

Die Bewohner Rumäniens. Rumänien zählt 4,650,823 Bewohner. Der Rumäne ist meist von kräftiger, gedrungener Gestalt, gesunder Farbe, gewöhnlich mit schwarzen Haaren und feurigen Augen. Den Mund beschattet ein Schnurrbart; einen Vollbart trägt er nicht, denn dieser ist ein Vorrecht der Priester. Schnelle Fassungskraft und Verstand zeichnen ihn in geistiger Beziehung aus, er lernt leicht fremde Sprachen; die Gebildeten sprechen nicht selten französisch und deutsch. Die Rumänin ist frühzeitig entwickelt und zeichnet sich nicht selten durch Anmuth der Erscheinung und große Körperschönheit aus. Die ganze Bevölkerung zerfällt in zwei scharf geschiedene Klassen, in Bojaren und Bauern. Die Bojaren, der Landadel, vertreten den Grundbesitz und den Beamtenstand. Der Bauer schmachtete bis 1864 in Leibeigenschaft. Er war entweder Kleinbesitzer und bildete Familiengemeinden, oder ein Zinspflichtiger, der das dem Staat, den Klöstern und Privatbesitzern gehörende Land bestellte. Mit dem genannten Jahre wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, und es gelangten mehr als 400,000 Familien zu Begüterungen.

Der rumänische Adel gleicht so ziemlich dem polnischen. Reichthum und leichtes, üppiges Leben, französischer Anstrich und mancher Zug der Barbarei paaren sich in ihm. Die Paläste der reichen Bojaren entfalten eine pompöse Pracht, haben aber den Nachtheil, überaus geschmacklos zu sein. Die Frauen treiben mit Gold und Silber einen unerhörten Luxus, überladen ihre Salons mit orientalischen Teppichen und anderen kostbaren Sachen, aber Kunstobjekte von Werth fehlen in ihnen ganz. Im Verkehr findet man Leichtigkeit, häufig guten Ton, auch mitunter Frivolität; aber hinter der Thüre des Salons erinnert eine Schar schmutziger und müßiger Diener, daß wir im Orient sind und daß alle diese Civilisation nur ein Flitterschein ist. Die Bojarin hat Geist und will in allem eine Pariserin sein. Nun, das ist sie auch, aber nur äußerlich. „Sie ist gleich der Pariserin Herrin in ihrem Heim, ein Gegenstand, um den sich das ganze Gefühls- und Geistesleben dreht. Doch geht ihr Gefühlsleben nicht in die Tiefe und strebt ihr Geistesleben nicht in die Höhe." Ein vornehmer Zug ist der hohe Grad der Gastfreundschaft, den man in einem jeden Bojarenhaus findet.

Tief unter dem rumänischen Halbfranzosen steht der Bauer. Die dreißig Jahre der Freiheit sind spurlos über ihn weggegangen. Die Männer tragen lange Beinkleider und Stiefel, häufiger Bundschuhe, einen Ueberwurf von weißem Tuch, blau und roth verziert. Das von einem Gürtel zusammengehaltene Hemd reicht bis über die Knie; dazu kommt eine Weste und ein brauner Mantel nebst Mütze aus Schaffell. Die Frauen tragen ein langes Hemd, oft roth und blau oder mit Glasperlen oder Goldflitter gestickt; um die Lenden ein braunes Tuch; den Kopf bedecken die Verheiratheten gleichfalls mit einem Tuche, während die Mädchen die Haare in Zöpfe flechten. Im Winter ergänzt die Kleidung ein mit Pelz




Montenegriner während des Kampfes.

gefütterter Mantel; die Fußbekleidung ist denen der Männer ähnlich. Auf der ganzen Balkanhalbinsel findet man bei den Walachen die elendesten Wohnungen. Die Häuser sind aus Lehm oder Strauchwerk errichtet und bisweilen bis zur Hälfte in den Boden hineingegraben. Das Dach besteht aus Stroh und Schilfrohr. Von einer Ausstattung kann fast gar nicht die Rede sein; es finden sich nur einige Schemel und stets ein großer, die Festkleider bergender Koffer vor. Einen Schornstein haben die meisten Hütten nicht. „Wohlsein und Behagen,“ sagt Laveleye, „zeigen sich hier nirgends, und diese Behausungen stehen noch hinter den Negerhütten Mittelafrikas zurück.“ In den waldreichen Gegenden findet man Blockhäuser, im Ueberschwemmungsgebiete der Donau wirkliche Pfahlbauten.

Der rumänische Bauer ist schwerfällig und zeigt trotz seiner guten Anlagen einen natürlichen Widerwillen gegen alle körperliche oder geistige Anstrengung. Unreinlich, faul und hartnäckig, pflegt er nie zu drohen, aber er meuchelmordet, legt Feuer an und übt seine Racheverbrechen im Dunkeln. Der Walache bringt einen großen Theil seines Lebens im Wirthshause zu, denn in diesem Lande liegt alles im Banne des ungezügelten Trunkes. Mühsam wird das tägliche Brot — die aus Maismehl bestehende Mamaliga — erworben; aber des Sonntags geht es hoch her in den finsteren Spelunken, wo Mann und Weib, Sohn und Tochter nicht selten im Schnapsdelirium ersterben. Billig darf die Stellung des Weibes bei einem Volk als ein Maßstab seines Kulturgrades betrachtet werden. Nun ist in dieser Beziehung das Weib nirgends mehr geknechtet, als bei den Walachen. Stundenlang liegt der Mann vor seiner Thür, ohne ein Glied zu rühren; er arbeitet eben nur, um das Nothwendigste an barem Gelde zu erwerben; alles wird der Frau aufgebürdet. Aber während der Montenegriner seiner mühsam waltenden Ehegattin seine volle Verehrung zollt, mißhandelt der rohe Walache seine Frau und erwiedert ihren schaffenden Fleiß mit derben Schlägen.

Der rumänische Bauer ist sehr unwissend. Zwar ist der Schulunterricht laut der Verfassung frei und obligatorisch, doch sind auf dem Lande nur wenige Volksschulen vorhanden wegen der schlechten Besoldung der Lehrkräfte und der Gleichgültigkeit der Gemeinden. Auch in anderen Beziehungen scheint das Volk wie erstarrt zu sein. Rumänien ist ein Ackerbaustaat ersten Ranges, aber die Bestellung des Bodens geschieht noch immer in der primitivsten Weise. Derselbe wird mitleidslos ausgesogen; man nimmt nur immer ohne dem Boden je etwas zu geben. Von dem schwerfälligen hölzernen Pfluge, welcher sich seit den Urzeiten nicht verändert hat, wird die Erde nur oberflächlich aufgerissen, und die auf Klumpen fallende Aussaat wächst zwischen allem möglichen Unkraut auf. Gedüngt wird der Boden nie. Das Stroh verbrennt man entweder auf dem Felde selbst, oder es wird als Feuerungsmaterial im Hause verbraucht.

Schwerfällig, wie der Rumäne überhaupt ist, athmet auch sein Gemüthsleben eine auffallende Schwermuth. Wenn die Landmädchen singen, sind es immer traurige, fast klagende Weisen. Dasselbe gilt vom Nationaltanze, der Hora. Tänzer und Tänzerinnen bewegen sich bei dem Ton eines Dudelsacks in einem Kreise bald rechts, bald links so langsam und gemessen, daß dieses leidenschaftslose Kreisdrehen nur den Eindruck des Traurigen macht. Was schon die Religion anbelangt, sind die vornehmen Klassen Freidenker, bei dem Volke beschränkt sie sich aber auf das äußere Vollziehen der Vorschriften der griechisch-orthodoxen Kirche. Die Geistlichkeit steht, wie in Rußland, in sehr geringer Achtung, worüber man sich gar nicht verwundern muß. Denn die Dorfpopen gleichen in ihrer Lebensweise ganz dem Bauern; sie fahren auf den Markt mit Holz, mit Getreide in demselben Anzuge, wie die Bauern. Gewöhnlich stehen sie auf einer sehr niederen Stufe der Bildung, da die wenigsten aus Priesterseminarien hervorgehen. Eine sehr große Rolle spielt im täglichen Leben der Aberglaube. Das Hexenwesen steht sehr im Schwunge, und es ist nicht das Landmädchen

allein, welches sich bei einer erfahrenen Alten das Wundermittel holt, um die Männer zu berücken; auch die Bojarin nimmt nicht selten derlei Rathschläge in Anspruch.

Die Bewohner von Bulgarien und Ostrumelien. Die Zahl der Bevölkerung beträgt in beiden Ländern 3,154,000 Seelen. Nach Jiriček giebt es in Bulgarien keinen einheitlichen Typus, eine Folge der Völkermischung, welche seit mehr als einem Jahrtausend in diesen Gebieten stattgefunden hat. Der Wuchs der Bulgaren ist eher klein als groß, doch trifft man in einigen Gegenden hochgewachsene, schlanke Gestalten. Das Haar ist meist dunkel und wird gewöhnlich kurz geschoren; im Westen ist es in einigen Gegenden bis auf einen Büschel am Scheitel ganz rasirt. Das weibliche Geschlecht zeigt in jüngeren Jahren hübsche Gesichtszüge und üppige Formen; leider zerstört die orientalische Sitte des Schminkens die natürliche Frische des Antlitzes allzu rasch.

Den Bulgaren kennzeichnet ein unverwüstlicher, gesunder Menschenverstand. Er begreift nicht schnell, wird aber nie sagen, daß er etwas verstanden hat, ehe dies wirklich der Fall ist. Er ist verschlossen, kalt, bedächtig und geht langsam, aber sicher seinem Ziel entgegen. Es ist eine kernige, kraftvolle, schaffensfreudige und sittenstrenge Rasse, bei welchen die orientalischen Kaffeehäuser mit ihren Konzerten und den willfährigen Schönen nicht Wurzel schlagen konnten.

Die Trachten des Landvolkes sind sehr mannigfaltig. Die aus dunkelbrauner Schafwolle angefertigten weiten Hosen und die Jacke sind an den Rändern und Nähten mit farbigen Schnüren verziert. Um den Leib kommt ein Gürtel; die Füße stecken in Opanken, auf dem Kopfe sitzt eine Schaffellmütze. Das weiße Hemd ist an der Brust und den Aermeln reich ausgenäht. Im Winter hüllen sich beide Geschlechter in eine Pelzjacke. Die Frauen tragen Röcke in den verschiedensten Farben, eine mitunter ärmellose Jacke, eine reich ausgenähte Schürze, einen breiten Gürtel, an welchem große metallene, oft silberne Schilder als Spangen dienen. Die Weiber bedecken den Kopf mit einem Tuch, die Mädchen gehen barhäuptig. Münzen um den Hals, auf dem Gürtel, mitunter auf der Stirn nebst Blumen, Ohrringe, und Armbänder bilden den Schmuck.

Das Bauernhaus steht in der Regel in einem geräumigen, von einem Zaun umfriedeten Hofe, umgeben von Obstbäumen. Das Haus ist nicht überall gleich. An der Rhodope sieht man Dörfer mit zweistöckigen, steinernen Häusern; in den Niederungen an der Donau elende Erdlöcher, wahre Troglodytenwohnungen. Im größten Theile des Landes besteht das Mauerwerk des Hauses aus Holz und Weidegeflecht, welches mit Lehm überschmiert ist. Im Innern enthält das Haus gewöhnlich nur einen einzigen Raum mit einer offenen Feuerstelle. Die Ausstattung umfaßt einige Schemel, einen runden Tisch, allerhand Werkzeuge, Kessel, Krüge. Den Hauptbesitz bilden Teppiche oder Decken mit hellen und dunkeln Streifen. Wie bei den Südslaven allgemein, ziert auch hier das eine Eck des Zimmers ein Heiligenbild von byzantinischer Form.

Die sozialen Verhältnisse sind in Bulgarien so günstig, als man sie überhaupt nur wünschen kann. Hier giebt es keine großen Begüterungen, keinen Adel, keinen Klassenhaß, und fast überall besitzen die Bauern den von ihnen bewirthschafteten Boden, welcher ihren Bedürfnissen genügt. Früher bestand im Lande die Familiengenossenschaft, und ein dem russischen Mir ähnlicher Gemeindeverband mit der unveräußerlichen Gemeinschaft des Grundbesitzes. Gegenwärtig sind diese Institutionen schon im Schwinden begriffen. Dennoch aber hat Kanitz in den Ortschaften nördlich vom Balkan noch viele Zadrugas gefunden, und Lord Bath berichtet, daß es im Osten Bulgariens Gemeinden giebt, wo das Gesammteigenthum des Landes noch immer besteht. Von allen rühmlichen Eigenschaften des Volkes treten ganz besonders dessen Sinn und Geschick für den Ackerbau in den Vordergrund. In den Thälern am Fuße des Balkangebirges sieht man gut bestellte Felder, Weinberge, Maulbeerbäume und Nutzpflanzen, wie Tabak, Flachs und Hanf. Von



Familie montenegrinischer Bergbewohner.

ganz bedeutender Wichtigkeit ist die Rosenkultur. In der Gegend von Eski-Zagra und Kazanlik sieht man weit ausgedehnte, regelrecht angelegte Rosenfelder, auf denen junge Mädchen umsichtig walten und schaffen. „Während der Zeit," sagt Laveleye, „in welcher man sich mit der Bereitung des Rosenöles und des Rosenwassers beschäftigt, sind die Dörfer mit den Blumenblättern der Rose förmlich übersäet, und die Pferde gehen wie auf einer wohlriechenden Streu." Der Bulgare ist zur Arbeit stets bereit; er ist sparsam und gewinnsüchtig. In den meisten Städten findet man Kaufleute, welche ein kleines Vermögen erspart haben und behaglich eingerichtete Häuser bewohnen. Ganz vortheilhaft unterscheidet sich der Bulgare von seinen Nachbarn durch einen sehr ausgebildeten Industrietrieb. Er verfertigt hübsche Gegenstände aus Eisen und Silber, Thonwaaren, Teppiche, Stickereien, Holzskulpturen, die von Geschmack zeugen. Er besitzt viel Talent als Baumeister. Monumentale Bauten, Brücken und Kirchen sprechen, wie Kanitz behauptet, von einer Intelligenz, die auch einen vornehmen Architekten ehren würde.

Dem Bulgaren gilt die Ehe nur als Kaufvertrag, wobei die wechselseitige Neigung nicht viel beachtet wird. Die Entführung der Braut gehört noch heute nicht zu den Seltenheiten. Der Grund dieser Sitte liegt nicht so sehr im Widerwillen der Eltern, sondern im Streben, die Geschenke und Hochzeitsgastereien zu ersparen. Die Stellung der Frauen ist im Ganzen besser als bei den übrigen Balkanvölkern. Die Bulgarin ist die Gehilfin des Mannes, sie waltet im Hause, der Mann außerhalb desselben. Ja bei dem weichen Charakter des Bulgaren fand Kanitz oft die größere Energie auf Seiten der Frauen.

Trotz seines ruhigen und kalten Gemüthes weiß sich der Bulgare doch zu gewissen Zeiten zu unterhalten. Sein Hauptfest ist der Kirchtag. Zu demselben kommt die ganze Umgegend zusammen, wohnt morgens dem Gottesdienste bei und verbringt den Nachmittag mit Tanz, dem „Choro", der dem serbischen Kolo ganz ähnlich ist. Die üblichen Musikinstrumenten sind der Dudelsack, eine zweisaitige Geige (gadúlka) und die Tambura. Sehr beliebt ist auch der Gesang. Man singt nicht nur bei Unterhaltungen, sondern auch bei der Arbeit, im Hause, auf dem Felde, insbesondere bei der Ernte.

Die religiöse Frömmigkeit des bulgarischen Volkes ist sehr einfach, ohne tiefer eingreifende Begeisterung. Die vielen Fasten der orthodoxen Kirchen werden auf dem Lande noch strenge gehalten; auch werden Wallfahrten zu verschiedenen Klöstern unternommen. Die Klosterleute hatten noch vor Kurzem eine große Autorität; diese sinkt aber rasch, hauptsächlich durch den Mangel kirchlicher Beredsamkeit und Wissenschaft bei den Mönchen. In den abergläubischen Vorstellungen des Volkes spielt eine große Rolle die Bergfee, die Vila der Serben, hier Samovila, Samodiva genannt. Die Feen laben sich an den Früchten gewisser Bäume; auch sind ihnen verschiedene Blumen und Quellen geweiht, an welchen die Wanderer kleine Kuchen als Opfergaben niederlegen. Es giebt auch bösartige mythische Wesen, Werwölfe und Vampyre, die besonders dem Vieh schädlich sind. Zauberer fehlen nirgends. In den Bergländern giebt es eine Menge solcher Zauberer und Zauberinnen, welche durch magische Künste Kranke heilen, verlorenes Gut aufsuchen, natürlich nie ohne gute Entlohnung. Eine eigene Klasse der Zauberer sind die Schatzgräber, welche in nächtlicher Stunde nach geheimnißvollen Vorbereitungen, in Ruinen und Einöden Schätze heben.

Die Bewohner Griechenlands. Das kleine südliche Königreich zählt 2,217,000 Bewohner. Nicht in gleicher Weise sind die beiden Geschlechter Griechenlands mit der Vollkommenheit der körperlichen Formen bedacht. Die Männer sind durchaus schön und wohl gebaut; sie sind hoch und hager, die Nase lang und gebogen, der Gesichtsausdruck energisch. Die schönsten Gestalten sieht man unter den Inselgriechen, namentlich unter den Sphakioten auf Kreta; es sind kräftige, hoch gebaute Leute, mit meist blonden langen Haaren, großen hellen Augen, und feinem, regelmäßigen

Gesichte. Zwar sind die griechischen Frauen im Allgemeinen bezaubernder als die der Bulgaren und Serben, doch sind die wirklichen Schönheiten selten; sie finden sich nur auf den Inseln, oder in einigen Verstecken der Gebirgsgegenden. Namentlich sind aber die Frauen von Athen weder schön, noch wohlgebaut. Zu den verwahrlosesten und rohesten Elementen zählen die Bewohner des peloponnesischen Hochlandes, die Arkadier, wilde schmutzige Gestalten, die sich mit der Viehzucht beschäftigen; ferner die Manioten auf der mittleren der südlichen drei Halbinseln des Peloponnes, diese halbbarbarischen Nachkommen der alten Dorer, zu denen die Civilisation noch keinen Einlaß gefunden hat.

Höchst malerisch ist die Tracht. Jede Frau ist eine wirkliche Künstlerin in ihrer Kleidung; sie kleidet sich mit einem Farben- und Formensinn genau so, wie es ihrer Gestalt am geschmackvollsten paßt. Ein kurzer Rock mit langen schmalen Streifen deckt Hüfte und den Oberkörper; eine Schärpe schlingt sich um die Taille; Schürze und ein längeres Unterkleid sind lustig und heiter gestickt; auf dem Haupte sitzt eine rothe Mütze, oder ein farbenprächtiges Tuch, am häufigsten begnügen sie sich aber mit ihren reichen Haarflechten. Haar, Hände und Hals glänzen im Schimmer kleiner Goldmünzen, Ringe und Perlen. Die Männer tragen kurze Hosen, bis zu den Knieen reichende Gamaschen, Schuhe oder Pantoffel, einen weißen, in zahllosen Falten zusammengelegten Rock — die Fustanella —, eine ärmellose Weste, eine Jacke mit geschlitzten Aermeln, eine Schärpe, über diese einen ledernen Gurt, in welchem Sacktuch, Geldtasche, Tabak und Waffen stecken. Jacke und Gamaschen sind häufig mit Gold verziert. Im Winter trägt man noch einen wollenen Mantel oder ein riesiges Oberkleid aus grobem wasserdichtem Tuch. Den Kopf bedeckt eine rothe Mütze, in manchen Gegenden ein Turban; in diesem Falle wird der Kopf gänzlich rasirt.

Der Charakter des Griechen ist reich an Vorzügen und Schattenseiten aller Art. Er ist lebhaft, geistreich, nervös, listig und stolz auf seine natürlichen Vortheile; er liebt leidenschaftlich sein Vaterland und die Freiheit; aber er ist ein Feind des Gehorsams, neidisch, wenig wählerisch in den Mitteln seiner Ziele und kein Freund anstrengender Handarbeit. Der Grieche besitzt viel Talent; er lernt leicht und schnell, was in seinem Interesse liegt. Der Arbeiter erlernt in wenigen Monaten ein Handwerk; der Geschäftsmann besitzt bald die Fähigkeit sich in fünf bis sechs Sprachen zu verständigen. Für den Ackerbau ist der Grieche nicht eingenommen. Den Boden zu bearbeiten, scheint ihm eine Demüthigung zu sein und er ist jeden Moment bereit, seinen Grund zu veräußern. Der Handel ist sein Lebenselement, hierin wird er von keinem Volke übertroffen; er liebt Reisen und gewagte Unternehmungen. Nebst dabei ist er aber sparsam. Die Griechen sind das nüchternste Volk der Welt; Betrunkenheit kommt äußerst selten unter ihnen vor.

Ein Vorzug des griechischen Charakters ist die Gastfreiheit und Höflichkeit. Es kann nichts Wohlthuenderes gedacht werden, sagt Hans Müller, als die Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit, mit welcher die Griechen einem Fremden entgegentreten. Ein anderer Vorzug ist die große Gleichheit, welche nicht blos im Gesetz, sondern auch im geselligen Verkehr unter allen Ständen herrscht. Hier giebt es keine privilegirten Klassen. Der Herr nennt seinen Diener „Bruder" und behandelt ihn auch demgemäß. In der Oeffentlichkeit wird sich auch der vornehmste Grieche nicht genieren, mit einem ärmlich gekleideten Mann in unbefangenem Gespräch über die Straße zu gehen, oder im Kaffeehaus mit ihm an demselben Tische zu sitzen.

Nebst diesen allgemeinen Zügen besitzen die Bewohner verschiedener Gegenden manche Eigenthümlichkeiten. Der Festländer, d. h. der Nordgrieche hat eine mehr unabhängige Natur, ist edel in seinen Gesinnungen, stolz und übermüthig, viel auf seinen persönlichen Muth haltend, dem gegebenen Worte treu und als Soldat tüchtig, geregelt und aufopfernd. Aber er ist weniger praktisch und besitzt nicht das Handelstalent, das den Südgriechen aus-

zeichnet. Der Peloponnesier ist von einnehmenden Manieren und stets angenehm im Verkehr; von optimistischer Natur sieht er die Dinge gewöhnlich von ihrer schönen Seite. Dagegen ist er schlauer als der Festländer und von Natur ein Kaufmann. Während der Festländer seine Kinder in der Nähe hält, sucht der Peloponnesier, sobald sein Knabe die Schule vollendet, ihm eine einträgliche Beschäftigung, sei es auch in der Fremde, zu geben. Die Inselgriechen, ein wetterhartes, in stetem Kampfe mit den Menschen und Elementen aufgewachsenes Geschlecht, sind im Ganzen viel selbstbewußter und stolzer als ihre festländischen Brüder. Dabei sind sie aber friedliche, arbeitsame, in den Geschäften ehrliche Leute, die als Beruf vorzugsweise die Schiffahrt haben. Die Inselgriechen bilden den Kern der hellenischen Seemannschaften.

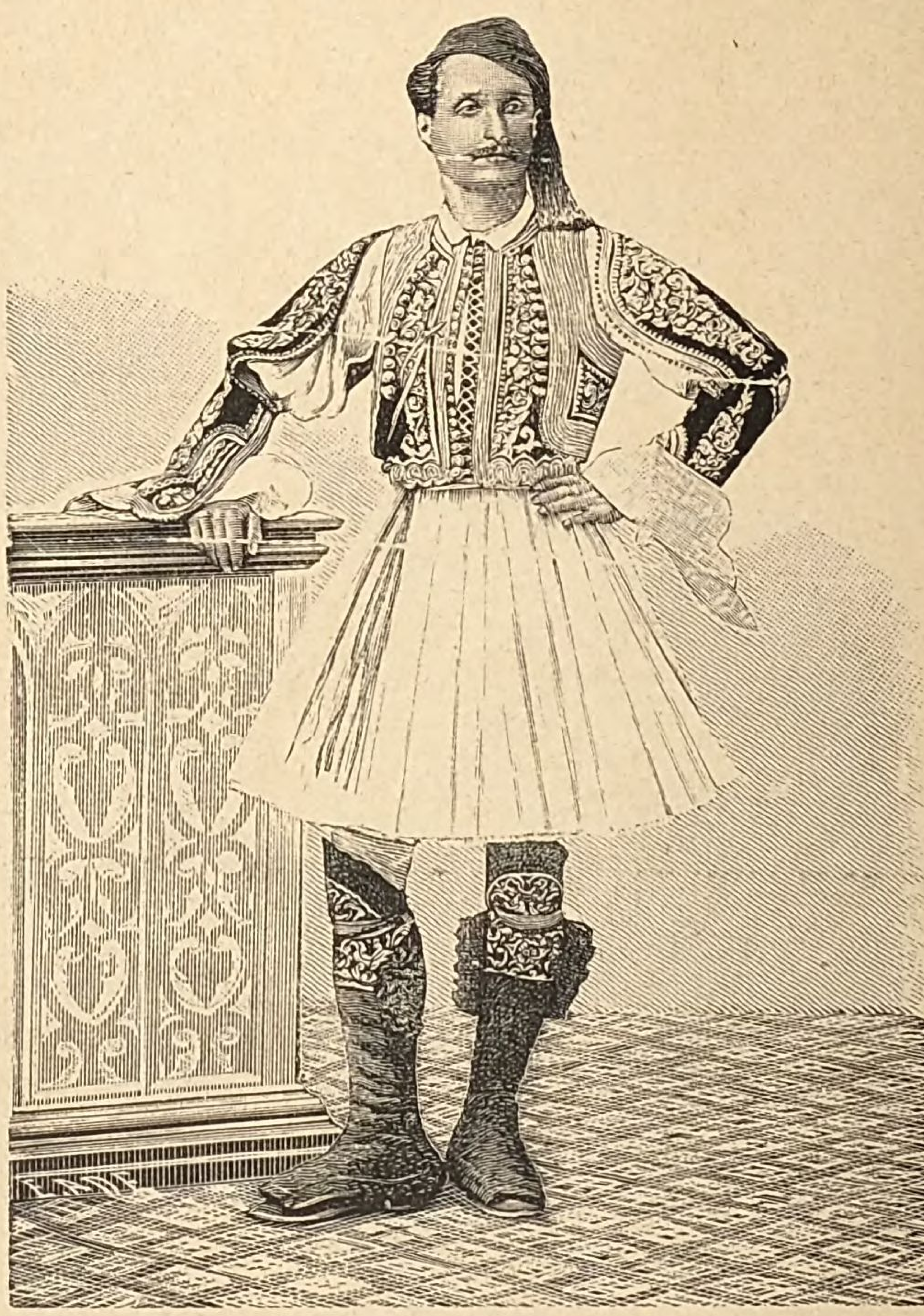


Griechin.

Wie in Bulgarien läuft auch in Griechenland die Ehe ziemlich auf ein Kaufgeschäft hinaus. In Lakonien und Messenien erhält die Braut keine Mitgift, vielmehr muß dieselbe der Bräutigam verschaffen. In manchen Gegenden herrscht die Sitte, noch gar nicht geborene, oder im zartesten Alter stehende Kinder einander zu verloben. Im Hause ist der Mann der „Herr“; er wird von seiner Frau bedient und vor dem Hausgesinde nie anders als „unser Gebieter“ genannt. Trotzdem darf die Stellung der Frau nicht als eine untergeordnete bezeichnet werden. Wie im allgemeinen Leben, herrscht auch in der Familie das Gesetz der Gleichheit. Die Schwester ist dem Bruder, die Frau dem Manne ebenbürtige Lebensgenossin. Im Haushalt, in der Kindererziehung hat sie ihren nächsten Beruf, im Familienrathe in der Regel die erste Stimme. „Die neugriechischen Frauen sind es vor allem,“ sagt Franz von Löher, „welche den schönen Familiensinn nähren und pflegen, welcher ihr Volk adelt und auszeichnet. Es ist rührend und fast unglaublich, wie die Familienglieder für einander arbeiten, dulden und sparen; wie die Brüder nicht heirathen, ehe die Schwestern versorgt sind.“

Der Grieche ist ein treuer Sohn der orthodoxen Kirche. Er wohnt Sonntags gewissenhaft dem Gottesdienst bei, beobachtet ohne Prahlerei oder falsche Scham die zahlreichen ganzen oder halben Fasttage, deren es nicht weniger als 130 giebt; er wallfahrtet mitunter

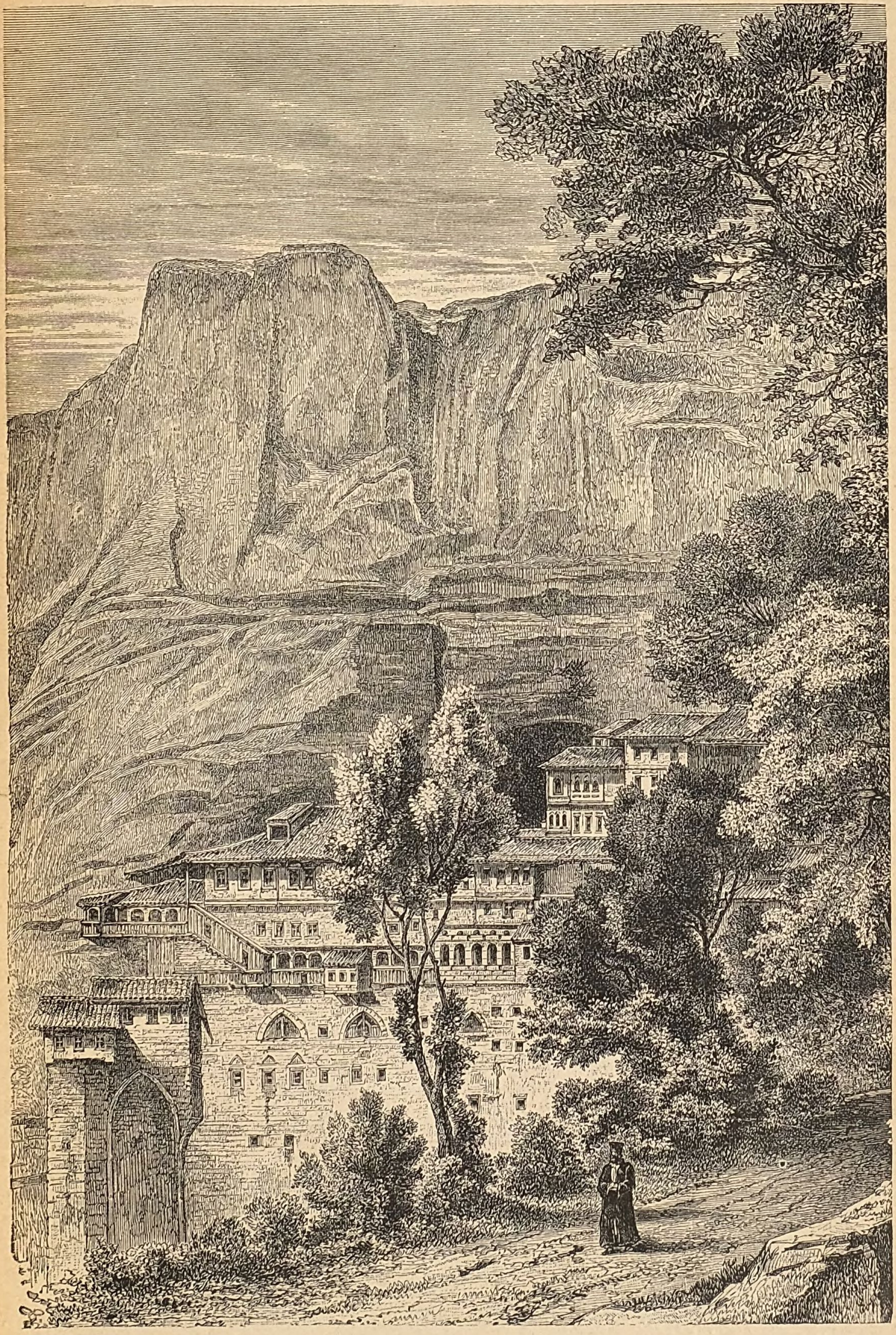
zu den Klöstern, unter denen Megaspilion, im Norden des Peloponnes, das größte und angesehenste ist. Dennoch aber besteht seine Religion in Aeußerlichkeiten. Es ist ganz bezeichnend, was About in dieser Beziehung sagt: „Der griechisch-orthodoxe Glaube ist ein todter Buchstabe, welcher keine Tugenden nährt, sondern in Aeußerlichkeiten zerfließt; er ist reich an kleinlichen Vorschriften, er kasteiet den Leib, ohne Nutzen für die Seele; er ermüdet den Arm, ohne das Herz zu stärken; er beugt den Körper zur Erde nieder, ohne die Seele zum Himmel zu erheben.“ (La Grèce contemporaine. S. 245). Von den religiös-sozialen Sitten wollen wir nach Bötticher nur der Leichenbestattung gedenken. Die Leiche wird binnen 24 Stunden ohne jede andere Hülle als das Sterbekleid der Mutter Erde übergeben. Das Grab ist so flach, daß der Todte kaum vor den wühlenden Hauern der Schweine sicher liegt. Nach drei Jahren wird die irdische Hülle der Erde wieder entrissen, die Knochen werden gereinigt, mit warmem Wein gewaschen, von den Priestern geräuchert, geweiht und nun in die allgemeine Grube oder das Beinhaus gebracht. Auch giebt man den Todten eine Münze mit und stellt bei der jährlichen Erinnerungsfeier der Verstorbenen, Gerste, getrocknete Weinbeeren, Backwerk und Wein als Todtenopfer auf die Gräber.



Grieche vom Festland.

Die Bewohner der Türkei. Die europäische Türkei zählt etwa 5,600,000 Bewohner. Albanesen und Türken bilden nebst Bulgaren und Griechen das Hauptkontingent. Die Zahl der Albanesen wird auf 1,200,000, die der Türken auf 2,000,000 geschätzt.

Albanesen. Die Wohnsitze der Albanesen haben wir schon angegeben. Zunächst zerfällt das Volk in zwei Hauptstämme, in die der Ghegen und der Tosken, die ersten im Norden, die letzteren im Süden des Landes. Die Trennung beruht zuerst auf der Sprache, da die Mundarten beider Hauptstämme dialektisch so verschieden sind, daß eine gegenseitige Verständigung ausgeschlossen ist. Dann auf der Religion. In Nordalbanien überwiegt die katholische (120,000), im Süden die orthodoxe Religion (300,000); die Mohammedaner (800,000) sitzen in der Mitte, von den Nordalbanischen Gebirgen bis zum Grammos Gebirge hinab. Die Hauptstämme scheiden sich wieder in zahlreiche Geschlechter. Die vornehmsten unter den Ghegen sind die Maljsoren, Arnauten und Mirditen.



Das Kloster Megaspilion.

Die Albanesen sind gegenwärtig das einzige Volk in Europa, welches auf der patriarchalischen Grundlage der Stammesregierung steht. Die Hohe Pforte zählt zwar Albanien zu ihren unmittelbaren Besitzungen, aber zu befehlen hat sie beinahe nichts. Jeder Stamm regiert sich selbst. Das Präsidium führt der Häuptling des Stammes, dem der Altenrath zur Seite steht. Nur die katholischen Mirditen machen eine Ausnahme. Diesen steht ein Fürst mit erblicher Würde vor; dieser übt im Vereine mit der höheren Geistlichkeit und den einflußreichen Aeltesten des Landes die Rechte eines Souveräns aus.



Grieche vom Parnaß.

Körperlich sind die Albanesen vielleicht die schönste Rasse auf der Balkanhalbinsel. Besonders die Bewohner von Hochalbanien haben ein Profil, das mit dem der römischen Soldaten, wie sie auf den Triumphbögen aus der Kaiserzeit dargestellt sind, übereinstimmt. Die Ghegen sind untersetzter als die Tosken, aber muskulös, mit schwarzem oder braunem Haar und Augen, ohne Falsch. Die Tosken sind schlank, hochgewachsen, mit schwarzen Haaren, einem scharfen, durchdringenden Blick, in dem ein Zug von Falschheit und Verschlagenheit liegt. Die reichen Frauen sind in ihrer Jugend manchmal wirkliche Schönheiten. Die Tracht gleicht der der Griechen und Serben. Wie in Montenegro gehört auch in Albanien zum vollen Staate des Mannes die Waffe. Auch zwölfjährige Knaben haben schon ihre Waffen und man thut keinen Schritt außer Haus, selbst um Wasser zu holen, ohne seine Pistolen und überdies seine Flinte mitzunehmen. Die Häuser sind aus Lehm oder Stein gebaut und mit Zinnen oder maskirten Schießscharten versehen. Die Familien desselben Geschlechtes bauen ihre Häuser stufenförmig am Abhang eines Berges um eine kleine Erhebung oder auf eine kleine Hügelfläche mit steilen Abfällen. Das Innere ist beinahe von allem Geräthe entblößt; es giebt keinen Rauchfang; die Fenster sind nie mit Scheiben versehen, nur im Winter verschließt man sie mit Papier.

Körperliche Gewandtheit und außerordentliche physische Ausdauer kennzeichnet diese halbwilden Söhne der Berge. Der Albanese ist ein unermüdlicher Fußgänger. Mit Gewehr auf der Schulter klettert er wie eine Ziege auf den Gebirgsrücken herum; er ist lebhaftig und mit außerordentlichem Spürsinn und Geistesgegenwart ausgestattet. Der Muth ist ihm

angeboren. Das abenteuerliche Leben ist so sehr sein Element, daß die Unglücksfälle im Kriege für ihn gar nicht in die Wagschale fallen. Die Albanesen sind in erster Linie Soldaten, wozu sie durch ihren unbändigen und gewaltigen Charakter ganz besonders befähigt werden und zu jeder Zeit waren diese Schweizer des Ostens bereit unter fremdem Banner ihr Leben und Blut um Sold einzusetzen. Wahrscheinlich dienten sie schon als Krieger Alexanders und Pyrrhus; ganz sicher standen sie im Dienste der römischen Kaiser, wie sie später in den Zeiten der großen Sultane unter dem Zeichen des Halbmondes bis vor die Thore von Wien und bis nach Persien zogen. Noch heute findet man albanesische Söldner unter dem Namen „Arnauten" über das ganze osmanische Reich verbreitet.



Tracht in Nordgriechenland.

Giebt es keinen Krieg nach auswärts, so wird innen im Lande Krieg geführt. Hierzu bietet die Sitte der Blutrache genügend Gelegenheit. Eine erlittene Beleidigung und besonders vergossenes Blut kann nur durch Blut gesühnt werden. Man sucht nicht sosehr den Schuldigen, sondern glaubt sich berechtigt, die Rache an dem ersten besten Mitglied der Familie, des Dorfes, des Geschlechtes, oder des Distriktes des Mörders zu vollziehen. Die Rache darf nicht geringer sein, als die Beleidigung; und je schwerer die letztere war, desto ehrenvoller ist es, Rächer zu sein. Manchmal befinden sich zwei Dörfer im Kriegszustande, während die ganze übrige Bevölkerung im Frieden lebt; es kommt auch vor, daß man am Tage pflügt und säet, um sich Abends zu schlagen. Leider kommt es häufig vor, daß der Tod eines Unschuldigen, der auf diese Weise für die Schuld eines Anderen büßen mußte, die Seinigen zur Wiedervergeltung der Rache anspornt, woraus dann endloses Uebel entsteht. Es giebt Familien und Dörfer, welche in jahrelang dauernde Feindseligkeiten verwickelt sind. Im Uebrigen herrscht die Sitte der Blutrache auch in Montenegro.

Trotz seines unbändigen und gewaltthätigen Wesens, besitzt der Albanese manche einnehmende Charakterzüge. Bei vielen Stämmen wird die Gastfreundschaft als eine heilige Pflicht ausgeübt. Wenn der Ghege einen Fremden in sein Haus aufgenommen und mit ihm, wenn auch nur Brot und Salz gegessen hat, so wird die Person für ihn ein Freund, ein Bruder, welchen man selbst gegen seine Bekannten vertheidigen muß. Bei den mohammedanischen

Tosken wird diese Sitte bei weitem nicht in demselben Maße ausgeübt. Ein anderer Zug ist die auch unter den Slaven sich befindliche Sitte der Verbrüderungen und Verschwisterungen. Ein eigentümlicher Zug der albanesischen Frauen ist die außerodentlich lebhafte Zuneigung für ihre Brüder. Dieselben scheinen in ihren Augen manchmal wirklich höheren Werth als ihre Gatten zu besitzen. Ihr heiligster Schwur ist noch immer häufig der beim Namen ihres Bruders ausgesprochene.

Die Ehe und das häusliche Leben bietet nichts Erquickliches. Bei Heirathen pflegen die Eltern die Neigungen ihrer Kinder wenig zu Rathe zu ziehen. Die Braut wird nicht gefreit, sondern gekauft. Man verlobt die Kinder, die noch in der Wiege liegen, aus bloßen Familienrücksichten. Die Frauen sind die reinen Sklavinnen der Männer, die mit Eifersucht behütet und von Jugend auf zu den schwersten Arbeiten angehalten werden. Auch an Schlägen fehlt es ihnen nicht und bei den Tosken sind sie anscheinend eine noch brutalere Behandlung als bei den Ghegen gewohnt. Die Männer sind mit einem Uebermaß der Faulheit ausgestattet. Sie bauen gerade nur so viel, als es zum Leben nothwendig ist und überlassen



Frau aus Eleusis.

noch obendrein alle Sorgen für die Feldarbeit ihren Frauen. Sie thun nichts als ihre Schafe und Ziegen melken, ihre Waffen im Stande erhalten und sich Patronen und Opanken anfertigen.

Christen oder Mohammedaner, gleich abergläubisch sind sie alle. Man trifft an den Straßen die Bäume im Durchschnitt ihrer Aeste mit Steinen geschmückt; dies sind Opfergaben, welche Reisende so aufhäufen in der Hoffnung, die guten Geister werden ihre Glieder von der lähmenden Müdigkeit befreien. Man sieht häufig über den Quellen Nischen, in welche Blumen, Kieselsteine, grüne Zweige, einige Haare des Bartes als Gaben für die guten Geister des Gebirges gelegt werden. Besonders fürchtet der Albanese das böse Auge. Sobald er von einem bösen Blick getroffen worden zu sein glaubt, verfehlt er nicht, Eisen zu berühren und eine Pistole abzuschießen, sonst würde er sich unfehlbar auf seiner Wanderung verirren, oder in die Gewalt der blutsaugenden Vampyre fallen.

Türken. Die schöne Körperform, wodurch der asiatische Türke sich auszeichnet, wurde in Europa durch Beimischung fremden Blutes

stark beeinflußt. Man begegnet zwar vielen edlen Gestalten, aber auch wahrhaft unangenehmen Erscheinungen, während andere mit ihren enormen Nacken, rauhen Stimmen und stechenden Augen, Mißtrauen erwecken. Die Frauen sind im Allgemeinen sehr weiß, haben schöne Formen, doch bewirkt bei ihnen die sitzende Lebensweise eine Neigung zur Korpulenz.

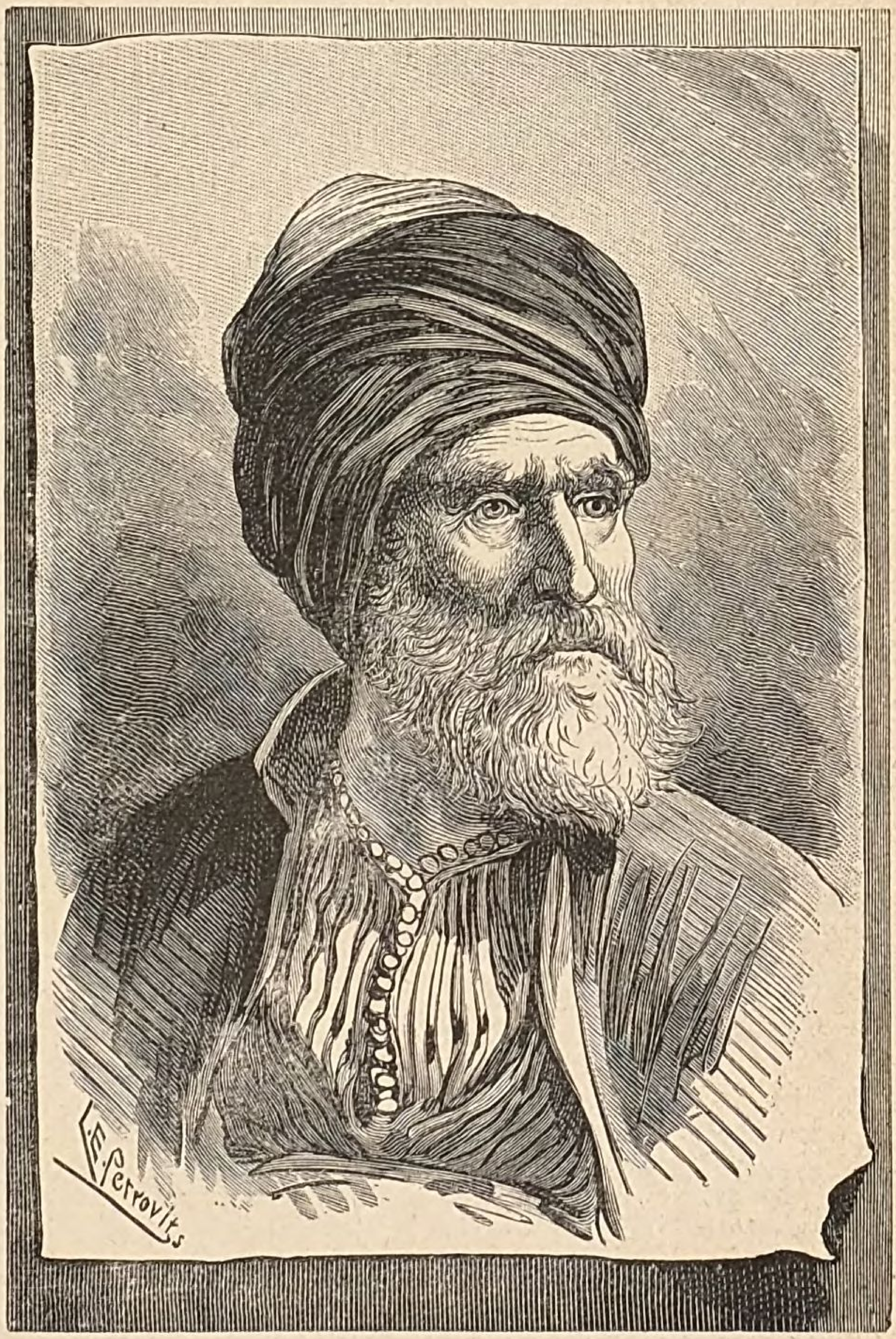
Genug bekannt ist die Kleidung der Türken. Die Männer tragen weite Pluderhosen, ein baumwollenes Gilet, dann die Anterija, ein Oberkleid mit weiten Aermeln. Den Leib umschließt ein langer Shawl, im welchen Pistolen, Messer, Taschentuch und Tabaksbeutel stecken. Die Beine bedecken Gamaschen, die Füße Pantoffeln mit aufwärtsgebogenen Spitzen. Ein mächtiger Turban aus Shawl vervollständigt die Tracht und umgiebt einen weißen Hut oder einen rothen Fez. Turbans von hellgrüner Farbe sind den Geistlichen und den Nachkommen des Propheten vorbehalten. Bei kühlem Wetter trägt man noch runde Kragen, auch riesige Kapuzen oder Hirtenmäntel ohne Aermel. Die Tracht der Frauen besteht fast aus denselben Stücken als die der Männer. Ein Eigenthum der Frauen ist der Schleier, welcher vom zwölften Jahre getragen wird und eine Unmasse von Schmucksachen und wohlriechenden Mitteln, von denen eine ungeheure Menge verbraucht wird. Von großer Wichtigkeit ist die Schminke. Die vornehme Türkin glaubt nicht reizend zu sein, wenn sie das Gesicht nicht weiß oder roth, die Augenbrauen und Haare nicht schwarz, die Nägel mit Henna nicht mahagoniroth färbt.

Das Haus des türkischen Landmannes besteht aus Bruch- oder Geröllsteinen, manchmal aus Holz. Es bildet nur ein Erdgeschoß mit niedrigem Dach, welches etwas gegen die Straße vorragt. Jedes Haus besitzt einen gemeinsamen großen Raum, welcher als Küche dient. Die Häuser der wohlhabenderen Leute sind gleichfalls ohne Rücksicht auf einen gefälligen äußeren Eindruck gebaut; doch wird im Inneren Alles angewendet, um dasselbe nach dem Wunsche des Besitzers behaglich zu gestalten. Dazu gehört eine Galerie, auf welche alle Zimmerthüren hinausgehen und ein quadratischer Salon mit Fenstern im Hintergrunde und dem Eingang gegenüber. In den Städten wird jedes Haus in zwei getrennte Abschnitte eingetheilt, von welchen der eine für den Harem, der andere für den Empfang von Gästen bestimmt ist und Selamlik heißt. Beide Theile stehen durch einen Korridor in Verbindung. Die Paläste der türkischen Großen in Konstantinopel sind bald nur ebenerdig, bald ein- oder zweistöckig, mit vielen Fenstern versehen, reinlich und außen bemalt, ja selbst manchmal mit einigen Vergoldungen verziert.

Was die geistigen Anlagen des Türken anbelangt, so besitzt er ein unzerstörbares Phlegma; Güte, Dankbarkeit, Freigebigkeit, Treue, Mäßigkeit und stoische Resignation bei allen Ereignissen gleicherweise bilden die Grundlagen seines Wesens. An Gastfreundlichkeit übertrifft er wohl die Christen. In vielen mohammedanischen Dörfern wird eigens für Fremde ein bestimmtes Haus erhalten, welches der Wanderer selbst in Abwesenheit des Besitzers beziehen kann. Der Türke lügt nicht und traut dem gegebenen Worte; wird er aber getäuscht, so ist seine Rache schrecklich; er kann erbarmungslos, selbst blind werden. Als Krieger ist er unerschrocken. Weniger voraussichtig als der Serbe, und weniger verschlagen als der Albanese, hat er einen tollkühnen Muth. Die größten Gefahren erscheinen ihm nichts, da doch seine letzte Stunde vom Schicksal längst vorausbestimmt ist, was immer er auch thue.

Denkungsart und Sitte unterscheiden den Türken scharf von den Bewohnern des Westens. Manche unserer Gewohnheiten erscheinen ihm als vernunftswidrig. Unsere Hüte und knappen Gewänder, unsere Fräcke und Damenkleider kommen ihm im höchsten Grade lächerlich und höchst unanständig vor. Sich zu Tische zu setzen, ohne sich vorher gewaschen zu haben, ist in seinen Augen eine schmutzige Gewohnheit. Unsere Schaubühnen verletzen nach seinen Begriffen die gute Sitte und die Ehrfurcht gegen Gott. Unsere Tänze erscheinen ihm als Narrenspäße. Niemals wird sich der ernsthafte Türke zu einem Tanz erniedrigen, ob-

wohl er den Tänzen griechischer und zigeunerischer Tänzerinnen gerne zusieht und der Tanz für die türkischen Weiber ein Theil ihrer Erziehung ist. Unsere Höflichkeitsformen hält er für würdelos und lächerlich, unsere banalen Gespräche für ein unnützes und leichtfertiges Geschwätz. Der Türke ist schweigsam. Fällt ihm für den Augenblick nichts ein, was der Mühe werth ist zu sagen, so wird er sicher den Mund nicht aufmachen. Ritterliche Artigkeit, Zuvorkommenheit gegen die Damen sind dem Türken ein unbekanntes Ding. Der gewöhnliche Mohammedaner begreift kaum, wie man seiner Frau den Arm bieten und so mit ihr spazieren gehen kann. Der gesellige Verkehr beschränkt sich bei den Frauen auf Besuche, welche man sich tagüber gegenseitig abstattet, oder beim männlichen Geschlechte auf Zusammenkünfte in den Kaffeehäusern oder auf öffentlichen Plätzen.




Ein Türke.

Die niedrige Stellung, welche der Frau durch den Islam zugewiesen wird, ist die Quelle einer Menge sozialer Uebel. Nach dem Propheten ist die Frau ein Eigenthum, das der Besitzer nach Belieben gebrauchen oder mißbrauchen kann. „Das Paradies der Frau," so heißt es im Koran, „ist unter den Fußsohlen ihres Gatten." Dem Türken ist die Frau ein Wesen niederer Art, eine Ueberflüssigkeit der Schöpfung, welche geschaffen wurde, um ein Spielzeug des Mannes zu sein. Die Frau ist fast aller Rechte bar. Der Mann darf sich jeden Augenblick eines mißliebigen Weibes entäußern; er braucht nur zu sagen: „Frau sei ledig" und diese muß sofort das Haus verlassen; während dem Weibe das Recht, um Scheidung der Ehe nachzusuchen, nur in seltenen Fällen zusteht. Es ist bekannt, daß der Koran einem jeden Rechtgläubigen gestattet bis zu vier Frauen zu haben. Doch machen die Wenigsten Gebrauch von dieser Ermächtigung. Die Mehrheit der Frauen kommt nur bei den reichsten Leuten vor; die Meisten, namentlich der Mann aus dem Volke, begnügen sich mit einer Frau und schätzen sich glücklich, wenn sie ein Weib erhalten können.

Das häusliche Leben hängt vielfach von den Vermögensverhältnissen ab. Der arme Türke unterscheidet sich in seinem Hauswesen wenig von einer europäischen Handwerker- oder Bauernfamilie. Türkische Frauen aus dem Volke erfüllen die Straßen ebenso wie bei uns. Sie verrichten nicht nur die Arbeit des Haus-

haltes, sondern helfen ihren Männern auch in Feldarbeiten mit. Nicht selten überrascht man die Frauen auf dem Lande ohne Schleier. Die reichen Türkinnen überlassen dagegen alle häuslichen Beschäftigungen ihren Sklaven oder Dienern und so kann man sich leicht denken, welche Ordnung in einem Haushalte herrscht, wo weder Mann noch Weib irgend eine Verrichtung überwachen. Das Leben der vornehmen Türkinnen in dem Harem ist ziemlich einfach und langweilig. Ohne Belehrung und Bildung wie sie sind, gleichen sie Schulkindern, die ihre Langeweile mit Spielen, Singen, Besuchen, Hausklatsch und Genuß von Süßigkeiten verbringen, dabei aber auch ihren Launen freien Lauf lassen. Namentlich spielen unter den Haremsdamen Eifersucht und Rache eine große Rolle. Von einem Familienleben darf kaum Rede sein. Ein geistiger Austausch in den verschiedenen Lebensverhältnissen findet zwischen Mann und Frau nicht statt; die Tugenden der Weiblichkeit, Gemüthstiefe und Zartsinn, sind den Moslimen ganz unbekannt. Die Erziehung der Mädchen bewegt sich um bloße Aeußerlichkeiten, wie Putz- und Gefallsucht, Intriguenspiel und Erlernung einiger weiblicher Arbeiten; die der Knaben ist äußerst mangelhaft, da bei der großen Unwissenheit der Frauen, nur wenige Mütter vorhanden sind, welche ihre Kinder in irgend einer Weise unterrichten können.

Im Uebrigen ist dem Türken nichts wünschenswerther als ein reicher Kindersegen. Im Orient gilt es als ein wirkliches Unglück, als Zauberei, oder als Strafe des Höchsten, wenn man keine Kinder besitzt. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist ein sehr erfreuliches; je niedriger ein Türke steht, desto lieber sind ihm seine Kinder; diese erwiedern den Eltern ihre Liebe vollauf, und insbesondere umgiebt die Mutter eine derartige Ehrerbietung, daß ein Mohammedaner auf dem Sterbebette viel mehr an seine Mutter, als an seine Gattin und seine Kinder denken wird.

Die niedrige Stellung der Frau, das Haremleben hat noch ein anderes soziales Uebel zur nothwendigen Folge, nämlich die Sklaverei. Ohne Sklaven würde es sehr schwierig, ja unmöglich sein, die Frauen in einem Zustande der vollkommenen Abgeschlossenheit zu erhalten. Die Korangesetze gestatten nur dem engsten Familienkreise den Anblick einer unverschleierten Frau; freie Diener dürfen keine Frau ohne Schleier sehen. Viele häusliche Verrichtungen können demnach nicht von freien männlichen Dienstboten verrichtet werden; da ferner muselmännische Mädchen, wie Major Osman-Bey behauptet, nicht gewillt sind anderswo zu dienen und noch obendrein die niedrigen häuslichen Geschäfte nicht verrichten, auch eine solche nicht gewöhnt sind: so ist der Sklavenhalt unentbehrlich. Zwar wurden die öffentlichen Sklavenmärkte schon im Jahre 1855 aufgehoben, zwar hat das Gesetz vom Jahre 1876 allen türkischen Unterthanen des Sultans unbedingte persönliche Freiheit zugesprochen, doch haben diese Maßregeln nicht zur Vernichtung der Sklaverei geführt, sondern nur bewirkt, daß der Sklavenhandel jetzt in verschiedenen Winkeln der Hauptstadt wie des Reichs im geheimen fortgesetzt wird. Namentlich sind es gewisse Kaffeehäuser, wo die Menschenwaare feilgeboten wird. Auch befassen sich mit diesem Handel eine Anzahl von Weltdamen, die nicht selten den höchsten Ständen angehören. Die gänzliche Ausrottung dieses menschenunwürdigen Getriebes kann nur mit gänzlicher Umwälzung auf sozialem und religiösen Gebiet bewirkt werden.

Die mohammedanische Religion und deren Satzungen haben wir im Bande „Asien" S. 398 ganz eingehend behandelt. Um nicht zu wiederholen, wollen wir hier nur folgendes bemerken. Der alte Glaubenseifer der Türken ist zwar gesunken, doch scheuen sie sich keineswegs, sich ihrer religiösen Pflichten selbst in Gegenwart von Christen oder inmitten einer fröhlichen Gesellschaft zu entledigen. Auch finden Pilgerfahrten nach Mekka noch immer statt.

Der Fatalismus, der Schicksalsglaube, hat einer Menge plumpster Anschauungen und abergläubischer Verrichtungen Ursprung gegeben. In Konstantinopel wendet man sich noch an

Astrologen und Wahrsager, um den für das Beginnen gewisser Unternehmungen günstigen Tag zu erfahren. Es giebt Tage, wo man aus Furcht vor einem Mißerfolge sich nichts zu unternehmen traut. Der Flug gewisser Vögel, die Begegnung einer Eule, ein Feuer oder ein Traum sind noch für viele Personen ein Grund trüber Befürchtungen. Allgemein verbreitet ist der Gebrauch der Talismane. Diese sind gravirte oder geschriebene Koransprüche. Man trägt sie eingenäht in den Kleidern, oder in versilberten Büchsen um den Hals, oder in kleinen Säckchen als Schutzmittel gegen Bezauberungen.

# Register.

## E.



## F.



## G.

## L.



## M.

## N.



## O.



## P.

## Q.



## R.



## S.

## T.

## U.



## V.



## W.



## Z.

# Abbildungen.

## Das deutsche Reich.



## Österreich-Ungarn.



## Die Schweiz.



## Italien.



## Rußland.

## Karten.

(Am Ende des Buches.)

# EUROPA.




Artist. Anstalt v. C. Hochdanz, Stuttgart. — Deutsche Meilen

Leo Woerl's Verlag in Würzburg.


Verhältniss = 1 : 16,200,000.

# DEUTSCHLAND
(physikalisch)

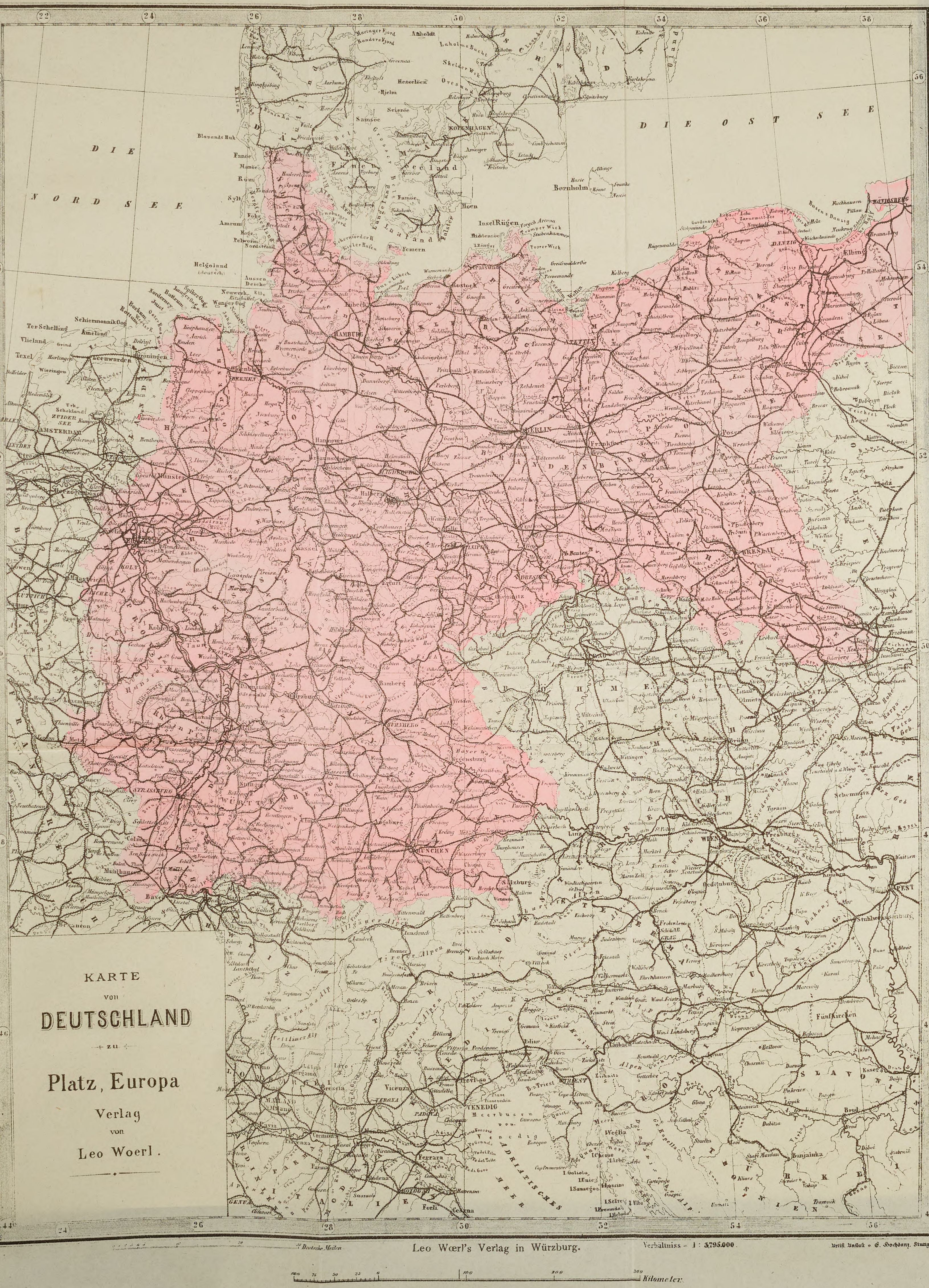



30 Deutsche Meilen — Leo Wœrl's Verlag in Würzburg. — Verhältniss = 1 : 3,795,000 — Artist. Anstalt v. E. Hochdanz. Stuttgart.

Kilometer.



# DEUTSCHLAND.




Leo Wœrl's Verlag in Würzburg. Verhaltniss = 1 : 3,795,000

Artist. Anstalt v. G. Hochdanz, Stuttgart.

# OESTERREICHISCH - UNGARISCHE MONARCHIE.




Leo Woerl's Verlag in Würzburg.

Verhältniss = 1: 3,795,000.

# ITALIEN.



Leo Woerl's Verlag in Würzburg. Verhältniss 1 : 3848000 Art. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

# DIE BALKANHALBINSEL.




Leo Wœrl's Verlag in Würzburg. Verhältniss 1 : 4 400 000.





Tracht aus dem Oberamt Calw.

Platz, Bonifazius,

Die Völker der Erde

Bd.: 5

Würzburg [u.a.] 1893